JKM LIBRARY
3 9967 00332 8767

Otto Seeck

Geschichte des Untergangs der antiken Welt.

I.

Otto Seeck.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt.

Erster Band.

Geschichte

des

Untergangs der antiken Welt.

Von

Otto Seeck.

Erster Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Berlin 1910.
FRANZ SIEMENROTH
SW. 11, Hafenplatz 9.

Alle Rechte vorbehalten.

30613

VIRGINIA LIBRARY
MCCORMICK
THEOLOGICAL SEMINARY

JKM Library
1100 East 55th Street
Chicago, IL 60615

311
S45
Bd.

Hans Hoffmann

zugeeignet.

Vorrede.

Dieses Buch hat sich die Aufgabe gestellt, nicht nur dem Gelehrten bei seinen Forschungen zu dienen, sondern auch den Gebildeten an einem charakteristischen Beispiel in die Gesetze des historischen Werdens und Vergehens einzuführen. Die Form der Darstellung setzt daher bei dem Leser kein grösseres Wissen voraus, als jede Mittelschule zu gewähren pflegt, und die Quellenbelege, die nur für den Fachmann Wert haben, sind abgetrennt und in ein besonderes Heft verwiesen, das nicht mit dem Texte gekauft zu werden braucht.

In zusammenhängender Geschichtserzählung soll das ganze Werk nach seiner Vollendung die Zeit von Diocletian bis auf den Untergang des weströmischen Reiches umfassen. Aber diese kurzen zwei Jahrhunderte sind das Schlussergebnis einer ausgedehnten Entwicklung und können nur als solches richtig verstanden werden. In denjenigen Büchern, welche die Gründe für den Zusammensturz der antiken Welt erörtern, namentlich im zweiten, dritten und vierten, musste ich daher weit ausholend in viel frühere Zeiten zurückgreifen, oft bis in den ersten Anfang der bekannten Geschichte. Dies war um so notwendiger, als ich, wie gesagt, bei meinen Lesern keine Kenntnisse, die über den Kreis der allgemeinen Bildung hinausgehen, voraussetzen wollte. Wenn ich dadurch gezwungen war, vieles breit auseinanderzusetzen, was dem Gelehrten längst bekannt ist, so mag er dies mit dem Doppelzwecke des Buches entschuldigen und, was ihm unnötig scheint, überschlagen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass die Schilderung der Zustände und Voraussetzungen der von mir dargestellten Zeit einen sehr breiten Raum einnehmen wird. Demgemäss ist für das ganze Werk folgende Einteilung beabsichtigt:

I. Buch. Die Anfänge Constantins des Grossen.
II. Buch. Verfall der antiken Welt.
III. Buch. Die Verwaltung des Reiches.
IV. Buch. Religion und Sittlichkeit.
V. Buch. Die Constantinische Dynastie.
VI. Buch. Valentinian und seine Familie.
VII. Buch. Die Auflösung des Reiches.

Wie in dem ersten Bande zwei Bücher zusammengefasst sind, so sollte es auch in den folgenden geschehen. Doch obgleich ich mich unnützer Breite nach Kräften enthalten habe, ist doch das vierte Buch allein über den Umfang eines ganzen Bandes hinausgewachsen. Infolge dessen wird das Werk nach seiner Vollendung voraussichtlich fünf Bände füllen.

Um das Nachschlagen von Citaten zu erleichtern, sind die Seitenzahlen der ersten Auflage von S. 38 an, wo sie von denen der späteren abzuweichen beginnen, am Rande vermerkt worden. Nach diesen Zahlen werde ich in den späteren Bänden citieren und bitte diejenigen, welche künftig dies Werk benutzen, es ebenso zu machen. Denn die Randziffern werden immer dieselben bleiben, während die Zahlen, welche oben auf der Seite stehen, sich mit jeder neuen Auflage ändern können.

Münster i. W.

Otto Seeck.

Inhalt.

I. Die Anfänge Constantins des Grossen. Seite

1. Diocletian und seine Mitregenten 1
2. Die Erhebung Constantins 42
3. Maxentius und die beiden Maximiane 77
4. Die Schlacht an der Milvischen Brücke 114
5. Die Herstellung der Reichseinheit 143

II. Verfall der antiken Welt.

1. Die Germanen 191
2. Das römische Heer 234
3. Die Ausrottung der Besten 269
4. Sklaven und Klienten 308
5. Die Entvölkerung des Reiches 337
6. Die Barbaren im Reich 391

Erstes Buch.

Die Anfänge Constantins des Grossen.

Erstes Kapitel.

Diocletian und seine Mitregenten.

Am 1. Mai des Jahres 305 vollzog sich gleichzeitig in Mailand und Nicomedia eine Zeremonie, wie das Römerreich noch keine gesehn hatte. Freiwillig legten zwei Kaiser die Herrschaft nieder und übertrugen sie in Frieden auf Nachfolger, die sie selbst gewählt und lang erprobt hatten. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Herrscher so lange regiert, wie Diocletian und Maximian; fast keiner war eines natürlichen Todes gestorben; die meisten der sich schnell folgenden Thronwechsel waren durch Bürgerkriege eingeleitet worden. Diese harte Zeit der inneren Wirren, die das Reich bis in seine Grundfesten erschüttert hatten, schien jetzt abgeschlossen, und freudig blickte man einer ruhigen Zukunft entgegen.

Diese Hoffnung sollte sich freilich als trügerisch erweisen; aber dass man sie überhaupt hegen konnte, dass ein Herrscher sich zwanzig Jahre lang auf dem Thron behauptet und durch Adoptionen eine Dynastie gegründet hatte, der niemand die Anerkennung versagte, war damals schon ein grosser, verheissungsvoller Erfolg. Diocletian, dem man ihn zu danken hatte, war ein wunderlicher Ideologe, ein grüblerisches Halbgenie, reich an Einfällen, aber arm an Menschenkennt-

nis und praktischer Lebensweisheit, einer von jener Art, aus der heutzutage die gewerbsmässigen Erfinder hervorgehen. Als Ratgeber eines klugen und selbstständigen Fürsten, der sich durch die Überfülle seiner geistvollen Ideen anregen zu lassen, aber auch sie zu sichten und das Unreife auszuscheiden verstand, wäre er trefflich an seinem Platze gewesen; als Kaiser selbst war er seiner Aufgabe, so ernst er sie fasste und so pflichtgetreu er sie zu erfüllen strebte, doch nicht ganz gewachsen. Ängstlich zugleich und vermessen, jeder ausgetiftelten Gefahr scharfsinnig vorbauend und doch immer die nächstliegende übersehend, rechthaberisch, aber ewig wechselnd in seinen Meinungen und Absichten, hätte er dem Reiche wahrscheinlich viel mehr Unheil als Glück gebracht, wenn unter den tausend Plänen, die er ausheckte und hastig ins Werk setzte, umgestaltete oder wieder verwarf, sich nicht zufällig gerade derjenige, welcher die Dauer seiner Herrschaft zu sichern bestimmt war, bis zu einem gewissen Grade bewährt hätte.

Ein Dalmater niedrigsten Standes, hatte sich Diocles im Kriegsdienst zum Befehlshaber der Leibgarde aufgeschwungen, auch schon einmal das Consulat bekleidet, als Kaiser Carus auf seinem Siegeszuge ins Innere des Perserreiches von einem Blitzstrahl erschlagen wurde. Die Nachfolge schien gesichert; denn der Verstorbene hinterliess zwei erwachsene Söhne, die er schon längst zu seinen Mitregenten ernannt hatte. Der ältere, Carinus, war im Westen zurückgeblieben, um den Vater dort zu vertreten; der jüngere, Numerianus, begleitete das Heer. So konnte er gleich dessen Treuschwur entgegennehmen und, nachdem der Frieden mit den Persern eiligst hergestellt war, es seinem Bruder zuführen. Unterwegs wurde er von

einem Augenübel befallen, das ihn zwang, zum Schutze vor der blendenden Sonne des Südens in geschlossener Sänfte zu reisen. Längere Zeit blieb er so jedem Verkehr mit den Soldaten entzogen; den Oberbefehl führte an seiner Statt sein Gardepräfect und Schwiegervater Aper. Als man in der Nähe von Nicomedia angelangt war, glaubten einige zu bemerken, dass aus der Sänfte, die noch immer das Heer begleitete, Leichengeruch hervordringe; man riss sie auf und fand den Kaiser tod.

Das Aper der Mörder sei, stand der aufgeregten Menge ohne weiteres fest; keiner dachte an die naheliegende Möglichkeit, dass Numerian eines natürlichen Todes gestorben sei und sein Schwiegervater dies nur verheimlicht habe, damit das führerlose Heer sich nicht zu übereilten Schritten hinreissen lasse. Der Kaisermord war eben so sehr zur Regel geworden, dass man ihn in einem zweifelhaften Falle wie dieser als selbstverständlich betrachtete. Drohend forderte das Heer Gericht und Rache für den Sohn des siegreichen Carus. Doch auf gesetzlichem Wege war dieser Wunsch nicht so bald zu erfüllen, wie die Ungeduld der wilden Massen es erheischte. Denn über den Präfecten gab es keinen Richter als den Kaiser, und dieser war jetzt in dem fernen Italien; Monate mussten vergehen, ehe man zu ihm gelangte. Und wer wusste, ob nicht Carinus mit Aper unter einer Decke steckte? Sein Ruf war nicht der beste, und der Mitregent mochte ihm lästig sein. An angestifteten Hetzern, die solche Gerüchte verbreiteten und die Aufregung schürten, wird es kaum gefehlt haben; so kam es denn wieder einmal zu einer Militärrevolte, wie sie damals zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten. Um nicht die Rache für den

einen Sohn des Carus in ungewisse Ferne hinausgerückt zu sehen, wurde das Heer zum Verräter an dem andern und forderte eine neue Kaiserwahl. Seinem Willen gehorsam traten die Offiziere zusammen und vereinigten ihre Stimmen auf Diocles, dessen überlegener Verstand ihm unter diesen Halbbarbaren längst ein hohes Ansehn verschafft hatte. Er wusste schnell und summarisch Gericht zu halten, wie es der Leidenschaft der Soldateska entsprach. Als er sich zum erstenmal im kaiserlichen Schmucke dem Heere vorstellte und die Zurufe entgegengenommen hatte, durch welche es die Vorwahl der Offiziere bekräftigte, zog er feierlich sein Schwert aus der Scheide, erhob es zum leuchtenden Antlitz des Sonnengottes und schwur, dass er am Tode Numerians unschuldig sei und nie nach der Krone gestrebt habe. Dann wandte er sich zu Aper, der, wie es dem Präfecten zukam, hinter dem Kaiser auf der Tribüne stand, und stiess mit dem Rufe: „Dieser hat den Mord angestiftet!“ den Verdächtigen kurzweg nieder. Der Jubel der zuchtlosen Banden lohnte diese soldatische Justiz.

So bestieg am 17. November 284 Gaius Valerius Diocletianus, wie er, seinen Freigelassenennamen vornehmer umgestaltend, sich von jetzt an nannte, zu Nicomedia den kaiserlichen Thron. Ein Mord hatte ihm die Weihe gegeben, und dieselbe Rohheit des Rechtsgefühls, die seine erste Regierungstat kennzeichnet, ist ihm auch weiter treu geblieben. Er war nicht grausam aus Lust, wie ein Caligula und Nero — hat er doch sogar bei der Christenverfolgung anfangs jedes Blutvergiessen zu vermeiden gesucht —, aber er scheute auch vor keiner Grausamkeit zurück, wo sie ihm nötig oder nützlich schien. Seiner soldatischen Vergangenheit entsprechend, die von jeder

juristischen Bildung unberührt war, blieb seine Justiz immer hart und unerbittlich wie das Standrecht. Als er im J. 301 den törichten Versuch machte, für die Preise alles Verkäuflichen einen Maximaltarif aufzustellen, setzte er Todesstrafe darauf, wenn jemand ein Laib Brod zu teuer verkaufte oder zu hoch bezahlte oder auch nur seine Waren nicht auf den Markt brachte, und tatsächlich wurde sie an vielen vollstreckt, bis er selbst sich überzeugte, dass sein Gesetz sich nicht aufrecht erhalten liess. Unter ihm wurde es üblich, bei der Steuereinschätzung die Folter anzuwenden, um von den Untertanen Geständnisse über die Höhe ihres Vermögens zu erpressen. Gegen seine Feinde hat er nicht blind gewütet, wie Leidenschaftlichkeit seinem Charakter überhaupt fremd gewesen zu sein scheint. Nach dem Sturze des Carinus hatte er Gerechtigkeitssinn genug, um diejenigen, welche, ihrem Kaiser treu, seine Gegner gewesen waren, nicht nur ungestraft zu lassen, sondern sogar in ihren Ehren und Würden zu bestätigen. Aber jede Verschwörung, jeden Aufstand, der später gegen ihn als anerkannten Herrscher ausbrach, hat er in Strömen Blutes erstickt. Die Majestätsprozesse rafften unter ihm nicht viel weniger Opfer hinweg, als unter den schlechtesten seiner Vorgänger, ja er soll auch ganz unverdächtige Männer haben hinrichten lassen, nur weil ihr Vermögen ihn zur Konfiskation reizte. Denn seinen Schatz stetig zu vermehren und sparsam zu hüten, war für die Politik des vorsichtigen Kaisers einer der Hauptgesichtspunkte.

Aber nicht nur Rohheit und Grausamkeit ist das Kennzeichen des gewerbsmässigen Soldaten, sondern auch Loyalität. Die Gewohnheit der Disziplin unterwirft seine Seele noch unbedingter als die des Bürgers

der Gewalt des einen Mannes, dessen Hand über Leben und Tod, über Gunst und Strafe mit unbeschränkter Freiheit schaltet. Auch in dieser Zeit hatte der Fahneneid seine Macht über die Gemüter nicht ganz verloren. Selbst der Aufstand gegen Carinus, dessen nächstes Ziel doch die Rache für den Tod des legitimen Herrschers war, ist ein Beweis dafür. Auch Diocletian war zu unbedingter Hingebung an den Allmächtigen erzogen worden: als er an dessen Stelle trat, schlug sie in Selbstvergötterung um. Wenn er anstatt des schlichten Purpurs Gewänder und Schuhe, die mit Perlen und Edelsteinen geschmückt waren, zum Abzeichen der Kaiserwürde machte; wenn er sich für den Sohn des Jupiter ausgab und danach den erblichen Beinamen Jovius annahm; wenn er sein Bild neben denen der Götter aufstellen und verehren liess und von allen, die seinem Throne nahten, anbetendes Niederknien verlangte, so war dies mehr als eine Komödie, erdacht um den Untertanen die göttliche Weihe des Kaisertums recht augenscheinlich vorzuführen: es war der Ausdruck seiner eigenen innersten Überzeugung. Er wusste wohl, dass er jeden Augenblick einem Soldatenaufstande zum Opfer fallen könne — die quälende Furcht davor hat seine ganze Politik beherrscht —, aber so lange er die Krone trug, fühlte und duldete er keine Schranke seiner Macht. Über den Wert der Metalle und über das dynastische Gefühl der Soldaten, über die Preise der Lebensmittel und über den Glauben seines Volkes meinte er ebenso unbedingt verfügen zu können, wie über Leib und Gut der knechtischen Masse. Beugte sich ihm nicht alles, so fuhr er mit Schwert und Folter drein, bis er sich an dem Widerstande, nicht der Menschen, sondern der Verhältnisse so derb den Kopf zerstiess, dass er

eine Umkehr als unvermeidlich erkannte. Dann war schnell ein neuer Plan bereit, der mit der gleichen grausamen Rücksichtslosigkeit durchgeführt wurde, bis er wieder einem neuen Platz machen musste. Symbolisch für sein ganzes Regierungssystem ist dasjenige, was uns von seiner Bautätigkeit in Nicomedia berichtet wird. „Ihn erfüllte eine unendliche Baulust, verbunden mit einer nicht geringeren Bedrückung der Provinzen, die Arbeiter und Handwerker und Gespanne, kurz alles, was zur Herstellung der Gebäude nötig war, stellen mussten. Hier eine Markthalle, hier eine Rennbahn, hier eine Münzstätte, hier eine Waffenfabrik, hier ein Haus für seine Frau, hier für die Tochter. Plötzlich wird ein grosser Teil der Stadt niedergerissen; alles wanderte aus mit Weib und Kind, als wäre der Feind in die Mauern gedrungen. Und war dies fertiggestellt aus dem Marke der Provinzen, dann hies es: „Es ist nicht recht gemacht; es soll anders gemacht werden.“ Aufs neue lies er einreissen und verändern, um es dann vielleicht zum zweitenmal umzuwerfen.“ Und so ging es auf allen andern Gebieten; hat er doch selbst an seiner Titulatur immerfort etwas zu verwerfen und zu verbessern gefunden. In der ängstlichen Weise, die ihm eigen war, unterwarf er seine Pläne oft langen Besprechungen mit seinen Vertrauten; doch jeder im hohen Rat wusste, welche Entscheidung der Kaiser wünschte, und stimmte danach. Aber hätte dies auch anders sein können, zuletzt hätte er doch immer nach den wechselnden Einfällen des eigenen Kopfes gehandelt.

Lange mochte sein beweglicher Geist über den Schäden des Römerreiches gegrübelt und nach Heilmitteln dafür gesucht haben, ehe er schon als bejahrter Mann zur Herrschaft gelangte. Jetzt waren

alle Rezepte fertig — natürlich nur so lange, bis ein anderes Heilverfahren beliebt wurde —, und mit überstürzender Hast wurde dem hilflosen Kranken eine Arznei nach der andern in den Mund gezwängt. Gleich die ersten Monate von Diocletians Regierung sahen eine neue Münzordnung, ein neues System der Mitregentschaft und Thronfolge, namentlich aber den unerhörten Bruch mit einer tausendjährigen Vergangenheit, dass Rom aufhörte Residenz und dadurch Mittelpunkt des Reiches zu sein. Bald folgten Umgestaltungen der Provinzialverwaltung, des Steuer- und Militärwesens und, was ja nicht zu vergessen ist, der ganzen Hofetikette, fast jede dieser Reformen in mehreren, immer wieder verbesserten Auflagen. Manche seiner Neuerungen waren geistvoll und zweckentsprechend, viele ganz oder halb verfehlt, alle von der kühnsten Rücksichtslosigkeit gegen das Bestehende. Vor Sitten und Einrichtungen der Vorväter hatte Diocletian zwar sehr viel Respekt, namentlich soweit sie schon in der Väter Zeiten untergegangen waren. Was im Ersterben war, wie die alte Religion, suchte er zu stützen, was verschollen war, herzustellen; aber was noch in vollem Leben bestand, schien ihm alles wert, dass es zu Grunde gehe. In den zwanzig Jahren seiner Regierung ist das römische Reich gründlicher umgestaltet worden, als in den vorhergehenden drei Jahrhunderten.

Denn diese revolutionäre Politik sich überstürzender Neuerungen ist nicht etwa vorübergebraust wie ein Sturm, nur Trümmer hinter sich zurücklassend. Was Diocletian erbaut hat, krachte zwar gleich von Anfang an in allen seinen Fugen und bedurfte eines ununterbrochenen Flickens und Besserns; aber diese baufälligen Schöpfungen sind nichtsdestoweniger jahrhundertelang aufrecht geblieben, und seine Ideen

haben im Römerreiche fortgewirkt, so lange es überhaupt noch bestehen sollte. Die Untertanen seufzten unter seinem Drucke; aber dennoch blickten selbst die verfolgten Christen mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht zu ihm empor, und sein Andenken blieb hoch gefeiert bis auf den heutigen Tag.

Die Dauerbarkeit seiner hastigen Reformen, der Zauber, den seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen ausübte und der noch jetzt unverstanden fortwirkt, hatten ihren letzten Grund darin, dass er ein so vollkommener Repräsentant seiner Epoche war, wie keiner ausser dem grossen Constantin, der eben darum auch manche Ähnlichkeiten mit ihm zeigt. Revolutionen und Bürgerkriege, Pestilenzen und Barbareneinfälle hatten im Römerreiche furchtbar aufgeräumt. Von den alten Geschlechtern, die befähigt und geneigt waren, die Traditionen einer früheren, besseren Zeit aufrecht zu erhalten, war in Rom wie in den Provinzen kaum ein verschwindender Rest übriggeblieben. Die Nachkommen von Sklaven und Ausländern waren in ihre Stellen eingerückt, und mit dem neuen Blute war ein neuer Sinn zur Herrschaft gelangt. Zwar war die Begeisterung für das Altertum grösser als je zuvor: Literatur und Kunst ahmten es sklavisch nach; die Projektenmacher, die wie Pilze aus der Erde schossen, glaubten ihre verrückten Pläne nicht besser empfehlen zu können, als indem sie behaupteten, mit ihnen die vergessene Weisheit der Väter wiederzubringen; selbst die Kaiser liessen sich gern als Hersteller des Altertums preisen, und fast jeder unternahm es, einzelne von dessen verschollenen Institutionen zu neuem Leben zu erwecken. Doch wie sich von selbst versteht, scheiterten diese Versuche kläglich, und die gute alte Zeit blieb ein un-

erreichbares Ideal. Was sich aber von ihr noch erhalten hatte, verachtete man, weil es ja durch sein Überleben zu einem Teil der kläglichen Neuzeit geworden war. Das Haus, in dem man gewohnt hatte, war zusammengestürzt, und eiligst suchte man nicht aus den Trümmern, sondern über ihnen ein neues Gebäude herzustellen Jeder machte Pläne dazu, die nur in dem Gedanken übereinstimmten, dass alles anders werden müsse, als es zur Zeit war. Eine zügellose Herrschaft der grauen Theorie, ein radikales Unbekümmertsein um alles Bestehende, ein wildes Experimentieren auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, ein Übermaass tief einschneidender und sich immer wieder aufhebender Gesetze und Verordnungen bildet daher die Signatur des ganzen vierten Jahrhunderts. Wenn also Diocletian der erste war, in dem dieser neue Zeitgeist seine volle Verkörperung fand, so tat er damit nichts anderes, als was alle seine Nachfolger taten und was seine Zeitgenossen von ihrem Kaiser erwarteten und verlangten, und er tat es trotz aller Härten und Fehlgriffe mit soviel Geist, dass seine Ideen allgemeine Bewunderung fanden und noch ferne Geschlechter unter ihrem Bann erhielten. Wir, die wir vom Standpunkte der Nachwelt aus alle Folgen seines Tuns überschauen können, haben ein Recht, ihn streng zu beurteilen; doch sollen wir dabei nie vergessen, dass er den Besten seiner Zeit genuggetan hat und aus diesem Grunde für alle Zeiten Anerkennung heischen darf.

Ziele und Wirkungen seiner überhasteten Reformpolitik im einzelnen zu besprechen, wird sich in einem späteren Abschnitt Gelegenheit bieten; hier verweilen wir nur bei seiner Thronfolgeordnung. Die erste und dringendste Aufgabe, welche sich der Herrscher ge-

stellt sah, bestand darin, das Zeitalter der Militärrevolten endlich abzuschliessen und eine dauernde Regierung zu begründen. Der erste Caesar hatte nach dem Titel eines erblichen Königs von Rom gestrebt, um so für seine Alleinherrschaft den einzig angemessenen und jedermann verständlichen Ausdruck zu schaffen; er war untergegangen, weil seine Zeit wohl das Wesen, aber noch nicht den Namen der Monarchie ertrug. Hierdurch belehrt, hatte sein Nachfolger sie in eine Form gegossen, die sich scheinbar den republikanischen Institutionen einfügte. Augustus schuf für sich kein Amt mit festem, einheitlichem Namen und klar umgrenzten Befugnissen, wie es Consulat, Dictatur oder auch das Königtum waren, sondern er liess sich verschiedene Ämter und Rechte übertragen, von denen kein einziges in der Republik ohne Beispiel war, die aber freilich in ihrer Gesamtheit ihrem Inhaber eine Macht verliehen, die ihn hoch über alle ordentlichen Magistrate erhob. Die Handhabe dazu bot eine Fiktion, die in den vorausgegangenen Bürgerkriegen ihre Rechtfertigung fand. Man nahm an, der Staat befinde sich im Zustande ungewöhnlicher Gefahr, die nur durch eine übermenschliche Kraft abzuwenden sei; eine solche biete sich dar in dem Sohne des Divus Julius, der göttlichen Blutes und selbst bestimmt, dereinst unter die Götter aufgenommen zu werden, einstweilen von ihnen gesandt sei, um dem Reiche die Sicherheit wiederzugeben. Zu diesem Zwecke bedürfe er einer dauernden und überlegenen Stellung inmitten der wechselnden Magistrate, bis sein hoher Beruf erfüllt sei. Es liegt im Wesen dieser Fiktion, dass im Prinzip das Kaisertum nicht erblich, ja nicht einmal lebenslänglich sein konnte; denn war die Gefahr vorüber, so hörte seine Be-

rechtigung auf. Augustus übernahm die Gewalt daher auch immer nur auf fünf oder zehn Jahre, nach deren Ablauf er regelmässig Miene machte, sie niederzulegen, und sich nur durch die Bitten von Senat und Volk zu ihrer Weiterführung bestimmen liess. Diese Komödie haben sich seine Nachfolger zwar gespart, aber wenigstens bei jedem Thronwechsel musste der Theorie nach die Frage auftauchen, ob denn die ausserordentliche Notlage des Staates, die zur Begründung der Kaisergewalt geführt hatte, noch fortdauere, und ob wieder der ausserordentliche Mann sich finden lasse, dem man die Macht zu ihrer Überwindung anvertrauen könne. Formell bestanden alle republikanischen Magistrate fort; ihre Funktionen hatten rechtlich keine Änderung erfahren: sobald man beim Ableben des Kaisers die Wahl eines neuen unterliess, schien also die Republik von selbst wieder da zu sein. In dieser Weise ist ihre Erneuerung nach dem Tode des Caligula und zum zweitenmale nach dem des Nero tatsächlich versucht worden, und vielen der besseren Kaiser rühmte man noch in später Zeit, wenn auch mit Unrecht, nach, sie hätten ihre Gewalt niederlegen und die Volksfreiheit herstellen wollen.

Zu diesen Theorien stand freilich die Praxis im schroffsten Widerspruche. Monarchie und Dynastie sind eben untrennbare Begriffe; kaum begann jene sich vorzubereiten, so regte sich in den Massen schon das dynastische Gefühl. Caesar hat seine Macht als Erbe des Marius empfangen, Augustus als Erbe Caesars, und später galt unabänderlich, nicht rechtlich formuliert, aber stillschweigend anerkannt, der Grundsatz, dass der nächste Verwandte des Kaisers auch sein gegebener Nachfolger sei. Jedem Herrscher, der in Frieden zu seinen Vätern versammelt wurde,

ist daher sein civilrechtlicher Erbe, mochte er nach dem Blute oder durch Adoption berufen sein, auf dem Throne gefolgt, ohne dass man doch die Erblichkeit des Kaisertums prinzipiell zugestanden hätte.

Trotzdem kann man es auch nicht ein Wahlamt nennen; denn man wählte dazu nicht einen aus mehreren geeigneten Kandidaten, wie zum Consulat oder zur Prätur. Es war eben überhaupt kein einheitliches, gesetzlich dauerndes Amt, das immer neu besetzt werden musste, wenn es erledigt war, sondern eine Summe von Ämtern und Würden, die ausserordentlicherweise auf einem Manne um seiner besonderen Verdienste und Fähigkeiten willen vereinigt wurden. Mit dem Kaiser starb daher auch jedesmal das Kaisertum, und wenn es in seinem Nachfolger wieder auferweckt wurde, so brauchten die Ehren und Befugnisse, welche man ihm übertrug, keineswegs genau dieselben zu sein, die sein Vorgänger besessen hatte. Dieser zusammengesetzten Kompetenz entsprechend ist auch die Bestellung des Kaisers keine einheitliche Handlung, sondern sie zerfällt in eine ganze Reihe von Einzelzeremonien. Ein besonderer Akt verleiht ihm das Proconsulat; dann berät der Senat seine tribunicische Gewalt, formuliert das Ausnahmegesetz, durch welches sie ihm übertragen werden soll, und definiert in den Paragraphen desselben die unterscheidenden Befugnisse, die der Kaiser vor den wirklichen Volkstribunen und den übrigen Beamten voraus hat. Durch einen Volksbeschluss wird dies bestätigt; ein zweiter eröffnet ihm den Eintritt in die hohen Priestertümer, deren Mitglieder ihn dann, jedes Kolleg in einer besonderen Sitzung, als ihren Genossen kooptieren. Hierauf erhebt ihn eine dritte Volksversammlung zum Pontifex maximus; noch später,

mitunter erst nach Jahren, erteilt ihm der Senat den Titel Vater des Vaterlandes. Der wesentlichste dieser Akte war rechtlich das Gesetz über die tribunicische Gewalt, durch das nach der Auffassung der späteren Juristen das Volk seine Souveränität auf den Kaiser übertrug; an praktischer Wichtigkeit aber wurde es durch die Verleihung des Proconsulates weit übertroffen. Denn diese gab mit den Provinzen zugleich die Heere in seine Hand, und wer die Macht hat, ist der Herr, welches immer sein Rechtstitel sein mag. Deshalb knüpft dasjenige, was man allenfalls die Kaiserwahl κατ' ἐξοχήν nennen kann, durchaus an das Proconsulat an, und eben dies war das Verhängnis des römischen Reiches.

Augustus und seine nächsten Nachfolger haben sich nie Proconsuln genannt, obgleich ihnen das Recht dazu zweifellos zustand. Sie verschleierten es gern, dass ihre Gewalt auf dem Degen beruhte, und stützten sie formell lieber auf ihre bürgerlichen Stellungen. Gleichwohl mochten sie die wichtigste ihrer Befugnisse nicht ganz ohne titularen Ausdruck lassen. Sie nannten sich daher Imperator, was damals ungefähr dasselbe bedeutete, aber einerseits prächtiger klang, andererseits minder durchsichtig war. Der Feldherr, der kraft eigener, vom Volke verliehener Macht, nicht im Auftrage eines Andern, höher Gestellten, einen Sieg errang, pflegte nach demselben mit diesem Titel begrüsst zu werden; in der Regel galt er als ein Vorzeichen des künftigen Triumphes. In der Republik haben ihn Consuln und Prätoren eben so oft erhalten, wie Proconsuln und Proprätoren; jedem, der ein selbständiges Kommando führte, war er erreichbar. Erfocht dagegen ein Unterfeldherr in Stellvertretung seines Vorgesetzten einen Sieg, so wurde nicht er

selbst, sondern sein Auftraggeber Imperator. Dieser uralte Rechtssatz erklärt sich aus dem frommen Sinne der früheren Zeit, die das Kriegsglück als göttliche Gnade, nicht als Verdienst des Führers anzusehen gewohnt war. Da die Auspicien immer bei dem Höchstkommandierenden ruhten, konnte auch nur er es sein, dem die Götter Sieg gewährten, nicht das Werkzeug, dessen er sich zufällig bediente. Als nun im Anfange des ersten Jahrhunderts alle Provinzen, in denen eine nennenswerte Heeresmacht stand, allmählig den Händen des kaiserlichen Proconsuls übergeben und folglich alle Kriege entweder durch ihn selbst oder in seinem Auftrage und unter seinen Auspicien geführt wurden, war er auch der einzige, der noch Imperator werden konnte. Obgleich dieser Titel unter Augustus und Tiberius noch von mehreren senatorischen Proconsuln errungen war, wurde er so schon eine Generation später zum eigentlich charakteristischen Abzeichen der Kaisergewalt, mit Recht, da sich nur in ihm die Feldherrnstellung des Herrschers ausdrückte, die der Kern seiner Macht war.

In der Republik wurde der Imperatorentitel auf zweierlei Weise verliehen: entweder der Senat liess in dem Schreiben, durch das nach seinem Beschluss die Siegesbotschaft beantwortet wurde, den Feldherrn damit anreden, oder die Soldaten begrüssten ihn so durch lauten Zuruf gleich auf dem Schlachtfelde. Beide Formen galten als gleichberechtigt; da es sich hier nur um einen leeren Titel handelte, der dem Beamten kein neues Recht gewährte, schien die Konkurrenz ungefährlich. Seit Claudius änderte sich dies: wer jetzt durch die imperatorische Akklamation geehrt wurde, dem war damit die wichtigste Machtbefugnis der kaiserlichen Gewalt beigelegt. Trotzdem blieb

der alte Rechtssatz bestehen, dass Senat und Heer dazu in gleicher Weise befugt seien. Da nun die römischen Truppen, die an der ungeheuren Grenzlinie von Brittannien bis zum Nil und Euphrat verteilt lagen, niemals alle zu einem gemeinsamen Wahlakt versammelt werden konnten, musste jeder Teil des Heeres als Vertreter des Ganzen dienen, d. h. jede Soldatenbande von beliebigem Umfange durfte sich nach Gutdünken ihren Kaiser machen. Otho wurde von dreiundzwanzig Unteroffizieren zum Imperator ausgerufen, und doch ist das formelle Recht seiner Erhebung nicht angezweifelt worden. Usurpatoren im Rechtssinne hat es also auf dem römischen Throne niemals gegeben und niemals geben können; denn ohne militärische Unterstützung konnte keiner daran denken, nach der Krone zu greifen, und wer eine Anzahl Soldaten für sich hatte, konnte immer auch in der vorgeschriebenen Form Imperator werden. Ob er später die tribunicische Gewalt, den Oberpontificat und die andern Attribute des Kaisertums noch dazu gewann, hing von seiner Anerkennung in Rom ab. Aber selbst wenn diese ihm dauernd versagt blieb, war sein Imperium darum nicht minder rechtsgiltig; denn die Bestandteile der Herrschermacht wurden ja alle gesondert verliehen, und das Fehlen des einen bildete kein Hindernis für den Besitz des andern.

Wie bedenklich es war, den Soldaten ein solches Recht einzuräumen, ist den Kaisern selbst gewiss am wenigsten verborgen geblieben; doch forderten die Umstände gebieterisch seine Anerkennung. Denn viele Herrscher, darunter auch mehrere, die eine Dynastie gründeten, wie Claudius, Vespasian, Hadrian, Severus, waren durch Akklamation des Heeres auf

den Thron gelangt. Hätten sie oder ihre Nachkommen diese Form der Kaiserwahl für ungiltig erklärt, so hätten die einen sich selbst, die andern ihre Rechtsvorgänger damit zu Usurpatoren gestempelt. Überdies scheint jenes Recht gefährlicher, als es tatsächlich war. Denn hatte erst ein Herrscher sich längere Zeit hindurch mit Ehren im Besitze der Macht zu erhalten vermocht und hinterliess dann bei seinem Ableben legitime Erben, so war in den ersten zwei Jahrhunderten das dynastische Gefühl der Soldaten immer stark genug, um Usurpationen entweder ganz auszuschliessen oder im Keim zu ersticken. Nur beim Aussterben einer Dynastie führte das militärische Wahlrecht, das dann meist von mehreren Heeren zugleich in verschiedenem Sinne ausgeübt zu werden pflegte, fast regelmässig zu Bürgerkriegen. Als nun gar nach dem Tode Caracallas sich mehr als ein halbes Jahrhundert lang kein Kaiser dauernd zu behaupten, geschweige denn eine Dynastie zu gründen vermochte und zugleich die Armee durch den massenhaften Zustrom von Barbaren ihre alten Traditionen einbüsste, da enthüllte sich jenes törichte Wahlprinzip erst in seiner ganzen Furchtbarkeit. Jedem schien jetzt die Herrschaft zugänglich; immer wieder befragten Ehrgeizige heimlich Wahrsager und Zeichendeuter, ob sie ihnen nicht beschieden sei, und stifteten, wenn sie die ersehnte Zusage erhielten, Verschwörungen und Morde an. Durch keine eingewurzelte Loyalität mehr gebändigt, machten die Truppen jeder Unzufriedenheit, die sich unter ihnen regte, durch eine Kaiserwahl Luft. Noch aus den letzten Jahren Diocletians wird uns folgende sehr charakteristische Tatsache überliefert. In Seleucia war eine Cohorte mit Hafenarbeiten beschäftigt, bei welchen die Soldaten nach ihrer Meinung

überanstrengt wurden. Flugs riefen sie ihren Tribunen Eugenius zum Kaiser aus, bedrohten den Widerstrebenden mit dem Tode und kleideten ihn, als er aus Furcht nachgab, in einen Purpurmantel, der dem Götterbilde eines benachbarten Tempels geraubt wurde. Die erste Tat der neuen Regierung war, dass die umliegenden Dörfer und Landhäuser gründlich ausgeplündert wurden und die kühnen Streiter sich an den erbeuteten Weinvorräten bis zur Bewusstlosigkeit betranken. Taumelnd zog das Kriegsheer, ganze 500 Köpfe stark, nach Antiochia, um für seinen Kaiser die Hauptstadt der Provinz zu erobern; doch machte die tapfere Einwohnerschaft noch an demselben Abend dessen Herrlichkeit ein Ende, indem sie die Bande in den Strassen der Stadt niederhieb. Trotzdem liess Diocletian sowohl in Seleucia, wo der Aufstand ausgebrochen war, als auch in Antiochia, wo er sein Ende gefunden hatte, eine ganze Anzahl der Vornehmsten als verdächtig hinrichten. Blut genug kostete also auch dieser Mummenschanz, obgleich er verhältnismässig harmlos blieb; und wie oft hatte die Zuchtlosigkeit der Soldateska noch ganz andere Folgen! Allein aus der Zeit Diocletians kennen wir ausser jenem Eugenius nicht weniger als sechs Usurpatoren, die beiden Bagaudenkaiser Aelianus und Amandus, Carausius, der sich in Brittannien sieben Jahre behauptete (286—293), Allectus, dessen Mörder und Nachfolger, der nach dreijähriger Regierung (293—296) im Kampfe gegen Constantius fiel, Achilleus, der 296—297 in Alexandria sieben Monate unter dem Namen L. Domitius Domitianus herrschte, endlich einen Mann unbekannten Namens, der in Melitene den Pupur nahm. Erhoben doch die Heere das Kaisermachen geradezu zum lukrativen Geschäft. Denn da jeder neue Imperator seine

Wähler unter der Maske eines freiwilligen Geschenkes blank und bar bezahlte — oft mit Summen, die für jeden einzelnen Soldaten ein Kapital bedeuten mussten —, lagen recht häufige Regierungswechsel im Interesse der Landsknechtscharen, mochte auch das Reich darüber zugrunde gehn. Jeder Usurpator sah sich gezwungen, um sein neugebackenes Thronrecht zu sichern, die Heere von den Grenzen weg gegen seine Gegenkaiser zu führen. Des gewohnten Schutzes entblösst, wurden die Provinzen den immer drohenden Barbaren zur Beute, und wo diese nicht hinkamen, da hausten die Soldaten, die sich Römer nannten, nicht selten schlimmer als Germanen und Sarmaten. Und dazu musste das verwüstete Land noch unter furchtbarem Steuerdruck die Summen aufbringen, um die Heere zu den ewigen Bürgerkriegen zu verstärken und durch reiche Geschenke bei guter Laune zu erhalten. Man erinnere sich, wie unser Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege aussah, und man wird ein schwaches Bild der Zustände gewinnen, welche Diocletian bei seiner Thronbesteigung vorfand. Auch im Römerreiche waren auf weite Strecken die Einwohner fast ausgerottet, sodass hunderttausende unterworfener Barbaren auf den wüsten Äckern angesiedelt werden konnten.

Den Provinzen endlich Ruhe zu schaffen, war jetzt die dringendste Aufgabe. Die schlechteste Regierung, wenn sie nur dauerte, war dem ewigen Wechsel selbst der vorzüglichsten Herrscher immer noch vorzuziehn; kein noch so harter Druck einer geordneten Verwaltung konnte so schwer lasten, wie die Morde und Plünderungen der stets wiederholten Bürgerkriege. Das Wahlrecht der Truppen anzutasten, wagte Diocletian nicht; denn erstens verdankte auch er ihm seine

Erhebung und konnte sich nicht selbst als illegitim brandmarken; zweitens besassen sie ja doch immer die Gewalt und hätten gewiss auch ohne Rechtstitel davon Gebrauch gemacht, sobald sich die Gelegenheit darbot. So richtete sich denn seine ganze Politik darauf, keinen geeigneten Thronkandidaten aufkommen zu lassen. Hochverratsprozesse und Justizmorde allein reichten, so freigiebig er sie auch zur Anwendung brachte, für diesen Zweck nicht aus; er musste zu verhindern suchen, dass irgend ein Privatmann sich kriegerischen Ruhm und dadurch Ansehen bei den Soldaten schuf, mit andern Worten, der Kaiser musste alle nennenswerten Kriege persönlich führen. Natürlich war es nicht ganz zu vermeiden, dass auf den entlegenen Grenzgebieten ein unvorhergesehener Barbareneinfall glücklich von einem Feldherrn abgewehrt wurde; doch in solchen Fällen erhob es Diocletian zum Prinzip, den Erfolg seines Untergebenen zu ignorieren. In den ersten Monaten seiner Regierung folgte er noch dem Beispiel aller seiner Vorgänger und legte sich nach einem derartigen Siege den Titel Brittannicus bei; später aber hat er ihn wieder abgelegt und keinen Siegestitel, keine imperatorische Akklamation mehr angenommen, die nicht er selbst oder einer seiner Mitregenten erkämpft hatte. Solche neue Ehren des Kaisers wurden nämlich im ganzen Reiche durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht, und da bei dieser Gelegenheit ihr Anlass nicht verschwiegen werden konnte, hätten sie, falls Diocletian anders verfahren wäre, den Ruhm privater Feldherrn in allen Städten und, was gefährlicher war, in allen Feldlagern verbreitet. Die Untertanen und namentlich die Soldaten sollten von keinen andern Grosstaten wissen, als von denen ihrer Kaiser; wer

sonst das Unglück hatte, siegreich gewesen zu sein, wurde gewiss bald vom Heere abberufen oder gar unter irgend einem Vorwande aus der Welt geschafft. So ist es gekommen, das aus dieser wild bewegten Zeit, wo der Kampf fast ununterbrochen an den Grenzen tobte, uns nur zwei Kriege überliefert sind, in denen Privatleute hervorragende Erfolge gewannen. Im J. 288 oder 289 besiegte Constantius, der Praefectus praetorio Maximians, die Franken, 296 Julius Asclepiodotus, der damals dieselbe Stellung bekleidete, den brittannischen Usurpator Allectus. Von diesen beiden wurde der eine unschädlich gemacht, indem ihn sein Kaiser erst zum Schwiegersohn, dann gar zum Mitregenten annahm; der zweite verschwindet nach seinem Siege aus der Geschichte. Übrigens waren beide als Präfecten an die Person ihrer Herren gebunden; dass ihnen in Abwesenheit derselben eine Schlacht gelang, war also ohne Zweifel ein Zufall, der vielleicht den Herrschern wie den Dienern gleich unerwünscht kam.

Viele Gründe mögen zusammengewirkt haben, dass Diocletian nicht, wie alle seine Vorgänger, seine Residenz in Rom nahm. Wahrscheinlich war der entscheidende, dass dem Manne von niedriger Geburt und sehr geringer Bildung der stete Verkehr mit den vornehmen Herren Senatoren trotz ihrer Kriecherei unbehaglich gewesen wäre. Freilich wird er dies gewiss keinem andern, vielleicht nicht einmal sich selber eingestanden haben, umsomehr als er auch einen zweiten, sehr ostensiblen Grund besass. Der oberste Feldherr gehörte an die Grenzen des Reiches, in die Mitte seiner Krieger oder doch in ihre Nähe, um jederzeit zu Verteidigung und Angriff bereit zu sein. Wenn er Nicomedia zu seinem bevorzugten Standquartier erhob, so lag dies wohl in erster Linie

daran, dass es zwischen den beiden schwer gefährdeten Grenzen der Donau und des Euphrat ungefähr in der Mitte lag. Aber weilte er hier auch gerne, so war doch sein Aufenthalt immer nur vorübergehend. Prinzipiell besass er gar keine Residenz, sondern war immer dort, wo das Reich seiner bedurfte. Rom sollte nicht beleidigt oder gar seiner Würde als Hauptstadt beraubt werden; die Spenden für den städtischen Pöbel flossen so reichlich, wie je vorher, und in der Pracht und Ausdehnung der Bauten, mit denen seine Strassen und Plätze geschmückt wurden, wetteiferte Diocletian mit den verschwenderischsten seiner Vorgänger. Doch für den Kriegsherrn eines stets bedrohten Landes war in dem üppigen Treiben der Grossstadt nicht der richtige Platz. Er hat daher Rom während seiner ganzen Regierung nur ein einziges Mal besucht (303), um dort die Feier seines zwanzigjährigen Kaiserjubiläums zu begehen, und auch sein Mitregent ist nur zweimal (298 und 303) dort gewesen, obgleich er meist in Italien residierte. Hatte man den Hof bis dahin Palatium genannt, weil auf dem palatinischen Hügel die ständige Wohnung des Kaisers war, so erhielt er jetzt den Namen Comitatus, d. h. Reisebegleitung, was die Griechen durch στρατόπεδον, Feldlager, übersetzten. Ein stetes Hin- und Herreisen sollte eben der normale Zustand des Herrschers werden, damit er überall zum Rechten sehn, namentlich aber alle seine Kriege selbst führen könne.

Dies erkannte Diocletian als gebieterische Notwendigkeit, nur war leider das Kriegführen gerade seine Sache nicht, wie sich gleich nach seiner Erhebung zeigte. In der Schlacht bei Margus, durch welche er den neugewonnenen Thron verteidigen musste, wurde er schmählich von Carinus geschlagen; nur dass dieser

im Augenblicke des Sieges dem Mordstahl persönlicher Feinde erlag, entschied den Kampf doch noch zu Gunsten des Usurpators. Schneller Entschluss und kühnes Beharren sind eben die wichtigsten Eigenschaften des Feldherrn; ein Grübler und Pläneschmied, der alle Möglichkeiten ängstlich erwägt und jeden Augenblick seine Meinung ändert, wird nie dazu geeignet sein. Es ist nicht das geringste Verdienst Diocletians, diese seine Unzulänglichkeit sogleich erkannt zu haben. Er hütete sich fortan, sein Prestige in den Augen der Soldaten durch Misserfolge zu gefährden. Zwar meinte er mit Recht, auf kriegerische Lorbeern nicht ganz verzichten zu können, doch übernahm er persönlich das Kommando nur in unbedeutenden Kämpfen, deren Erfolg von vorn herein feststand; wo ein ernstlicher und gefährlicher Krieg zu führen war, da überliess er ihn immer seinen Werkzeugen.

Aber als solche waren private Feldherrn nicht zu brauchen. Zeigten sie sich tüchtiger als der Kaiser, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, dass sie, selbst gegen ihren Willen, mit dem Purpur bekleidet wurden. Und eben jetzt erwartete ihn ein Kampf, dem er selbst sich nicht gewachsen fühlte, obgleich die Gefahr desselben wohl nicht so gross war, wie sie anfangs schien. Noch unter Carinus hatten sich in Gallien die schwer bedrückten Bauern gegen ihre Gutsherrn erhoben, und wie jeder Aufstand sich damals mit dem Kaisernamen zu decken pflegte, so hatten auch sie sich zwei Augusti aus ihrer Mitte erwählt. Unter dem keltischen Namen der Bagauden, d. h. der Streitbaren, durchstreiften grosse und kleine Räuberhaufen das ganze Land, überall sengend und mordend. Im Keime hätte sich die Be-

wegung leicht unterdrücken lassen; doch da Carinus anfangs durch die Usurpation eines Marcus Aurelius Julianus und nach deren Niederwerfung durch den Kampf gegen Diocletian vollauf beschäftigt war, hatte er sich um Gallien nicht zu kümmern vermocht. Unterdessen hatte sich der Aufruhr furchtbar ausgebreitet, und falls die Legionen des Rheins die Bauernkaiser anerkannten, was nicht geschah, aber jeden Augenblick zu befürchten war, konnte er für Diocletians Herrschaft zu einer sehr ernsten Gefahr werden. In dieser Not ergriff er den rettenden Gedanken der Mitregentschaft, der ihm den Thron sichern und zugleich dem Reiche ein dauerndes Kaisertum wiedererschaffen sollte.

Diocletian besass keinen Sohn und durfte bei seinem hohen Alter auch keinen mehr erwarten; die Gründung einer Dynastie, die für das Reich ein dringendes Bedürfnis war, liess sich also nur auf dem Wege der Adoption erreichen. Vollzog er sie gleich, so konnte er sich nicht nur einen Thronerben für den Todesfall, sondern auch einen Helfer und zuverlässigen Feldherrn bei Lebzeiten schaffen. Hatte es doch schon der erste Augustus ebenso gemacht, indem er zuerst dem Agrippa, dann dem Tiberius einen Teil seiner ausserordentlichen Gewalten übertragen liess, und viele seiner Nachfolger waren diesem Beispiel gefolgt. In der Umgebung Diocletians befand sich ein sehr viel jüngerer Mann, der Pannonier Marcus Aurelius Maximianus, der mit dem Kaiser das Datum des Geburtstages gemein hatte. Der alte Landsknecht, der, wie alle seines Standes, höchst abergläubisch war, mochte darin einen Wink der Götter sehen, dass ihrer beider Schicksal an einander gefesselt sei. Auch Maximian war aus der Hefe des Volkes durch den Kriegsdienst emporgekommen; auch er war so unge-

bildet, dass ein Lobredner in öffentlicher Festversammlung ihn fragen durfte, ob er schon etwas von Hannibal und Scipio gehört habe. Im übrigen aber besass er gerade die Eigenschaften, welche Diocletian an sich vermisste. Eine leidenschaftliche Natur von starker Sinnlichkeit und wild aufbrausendem Jähzorn, immer den Impulsen des Augenblicks nachgebend, ohne viel an die Folgen zu denken, war er vielleicht kein Feldherr, aber jedenfalls ein tüchtiger Haudegen, der die Soldaten zu feurigem Angriff und zu schneller Verfolgung des Sieges mit sich fortzureissen wusste. Dazu hatte seine Gattin, die Syrerin Eutropia, ihm einen Sohn geboren, Marcus Aurelius Maxentius, der damals etwa sechs Jahre zählen mochte; auch nach dem Blute, das in den Augen von Volk und Heer immer einen besseren Anspruch begründete, als das künstliche Erbrecht der Adoption, schien also in ihm die Fortdauer der Dynastie sichergestellt. So beschloss denn Diocletian, auf diesen Mann seine neuen Zukunftspläne zu gründen.

Schon am 1. April 285, vielleicht noch auf dem Schlachtfelde von Margus, wurde Maximian den Soldaten vorgestellt, mit dem Purpur bekleidet und vom Heer als Caesar begrüsst. Es war das der Titel, den seit Hadrian der zur Nachfolge designierte Sohn des Herrschers zu führen pflegte; irgend welche Rechte, die schon bei Lebzeiten desselben ausgeübt werden konnten, verlieh er nicht Eben hierauf legte der misstrauische Diocletian das höchste Gewicht; ja selbst die nichtssagenden Ehren, die sonst jedem Caesar gewährt worden waren, suchte er dem seinen möglichst zu verkürzen. Zwar schrieb er auch ihm göttliche Abstammung zu — wie er sich selbst für einen Jupitersohn erklärte, so sollte jener von Hercules gezeugt

sein —; doch liess er keine Münzen auf seinen Namen schlagen und ernannte ihn nicht, wie dies sonst üblich war, für das nächste Jahr zum Consuln. Der Kreatur sollte es immer gegenwärtig bleiben, dass nur ein schwacher Widerschein des kaiserlichen Glanzes ihre Stirn umstrahle und dass sie, nur wenig über die andern Untertanen erhoben, ihrem Schöpfer unbedingten Gehorsam schuldig sei.

Wenn Diocletian erwartete, dass ein Mann von brennendem Ehrgeiz und unbesonnener Leidenschaftlichkeit, der über ein starkes und ergebenes Heer zu gebieten hatte, sich diese untergeordnete Stellung so nahe am Throne dauernd gefallen lasse, so zeugt dies von sehr geringer Menschenkenntnis. Kaum hatte Maximian die ersten leichten Siege über die gallischen Räuberhaufen erfochten, so liess er sich von seinen Soldaten zum Imperator ausrufen (Anfang 286). Es stand jetzt bei Diocletian, ob er den bisherigen Adoptivsohn als Bruder und gleichberechtigten Mitregenten anerkennen oder dessen Usurpation durch einen Bürgerkrieg rächen wolle. Er war besonnen genug, das erstere vorzuziehn; aber fast drei Jahre lang blieb eine bedenkliche Spannung zwischen den beiden Herrschern bestehen, und es schien nicht ausgeschlossen, dass sie bei passender Gelegenheit mit den Waffen um die Alleinherrschaft streiten könnten.

Diese Gefahr wurde im Winter 288/89 beseitigt. Von Osten und Westen kamen die Kaiser in Mailand zusammen und regelten in friedlichen Besprechungen endgiltig ihr gegenseitiges Verhältnis. Das Reich wurde nicht etwa zwischen ihnen geteilt, sondern alle Gesetze und Verordnungen erschienen unter dem Namen beider, und jeder behielt sich vor, auch persönlich an jedem Orte einzugreifen, wo seine An-

wesenheit nötig oder wünschenswert sein könne. So hat Diocletian, gleich nachdem er Mailand verlassen hatte, einen Krieg in Raetien geführt, das, wenn eine Teilung stattgefunden hätte, zweifellos zur westlichen Hälfte hätte gehören müssen, und später kommandierte Maximian gegen die Carpen in Pannonien, das dem Osten des Reiches zugerechnet wurde. Freilich sollten beide in der Regel ihre zeitweiligen Residenzen recht weit von einander aufschlagen, damit auch an den entlegensten Grenzen immer ein Kaiser zur Hand sei, der bei jeder Kriegsgefahr den Oberbefehl persönlich übernehmen könne. Dass, wenn man sich nicht gar zu nahe war, auch Kollisionen leichter vermieden wurden, mag unausgesprochen diesen Entschluss mit beeinflusst haben. Die Untertanen wies man natürlich an, sich mit Appellationen und sonstigen Anliegen an denjenigen Kaiser zu wenden, der in ihrer Reichshälfte hauste. Obgleich sie beiden in gleicher Weise zum Gehorsam verpflichtet waren und eine Teilung prinzipiell ausgeschlossen wurde, trat sie so in Justiz und Verwaltung doch tatsächlich ein. Um die Einheit des Rechtes zu wahren, behielt sich Diocletian die Gesetzgebung vor, doch sollte wichtigen Entschlüssen wohl in der Regel ein Meinungsaustausch mit dem Kollegen vorausgehen. Konnte man sich nicht einigen, so entschied die Stimme des älteren Augustus; im übrigen sollten sie als vollkommen gleichberechtigt gelten.

Nachdem dem Ehrgeiz Maximians so Genüge geschehen war, bewährte sich die Doppelherrschaft vortrefflich. Er respektierte die geistige Überlegenheit seines Genossen und zeigte sich ihm in jedem Stücke gehorsam. Obgleich sie sich während ihrer ganzen Regierung wahrscheinlich nur noch einmal (303) per-

sönlich begegneten, befestigte sich die Macht Diocletians über ihn doch so sehr, dass dieser später den herrschsüchtigen Mann zweimal zum Niederlegen der Krone vermögen konnte. Dazu bewies Maximian in manchem schweren Germanenkriege seine militärische Tüchtigkeit und ergänzte so aufs glücklichste den Mangel des älteren Mitregenten.

Wie Leute seines Schlages pflegen, hatte Diocletian die Neigung, aus einmaligen Erfahrungen sogleich allgemeine Prinzipien abzuleiten. Da durch ein treffliches Zusammenpassen der Charaktere, wie es in der Welt nicht oft vorkommt, sich das Doppelregiment bequem für ihn und heilsam für das Reich erwies, stand es ihm schon nach kurzer Zeit fest, dass dies die einzig zweckentsprechende Form des Kaisertums sei und daher verewigt werden müsse. Selbst wenn man dies zugab, wäre doch das Angemessenste gewesen, ruhig den Tod des einen Herrschers abzuwarten und dann dem andern die Wahl desjenigen Mitregenten, mit dem er sich am besten vertragen zu können meinte, frei zu überlassen. Doch zuwarten und den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen war nicht die Art Diocletians, der immer selbst die Hand im Spiele haben, alles vorsehn und einrichten wollte. Auch war die Furcht nicht ganz unbegründet, dass, wenn der eine Augustus fern dem andern starb, die Soldaten, der unmittelbaren Aufsicht des Herrscherauges entzogen, einen Usurpator aufstellen könnten, ehe der neue Mitregent ernannt war. So beschloss denn Diocletian zwei Reservekaiser zu schaffen, die in die Lücke, sobald sie entstand, der eine im Westen, der andere im Osten eintreten sollten. Da ausserdem sich die militärischen Aufgaben in der letzten Zeit vermehrt hatten, musste es erwünscht sein, wenn man

zwei weitere Feldherren, die nicht Privatleute und keiner Usurpationsgelüste verdächtig waren, für alle Fälle zur Hand hatte.

Maximian willigte ein; hatte er selbst doch schon eine Persönlichkeit ausgefunden, die er, falls beim Ableben Diocletians sein Sohn noch nicht volljährig war, wahrscheinlich zu seinem Mitregenten ernannt hätte. Auch dies war ein Emporkömmling, der auf der gleichen Bildungsstufe stand, wie seine Kaiser, Flavius Constantius, ein Mann von stiller Pflichttreue und geringem Ehrgeiz, sehr geeignet, jeden Auftrag tüchtig und erfolgreich auszuführen und sich zugleich willig unterzuordnen. Schon seit Jahren bekleidete er bei Maximian die Vertrauensstellung des Gardepräfekten; als solcher hatte er einen glücklichen Feldzug gegen die Franken geleitet und die Stieftochter seines Herrn, Flavia Maximiana Theodora, zur Gattin erhalten.

Dem Caesar seines Mitregenten fügte Diocletian einen Genossen von sehr verschiedener Art hinzu, Galerius, der jetzt der guten Vorbedeutung wegen den Namen Maximians annehmen musste. Barbarenblut floss damals wohl in den Adern sämtlicher Kaiser, doch bei den übrigen war dies wenigstens nicht nachzuweisen; von diesem wusste man dagegen, dass erst seine Mutter über die Donaugrenze in das Reich eingewandert war, und immer sind die Sitten und Anschauungen des zivilisierten Römertums ihm fremd geblieben. Ungebildet waren auch seine Kollegen, aber sie trugen den Forderungen der Zeit doch soweit Rechnung, dass sie sich hin und wieder beim Vortrage rhetorischer Prunkstücke mit Anstand langweilten und literarische Talente sogar ehrten und beförderten; Galerius hasste die Schönrednerei, die damals jedem Römer als die höchste

Blüte des geistigen Lebens erschien, und verfolgte ihre Pfleger. Mit Recht und Verfassung des Reiches experimentierte Diocletian pietätlos genug; sein Caesar aber erkannte überhaupt kein Recht und keine Verfassung an: er sprach es offen aus, dass nach dem Vorbilde des Perserkönigs auch der römische Kaiser seine Untertanen als rechtlose Sklaven betrachten müsse, und handelte demgemäss. Vor seinem Richterstuhle schützte kein Standesprivileg gegen die Tortur oder diejenigen Strafen, welche nach dem Gesetz nur gegen Sklaven und Vagabunden anzuwenden waren; Rechtswissenschaft und Advokatur hätte er am liebsten ausgetilgt. Und wie der Kaiser selbst sich jede Willkür gestattete, so erlaubte er das Gleiche auch den richterlichen Beamten, die er meist aus den ungebildeten Soldaten seines Gefolges ernannte. Waren Diocletian und Maximian grausam, wo es ihr Vorteil gebot, so ergötzte sich Galerius in widriger Freude an den Qualen seiner Opfer und war erfinderisch darin, sie zu verlängern und zu verschärfen. In seiner Jugend war er Viehhüter gewesen, was damals fast gleichbedeutend mit Räuber war, und die zügellose Wildheit dieses Standes hat er niemals abgelegt. Freilich hatte seine abenteuerliche Vergangenheit auch einen Mut, der sich oft bis zur Tollkühnheit steigerte, in ihm grossgezogen. Noch als Kaiser ist er mitunter, nur von einzelnen Reitern begleitet, persönlich auf gefährliche Rekognoszierungen ausgezogen, und seine Niederlage im Beginn des Perserkrieges hatte nur darin ihren Grund, dass er mit einem kleinen Heere den weit überlegenen Feind anzugreifen wagte. Als er in die Armee eingetreten war, musste diese Tapferkeit bald die Augen der Vorgesetzten auf ihn hinlenken; fiel er doch schon durch seine hohe Gestalt

und aussergewöhnliche Schönheit auf, welche damals noch nicht, wie in späteren Jahren, durch übermässige Dickleibigkeit entstellt war. Schnell war er emporgestiegen, um endlich auf den Thron selbst berufen zu werden. Maasslos im Hasse, wie in seiner abergläubischen Götterverehrung, von rücksichtsloser Herrschsucht und starker Energie, unbedenklich bereit, Dankbarkeit, Pflicht und Vaterlandsliebe dem egoistischen Interesse seiner Person zu opfern, ist er für das Römerreich zum Manne des Verhängnisses geworden. Aber gerade Naturen von dieser wilden, tatkräftigen Leidenschaftlichkeit scheinen auf den stillen Grüblergeist Diocletians eine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Wie früher Maximian, so adoptierte er jetzt auch dessen kräftigeres und roheres Gegenbild, und vermählte Galerius zugleich mit seiner Tochter Valeria, wie ja auch Constantius, der jetzt zum Sohne seines Mitregenten erhoben wurde, schon vorher dessen Eidam gewesen war. Nach ihren neuen Vätern erhielt jener den Beinamen Jovius, dieser Herculius.

Am 1. März 293 wurden Galerius Maximianus bei Nicomedia, Constantius wahrscheinlich zu Mailand durch ihre Augusti den Heeren vorgestellt und von diesen zu Caesaren ausgerufen. Durch Schaden klug geworden, legte ihnen Diocletian nicht mehr dieselben Beschränkungen auf, wie seinem ersten Caesar, sondern verlieh ihnen freigiebig alle Machtbefugnisse und Ehren, die sich mit ihrer untergeordneten Stellung den Augusti gegenüber irgend noch vertrugen. Sie erhielten das Consulat für das nächste Jahr, das Recht, mit ihrem Bilde Münzen zu prägen und die Siegestitel, die ihre Väter künftig erwarben, sich gleichfalls beizulegen; selbst die tribunicische Gewalt blieb ihnen nicht versagt. Von den älteren Kaisern unter-

schieden sie sich nur durch den Mangel des Augustustitels, des Oberpontificats und des Imperium, d. h. des Kommandos unter eigenen Auspicien, womit es zusammenhing, dass ihnen auch die Gardepräfecten fehlten. Die Heere wollten Diocletian und Maximian wenigstens rechtlich in ihren Händen behalten, wenn auch ihre Caesaren faktisch ebenso selbständig an deren Spitze standen, wie sie. Die Trennung der Residenzen und die damit verbundene Teilung der Verwaltungsbezirke wurde jetzt für alle vier Kaiser durchgeführt. Constantius erhielt die Länder westlich der Alpen, Maximian Italien mit den nördlich angrenzenden Provinzen und Afrika, Galerius die Balkanhalbinsel, im Norden bis zur Donau, im Westen bis zu einer Linie, die sich über Istrien bis in die Nähe von Wien erstreckte; Diocletian behielt sich den Orient mit Ägypten vor, weil dieser Teil des Reiches, nachdem 288 ein Vertrag mit den Persern geschlossen war, die leichtesten militärischen Aufgaben darzubieten schien. Doch bestanden diese Grenzen nur tatsächlich, nicht rechtlich, und wurden niemals streng eingehalten, sondern, wie das Bedürfnis es forderte, griffen bald die Augusti in die Verwaltungsbezirke der Caesares ein, bald kommandierten sie diese in die ihren. Als Constantius zur Bekämpfung des brittannischen Usurpators Allectus über das Meer ging, nahm Maximian an der Rheingrenze Aufstellung, um die Germanen zu beobachten; als dieser später nach Afrika übersetzte, übertrug er seinem Caesar Italien; Diocletian, der es noch immer vermied, gefährliche Kriege selbst anzuführen, liess Galerius für sich gegen die Perser kämpfen, und etwa gleichzeitig leitete Maximian in dem Gebiete des Galerius den Carpenkrieg. Diocletian hat Monate lang in den Donauprovinzen residiert und ist zeitweilig

selbst in Italien gewesen, während sein Caesar unterdessen in Antiochia Hof hielt. Der gewöhnliche Aufenthaltsort aber war für ihn Nicomedia, für Galerius Sirmium, für Maximian bald Aquileia, bald Mailand, für Constantius wahrscheinlich Trier. In Rom sollte kein Kaiser dauernd wohnen, weil ihm sonst die grossen Überlieferungen der Stadt vielleicht in den Augen der Provinzialen ein Übergewicht über seine Kollegen verliehen hätten. Gesetze und Verordnungen wurden mit den Namen aller vier Herrscher überschrieben und galten also formell als ihr gemeinsames Eigentum; doch behielt sich den Erlass der ersteren auch jetzt Diocletian allein vor, während die letzteren selbst den Caesares gestattet waren. Jeder der Viere gebot innerhalb seiner Grenzen so selbständig, wie es früher die beiden Augusti getan hatten; doch waren diesen die Caesares und ausserdem noch Maximian seinem älteren Kollegen zum Gehorsam verpflichtet.

Schon damals scheint Diocletian die Absicht gehegt zu haben, dass dereinst beide Caesares gleichzeitig die Oberherrschaft übernehmen sollten. Ob er sie sich in der Form erfüllt dachte, dass bei dem Ableben des einen Augustus der andere die Regierung niederlege, oder durch eine gleichzeitige Abdankung beider, wie sie später eintrat, muss unentschieden bleiben. Constantius ernannte er zum älteren Caesar und designierte ihn dadurch für die Zukunft zum älteren Augustus. Formell liess sich dies durch seine frühere Verwandtschaft mit dem Kaiserhause, vielleicht auch durch sein höheres Lebensalter begründen; doch war der Zweck jedenfalls, dass auch künftig der Stillere und Bedächtigere das entscheidende Wort haben und der feurige Galerius ihm als Werkzeug dienen solle. Auch in dieser Beziehung wollte Diocletian das Ver-

hältnis, wie es zwischen ihm und Maximian bestand, wenigstens für die nächste Generation aufrecht erhalten sehn.

Und er bildete sich ein, auch für die dritte Generation, ja vielleicht gar für die vierte, die Nachfolge regeln zu können. Besassen doch zwei seiner Kollegen männliche Leibeserben, von denen der ältere eben das Knabenalter, d. h. nach römischem Rechte das vierzehnte Jahr, hinter sich gelassen hatte. Maxentius, der Sohn Maximians, und Constantin, der Sohn des Constantius, sollten der Ansprüche, die ihnen ihr Blut verlieh, nicht beraubt werden; sie waren zu Caesaren der künftigen Augusti ausersehen. Deswegen wurden die Bande, die sie schon jetzt mit dem Kaiserhause verknüpften, durch Verschwägerungen noch fester geschürzt. Gleichzeitig mit der Erhebung des Constantius und Galerius heiratete Maxentius die Tochter des letzteren, Valeria Maximilla, und als um das J. 298 dem Maximian eine Tochter geboren war, verlobte man sie bald darauf mit dem Knaben Constantin. Die Enkel, welche sich Diocletian aus der Ehe des Galerius mit seiner Tochter Valeria versprach, dachte er sich dann wahrscheinlich als Caesaren, wenn einst Maxentius und Constantin Augusti sein würden.

So schien für die fernste Folgezeit gesorgt zu sein; nur waren leider diese schönen Pläne auf die unmögliche Voraussetzung gebaut, dass alle Kaiser sich so gut vertragen würden, wie die derzeitigen Augusti, dass alle jüngeren sich so willig unterordneten, wie Maximian es tat. Dessen heissblütiger Leichtsinn hatte sich unschwer beherrschen lassen; doch des Galerius wilde Energie unterwarf sich trotz seiner niedrigeren Stellung den Willen des eigensinnigen, aber immer schwankenden Alten, mochte

dieser seine Obergewalt äusserlich auch noch so schroff zur Geltung bringen. Der Caesar hatte 297 die Perser besiegt und zum Frieden gezwungen, und damit den glänzendsten kriegerischen Erfolg, welchen die ganze Regierung Diocletians aufzuweisen hatte, mit seinem Namen verknüpft. Im Schmucke des Lorbeers, den er durch immer neue Siege über die Donaubarbaren vermehrte und frisch erhielt, populär und bewundert vor allen seinen Kollegen, ertrug er die Oberherrschaft der Augusti nur mit immer steigendem Ingrimm, den sein entscheidender Einfluss auf den ältesten der Kaiser nicht zu beschwichtigen vermochte. Das Wesen der höchsten Macht war ihm nicht genug; er dürstete auch nach ihrem Scheine. Wenn er Briefe empfing und in der Anrede seinen Titel las, soll er mitunter wütend ausgerufen haben: „Wie lange noch Caesar?“ Die mittelbare Abstammung von Jupiter, die ihm als Adoptivsohn des Jovius zugeschrieben wurde, genügte ihm nicht mehr; er verbreitete, dass Mars mit seiner Mutter, einer Frau niedrigster Herkunft, die zufällig den Namen Romula führte, ihn als den zweiten Romulus erzeugt habe. Empfing er selbst von Diocletian nur widerwillig Befehle, so mochte er sie von dem jüngeren Augustus vollends nicht dulden. Ähnliche Naturen harmonieren in der Regel schlechter als sehr verschiedene. Die zwei rohen und leicht erregbaren Männer, die beide den gleichen Namen führten, rieben sich, da sie zum Unglück benachbarte Gebiete verwalteten und die Berührungen zwischen ihnen infolgedessen sehr häufig sein mussten, fortwährend aneinander, und zwischen ihnen entwickelte sich eine Feindschaft, die endlich den Galerius bis zur offenen Drohung mit einem Bürgerkriege hinriss. Noch vermochte Diocletian zu vermitteln und aus-

zugleichen, doch musste er sich überzeugen, dass es auf die Dauer so nicht weitergehn könne. Und Galerius drängte heftiger und heftiger, dass die Augusti zurücktreten und die Caesares in ihre Stellen einrücken sollten.

Der alte Kaiser hatte grosse Erfolge errungen, aber noch mehr Enttäuschungen erfahren; überall umgaben ihn die Trümmer gescheiterter Pläne und Hoffnungen. Eben jetzt tobte die Christenverfolgung, die seine letzten Jahre mit Blut und Flüchen füllte und doch niemals ihr Ziel erreichen sollte. Er war müde und verbittert geworden. Und, was vielleicht den Ausschlag gab, der Abdankungsplan liess sich in eine so hübsche, schematische Form bringen, dass sich aus ihm eine dauernde Institution, ein allgemeines Regierungsprinzip entwickeln konnte, geistreich und spitzfindig, wie Diocletian es liebte.

Die Vicennalien Maximians, das Fest, mit welchem er den Ablauf seines zwanzigsten Regierungsjahres feiern sollte, standen nahe bevor; schon traf man grosse Vorbereitungen zu den Wettrennen, Tierhetzen und Spielen, die, wie vorher bei der entsprechenden Feier Diocletians, einen ganzen Monat ausfüllen sollten. Liess es sich nicht erreichen, dass fortan jeder Kaiser genau zwanzig Jahre regierte, zehn als Caesar und zehn als Augustus, um dann bei seinen Vicennalien seinem Caesar freiwillig den Platz zu räumen? Dies hätte zwei grosse Vorteile gewährt: erstens hätte jeder Herrscher, ehe er zur Vollgewalt gelangte, eine Probezeit durchgemacht; erwies er sich in dieser untauglich, so konnte er durch die überlegene Macht der Augusti noch rechtzeitig beseitigt werden. Zweitens sahen die beiden Caesaren — denn die Doppelherrschaft sollte natürlich bestehen bleiben — immer in

erreichbarer, genau bestimmter Zeit das Ziel der höchsten Gewalt vor sich und konnten so vor ungeduldiger Neigung zu ihrer Usurpation, wie sie Galerius verraten hatte, bewahrt bleiben. Und dazu diese prächtig klare Ordnung, diese schöne Harmonie wohlgerundeter Zahlen, ganz dazu gemacht, das Herz eines rechnenden Projektenschmiedes zu entzücken! Gesetzlich liess sich so etwas leider nicht einführen, denn der Kaiser stand über dem Gesetz und, wenn er nicht wollte, konnte ihn keiner zum Abdanken zwingen. Doch um Augustus zu werden, liess sich Galerius mit tausend Freuden zu dem Versprechen bereit finden, dass auch er an seinen Vicennalien die Herrschaft niederlegen wolle, und Constantius war fügsam, wie immer. Der schwerste Kampf war mit Maximian zu bestehen, doch die festgewurzelte Autorität des älteren Augustus bewährte sich auch in dieser gefährlichen Probe. Bei der Vicennalienfeier Diocletians (17. Nov. bis 18. Dec. 303) trafen die beiden Kaiser in Rom zusammen, und Maximian leistete im Tempel des Capitolinischen Jupiter feierlich den Eid, dass er bei seinem bevorstehenden Jubiläum der Krone entsagen wolle. So blieb denn nur die leichte Aufgabe übrig, künftig jedem Thronkandidaten, ehe man ihn zum Caesar machte, eidlich die Verpflichtung aufzulegen, dass auch er die vorgeschriebene Zeitgrenze einhalten und seinen Nachfolgern den gleichen Schwur abnehmen wolle. Wie viele sich dadurch gebunden erachten würden, war eine wohl aufzuwerfende Frage, die nur dem hoffnungsseligen Diocletian nicht in den Sinn kam.

Aber der Abdankungsplan bot noch andere grössere Schwierigkeiten. Constantin war kaum in's Jünglingsalter eingetreten; zwar bekleidete er schon das be-

scheidene Amt eines Militärtribunen, aber seinen ersten wirklichen Kriegsdienst sollte er erst nach den Vicennalien Maximians leisten; um die Regierung, wenn auch nur als Caesar, zu übernehmen, schien er damals noch zu jung und unerprobt. Wollte man also an der Nachfolge der Leibeserben festhalten, so musste die Abdankung noch ein paar Jahre aufgeschoben werden. Nun war Diocletian in der letzten Zeit von schwerer und langwieriger Krankheit heimgesucht, die seine Körperkräfte zerrüttete und sogar zeitweilige Störungen des Geistes zur Folge hatte; er sehnte sich nach Ruhe und brauchte sie. Maximian konnte freilich in seiner Stellung bleiben, und einstweilen hätte dies genügt; falls aber nur einer der Augusti zurücktrat, musste Constantius, als der ältere Caesar, sein Nachfolger werden, und dem Galerius, der am heftigsten danach drängte, blieb die höchste Gewalt nach wie vor versagt. Natürlich widersetzte er sich und hatte bei Diocletian um so leichteres Spiel, als bei dieser Veränderung des Planes die schöne Symmetrie der gleichzeitigen Abdankung, der feste Termin der Vicennalien, kurz all das Schematische, das so sehr nach seinem Sinne war, verloren gehn musste. Überdies wünschte Galerius auch gar nicht, dass das Erbrecht nach dem Blute aufrecht erhalten bleibe, weil ihm der andere Kaisersohn, der seinem Alter 38 nach sogleich die Regierung hätte antreten müssen, persönlich zuwider war. Denn Maxentius war, in stolzer Sicherheit auf die erwartete Erbschaft pochend, seinem Schwiegervater immer so übermütig und hochfahrend entgegengetreten, dass er diesem noch verhasster wurde, als sein Vater es schon gewesen war. Die Augusti mussten mit ihren Caesares in gutem Einvernehmen stehn; das war eine Notwendigkeit,

der sich Diocletian nach den Erfahrungen, die er mit den beiden Maximianen gemacht hatte, nicht verschliessen konnte. Und dass ein gedeihliches Zusammenwirken zwischen dem Sohne und dem erklärten Feinde des älteren Maximian nicht möglich sei, konnte Galerius dem kranken Kaiser, über den er längst zum Tyrannen geworden war, ohne Mühe klarmachen. Was aber dem Leibeserben des Augustus recht war, musste dem Bastard des Caesar billig sein, namentlich da dieser noch so jung war. Blieb doch immer die Möglichkeit, ihn später, falls er sich bewährte, auf den Thron zu berufen. So wurde denn wieder ein neuer Grundsatz proklamiert, der auch nicht übel klang, nur leider zu dem dynastischen Gefühl der Heere sehr übel passte. Nicht nach dem Zufall einer hohen Geburt sollten die Caesares bestellt werden, sondern nach freier Auswahl unter den Besten, die sich der ältere von den abtretenden Augusti vorbehielt. Im gegebenen Falle bedeutete dies, dass Galerius Diocletian als Werkzeug benutzte, um diejenigen Caesaren, welche ihm genehm waren, seinem Mitregenten aufzuzwingen.

Vom 1. April bis zum 1. Mai 305 wurden mit grossem Prunke die Vicennalien Maximians begangen. Am Schlusstage des Festes versammelte Diocletian, 39 der sich eben erst vom Krankenlager erhoben hatte, einen Teil seines Heeres bei Nicomedia am Fusse desselben Hügels, auf dem er einst Galerius den Purpur gegeben hatte und wo jetzt zur Erinnerung daran eine Statue seines göttlichen Vaters Jupiter errichtet war. Die Entsagung, zu der er sich freiwillig entschlossen hatte, wurde dem machtgewohnten Greise doch nicht leicht. Begleitet von Galerius trat er vor seine Soldaten, die ihm so manchen Sieg er-

fochten hatten, und redete zu ihnen mit Tränen im Auge. Er sei alt, schwach und krank geworden und bedürfe nach der schweren Regierungsarbeit der Ruhe; jüngere Schultern müssten ihm die Last abnehmen. Seine letzte Tat solle sein, dass er den lang erprobten Augusti, die an seine und seines Mitregenten Stelle treten sollten, die Caesares zugeselle. In Heer und Volk zweifelte keiner, dass er jetzt Maxentius und Constantin nennen werde; wenn er in seiner Rede, wie kaum bezweifelt werden kann, scharf betont hatte, dass nicht das Blut, sondern die Tugend diese Wahl bestimmen müsse, so brauchte man dies nicht zu ihren Ungunsten zu deuten. Aller Augen richteten sich auf den jungen Sohn des Constantius, der in der Umgebung des Kaisers der Feier beiwohnte. Da hörte man aus dessen Munde die unbekannten Namen Flavius Valerius Severus und Galerius Valerius Maximinus. Ein erstauntes Murmeln ging durch die Menge: hatten etwa Maxentius und Constantin ihre Namen ändern müssen, wie dies ja auch Galerius und Diocletian selbst bei ihrer Thronbesteigung getan hatten? Dieser Zweifel sollte schnell gelöst werden: Galerius streckte die Hand rückwärts und zog aus dem Gefolge einen Jüngling hervor, den fast niemand kannte. Es war Daja, sein Schwestersohn, den er kurz vorher mit leichter Abänderung seines eigenen Namens in Maximinus unbenannt hatte. Diesen bekleidete Diocletian mit dem Purpur, den er sich selbst von den Schultern nahm, und stieg dann herab, um sich in den Wagen zu setzen, der ihn zu seinem Ruheplatz nach dem fernen Salona bringen sollte. Der Greis, welcher bis dahin in rastloser Pflichttreue durch die ganze Welt gestreift war, kehrte jetzt an das Felsengestade der blauen Adria zurück, um dort, wo in der engen Zelle

einer Sklavin einst seine Wiege gestanden hatte, sein tatenreiches Leben friedlich zu beschliessen. So vollzog sich diese denkwürdige Zeremonie nach der Schilderung eines Augenzeugen bei Nicomedia; in Mailand, wo an demselben Tage Severus erhoben wurde, muss sie ähnlich verlaufen sein.

Es sollte den beiden Greisen nicht beschieden sein, den Rest ihrer Tage auf ihren Lorbeern auszuruhn. Die ausgeklügelte Thronfolgeordnung, die sie dem Reiche hinterlassen hatten, trug die Keime zu neuen Gährungen in sich, und der Streit der natürlichen und der künstlichen Erben, der gleich darauf losbrach, zog auch Diocletian und seinen alten Kampfgenossen wieder in das politische Treiben hinein.

Zweites Kapitel.

Die Erhebung Constantins.

In der neuen Tetrarchie erhielt dem Namen nach 41
zwar Constantius die oberste Stelle, tatsächlich aber ruhte die höchste Gewalt in den Händen des Galerius Maximianus. Dies prägte sich schon in der Verteilung der Verwaltungsbezirke aus, wie sie jetzt beliebt wurde. Während der ältere Augustus die gallischen, spanischen und brittannischen Provinzen, die er schon vorher regiert hatte, auch ferner behielt, wurde dem Severus zu Italien und Afrika, die er aus den Händen des abtretenden Maximian übernahm, auch Pannonien hinzugefügt. Galerius entschädigte sich für diese Abtretung, indem er mit Illyricum und Thracien noch die Diöcesen Asien und Pontus vereinigte und dadurch den Beherrscher des Orients, Maximinus Daja, auf die Länder südlich des Taurus beschränkte. So wurde der Caesar des Galerius beträchtlich geschwächt, der des Constantius entsprechend gestärkt und zu eventuellem Widerstande gegen seinen Augustus besser befähigt. Was aber noch wichtiger war, beide Caesaren waren Kreaturen des Galerius; wäre also ein Konflikt zwischen ihm und seinem Mitkaiser ausgebrochen, so hätte er drei Viertel des Reiches auf seiner Seite gehabt. Ausserdem befand sich der junge 42
Constantin an seinem Hofe und konnte, falls es er-

forderlich war, als Geisel gegen seinen Vater benutzt werden. Dieser war sich denn auch über die Sachlage vollkommen klar und hütete sich wohl, von seiner nominellen Oberherrschaft irgend welchen Gebrauch zu machen. Die Westprovinzen, die ihm durch seine zwölfjährige Verwaltung lieb und vertraut geworden waren, regierte er auch ferner mit der alten Milde und Pflichttreue, sehr erfreut, dass ihm wenigstens hier kein Mensch mehr dreinzureden hatte; was östlich der Alpen vorging, liess ihn unbekümmert.

Die neuen Caesaren waren beide recht unbedeutend und eben darum dem herrschsüchtigen Galerius bequem. Severus, ein Soldat von niederer Herkunft und bäuerischen Sitten, wie er selbst, war ihm als lustiger, wenn auch oft überlustiger Zechkumpan lieb geworden; auf seinen Gehorsam konnte er rechnen. Auch von seinem jugendlichen Schwestersohne glaubte er keinen Eigenwillen befürchten zu müssen, eine Erwartung, die ihn freilich täuschen sollte. Maximinus hatte mit seinem Blutsverwandten eine grosse Familienähnlichkeit, die sich aber nur auf die Fehler, nicht auch auf die Tugenden, zu erstrecken schien. Von der militärischen Tüchtigkeit, dem klaren Zweckbewusstsein, der Herrschaft über die Gemüter der Menschen, welche dem Galerius eigen waren, hat er niemals Proben abgelegt; doch an Leidenschaftlichkeit und Herrschgier, an Selbstsucht und Grausamkeit stand er nicht hinter ihm zurück. Galerius war dem Bechern nicht abhold; Maximinus betrank sich fast täglich bis zur Sinnlosigkeit und musste zuletzt auf Bitte seines Präfecten die Bestimmung treffen, dass kein Befehl, den er nach dem Abendessen gebe, auszuführen sei. 43 Der Glaubenseifer seines Oheims verzerrte sich in ihm zur Karrikatur: das Martern und Hinschlachten

der Christen betrieb er mit wahrer Begeisterung. Eben so feige wie abergläubisch, war er immer von Wahrsagern und Zeichendeutern umgeben und wagte kaum das unbedeutendste Unternehmen, ehe er sich durch sie über den Ausgang vergewissert hatte. Die Pflichten gegen die Götter erfüllte er mit ängstlicher Sorgfalt, weil er Furcht vor ihnen hegte; doch eine Pflicht gegen den Wohltäter, der ihn auf den Thron erhoben hatte, oder gegen die seiner Obhut vertrauten Untertanen hat er nie gekannt. Hastig zutappend griff er nach allem, was seine Begierde reizte, mochten es fremde Weiber oder fremde Provinzen sein; doch stiess er auf gefährlichen Widerstand, so verlor er alsbald den Mut und die Besonnenheit. Ein Mensch wie dieser taugte ebensowenig zum Dienen, wie zum Herrschen. Er gehorchte dem Galerius, solange er ihn zu fürchten hatte, und lehnte sich gegen ihn auf, sobald er dessen Macht gebrochen sah.

Sie selbst zu erschüttern, war er freilich nicht der Mann; dies blieb den beiden Kaisersöhnen vorbehalten, die bisher das Ziel der höchsten Gewalt dicht vor sich gesehn hatten und sich nun plötzlich bequemen sollten, anspruchslos in die Masse der Untertanen zurückzutreten. Aber selbst wenn sie dies Opfer hätten bringen wollen, wäre es ihnen kaum möglich gewesen. Denn die Heere, die sich zwölf Jahre lang gewöhnt hatten, in ihnen ihre künftigen Herrscher zu sehn, erkannten auch jetzt noch die Rechte ihres Blutes an und blickten grollend auf die neuen Caesaren, die ihnen als Thronräuber an ihren echten Prinzen erschienen. Sobald irgend ein Anlass die Unzufriedenheit zum Ausbruch brachte, konnte man sicher sein, dass Constantin oder Maxentius oder alle beide zu Kaisern ausgerufen wurden. War dies aber einmal

geschehen, so mussten sie, auch wider ihren Willen, den Purpur nehmen. Denn wer sich in jener Zeit den Herrschern als gefährlicher Nebenbuhler erwiesen hatte, der war unrettbar dem Beile des Henkers verfallen, wenn er nicht die Macht, die ihn schützen konnte, zu behaupten verstand. Diese Gefahr ist Galerius nicht verborgen geblieben. Um ihr vorzubeugen, hatte er dem Maxentius in der Nähe von Rom, weit entfernt von jeder nennenswerten Truppenmacht, seinen Wohnsitz angewiesen, und Constantin behielt er in seiner eigenen Umgebung, wo er ihn stets beobachten und, falls es nottat, unschädlich machen konnte.

Da kamen Briefe des Constantius mit der Bitte, ihm seinen Sohn, den er seit langen Jahren nicht mehr gesehn hatte, endlich zurückzusenden. Dieser berechtigte Wunsch des Vaters, der als ältester Augustus hätte befehlen können, liess sich nicht abschlagen, und schweren Herzens musste sich Galerius entschliessen, dem gefährlichen Menschen die Reise zu gestatten. Doch fürchtete Constantin wohl nicht ohne Grund, dass ihm noch unterwegs Nachstellungen bereitet würden. Er entzog sich ihnen, indem er eine Nacht vor der festgesetzten Zeit heimlich abreiste und auf seinem Wege alle Posttiere, die auf den Stationen zum wechseln bereit standen, tötete oder unbrauchbar machte, so dass kein Bote, der einen Mordbefehl trug, ihn erreichen oder gar überholen konnte. Bei seinem Vater traf er ein, als dieser sich eben in Boulogne zur Überfahrt nach Brittannien einschiffte. Die Picten und Scoten waren wieder einmal aus den Gebirgen des Nordens in den römischen Teil der Insel eingefallen, und zu ihrer Abwehr schien die Anwesenheit des Kaisers erwünscht. Trotz seiner grossen Jugend war dem Prinzen der Ruhm glänzender Heldentaten schon

vorausgeeilt. Am Hofe des Galerius hatte er in übermütigem Selbstvertrauen einen Löwen bekämpft, und als er im Jahre 305 an der Donau den ersten Feldzug mitmachte, war er einem tapferen Sarmaten zum Zweikampf entgegengetreten und Sieger geblieben. Jetzt bot ihm der Krieg seines Vaters die erwünschte Gelegenheit, den Ruf seiner unbezwinglichen Kühnheit auch im Angesicht des brittannischen Heeres zu bewähren und die Anhänglichkeit der Soldaten, die dem Sohne ihres Kaisers auch ohnedies sicher war, noch durch Taten zu befestigen. Kaum war der Sieg gewonnen und das Heer in das alte Legionslager von York zurückgeführt, so wurde Constantius, der schon lange kränkelte, vom Tode ereilt. Seinem Erben fiel die Krone in den Schoss, ohne dass er die Hand danach auszustrecken brauchte.

Der Jüngling, welcher durch die Kaiserwahl vom 25. Juli 306 dazu berufen wurde, in dem gewaltigen Drama, das sich jetzt abspielen sollte, die erste Rolle zu übernehmen, ist später von der Geschichte mit dem Beinamen des Grossen geehrt worden, den sie nur sehr wenigen ihrer Helden und fast keinem mit Unrecht verliehen hat. Dürfen wir ihr Urteil über Constantin auch heute noch bestätigen? Wohl hat er eine gewaltige Kraft uneigennützig in den Dienst eines idealen Reichsgedankens gestellt; aber dieses Ideal war das Hirngespinnst eines andern, das niemals gedeihliche Verwirklichung finden konnte. Wohl war er einer jener wenigen Feldherrn, die nie besiegt worden sind; doch die Vorteile, welche der Soldat errang, hat der Politiker oft genug leichtsinnig preisgegeben. Aber mag das Menschliche und Kleine an ihm die grossen Eigenschaften auch vielleicht überwogen haben, er ist es doch gewesen, der in dem

Christentum die Macht der Zukunft, wenn nicht klar erkannte, so doch instinktiv ahnte, und dieses eine muss für vieles zählen. Wer es vermocht hat, Jahrhunderten ihre Bahnen vorzuweisen, der darf den Grossen der Geschichte beigezählt werden, auch wenn die entscheidende Tat aus einer Auffassung der Religion entsprang, die uns heute kindlich erscheint.

Flavius Valerius Constantinus war als natürlicher Sohn zu Naissus, dem heutigen Nisch in Serbien, am 27. Februar, wahrscheinlich im Jahre 288 geboren, also bei seiner Thronbesteigung kaum mehr als achtzehn Jahre alt. Seine Mutter Flavia Helena war Gastwirtin gewesen, als sie Constantius, damals noch ein einfacher Offizier, auf einer seiner Reisen kennen lernte und zu wilder Ehe mit sich nahm. Ein Verhältnis dieser Art galt bei einem Weibe niederen Standes keineswegs für schimpflich; nach Recht und Volksanschauung wurde ihre Frauenehre dadurch nicht verletzt. Ihre Kinder waren freilich Bastarde, doch bei den Soldaten schadete Constantin seine uneheliche Geburt nicht das geringste. Gehörten sie doch meist dem germanischen Stamme an, der eine klare Rechtsform der Ehe damals noch nicht ausgebildet hatte und zwischen Gattin und Kebsweib, Sohn und Bastard keinen Unterschied machte; schon ein Jahrhundert früher hatten sie auf das blosse Gerücht, dass Elagabalus der Bastard des Caracalla sei, ihren selbsterwählten Kaiser Macrinus gestürzt, um jenen Knaben an seine Stelle zu setzen. Vielleicht hätte zwar ihr Legitimitätsgefühl die Söhne, welche dem Constantius von der Stieftochter Maximians geboren waren, um ihrer vornehmen Mutter willen bevorzugt, wenn sie damals nicht im Knabenalter gestanden hätten. Da aber ein Kind sich auf dem schwerbedrohten Throne nicht behaupten konnte, musste

das Heer in Constantin den einzig möglichen Nachfolger seines Vaters sehen.

Gegen seine Mutter, die ihm bis fast an sein Lebensende erhalten blieb, hat der grosse Kaiser stets eine rührende Pietät bewiesen. Gewiss hätte ihm keiner einen Vorwurf daraus machen können, wenn er die niedrig geborene Frau vor den Augen der Welt verborgen und schonend in ihr Dunkel zurückgewiesen hätte. Statt dessen hat er ihr unzählige 47
Statuen errichtet und errichten lassen, Münzen mit ihrem Bilde geschlagen und eine Stadt nach ihrem Namen benannt. An seinem Hofe spielte sie die erste Rolle, und als sie durch ihren Sohn zum Christentum bekehrt worden war, wurde ihr namentlich die Aufgabe zugeteilt, in den Werken der Frömmigkeit und Mildtätigkeit den Kaiser zu vertreten. Freilich hätte Constantin, der auf den Glanz seines Hofes grossen Wert legte, sie kaum in dieser Weise hervortreten lassen, wenn sie nicht verstanden hätte, die Pflichten der Repräsentation mit Takt und Würde zu erfüllen. Dass die ehemalige Gastwirtin sich einer solchen Aufgabe gewachsen zeigte, ist kein geringes Zeugnis für die geistige Bedeutung dieser Frau.

Es ist eine alte Wahrheit, dass jede Epoche sich die Talente gebiert, deren sie am meisten bedarf. Als das Römerreich nur noch durch die Faust eines Soldaten zusammenzuhalten war, trat in Constantin die vollkommenste Verkörperung des Soldatentums an seine Spitze. Die eigentümlichen Tugenden und Fehler jenes Standes, aus dem er hervorgegangen war, zeigt er in der seltensten Reinheit ausgeprägt. Er war keck und schneidig, leicht zu begeistern und immer zu hitzigem Dreinfahren bereit, aber zugleich in strenger Disziplin geschult, sein Interesse und seine Neigung dem Wohle

des Ganzen unterzuordnen. Die strotzende Kraft, die seine mächtige Hünengestalt erfüllte, machte ihm die Aufregung der Gefahr zur höchsten Lust. Wie er, kaum dem Knabenalter entwachsen, zum Vergnügen einem Löwen entgegentrat und vor den Augen des Kaisers und seines Heeres eine Herausforderung zum Einzelkampfe annahm, so hat er auch in den Schlachten seiner späteren Jahre selten oder nie das kalte Blut bewahrt, um ruhig vom Feldherrnhügel aus die Entscheidung zu leiten; wo die Gefahr am grössten war, da stürmte er selbst an der Spitze seiner Truppen in den Feind hinein, teilte Wunden aus und empfing sie. Bei einem Feldzuge gegen die Barbaren der Rheingrenze ging er einmal mit nur zwei Begleitern bis dicht an das feindliche Lager heran und knüpfte unerkannt ein Gespräch mit den germanischen Kriegern an. Es war der Reiz des Abenteuerlichen, für den seine lebhafte Phantasie nur zu empfänglich war, der ihn zu einem so seltsamen Wagestück getrieben hatte. Seine Kriegführung war immer die der schnellen Offensive. In kühnem Ansturm rannte er die Macht des Gegners nieder; in hurtiger Verfolgung liess er ihm keine Zeit, wieder zu Atem zu kommen. Selbst wo es ihm möglich war, mit einigem Zeitverlust bedeutende Streitkräfte zusammenzuziehen, hat er doch mitunter nur eine kleine Schar gegen weit überlegene Heere ins Feld geführt, weil Überraschen des Feindes und höchste Beweglichkeit der Truppe seinem kriegerischen Genius besser zusagten, als die sichrere, aber langsamere Wirkung grosser, schwerfälliger Massen. So hat er fast immer in der Minderheit gefochten, aber niemals ist er geschlagen worden. Denn den Geist tollkühner Siegeszuversicht, der ihn selbst beseelte, wusste er auch jedem Gemeinen einzuflössen,

und da der Kaiser persönlich keine Gefahr und Strapaze scheute, konnte er auch von seinen Truppen die höchsten Leistungen beanspruchen. Im Heerlager aufgezogen, beherrschte er das Technische des Kriegsdienstes bis zur Vollendung. Der vorzügliche Drill seiner Soldaten gestattete ihm, ihnen auf dem Schlachtfelde die schwierigsten Manöver zuzumuten, und eine eiserne Disziplin machte sie in seinen Händen fast zu willenlosen Werkzeugen. Hat er es doch fertig gebracht, Städte, die im Sturm genommen waren, vor jeder Plünderung zu schützen, und das in einem Zeitalter, wo die Zuchtlosigkeit der Soldateska jeden Augenblick in Meuterei ausbrach.

Die Kehrseite der Tapferkeit ist der Leichtsinn. Wer mit jeder Gefahr fertig zu werden meint, wird künftigen Gefahren nicht ängstlich vorbauen, ja sie mitunter selbst heraufbeschwören. Dies war auch Constantins Fehler: für seine Person ist er nie besorgt gewesen, und auch was dem Reiche drohte, hat er nicht immer vorgesehen und rechtzeitig abgewandt. Politischen Theorien zu Liebe hat er die Macht derjenigen, welche einst seine Gegner werden mussten, in törichter Uneigennützigkeit grossgezogen und seine eigene über die Maassen geschwächt. Eine sanguinische Vertrauensseligkeit bestimmte sein Verhalten, wie zu den feindlich lauernden Mitregenten, so auch zu seiner schmeichelnden Umgebung. Von den Ratschlägen seiner Günstlinge war er in hohem Grade abhängig, ja sogar seine Kammerdiener sollen eine verhängnisvolle Macht über ihn ausgeübt haben. Dass er oft Unwürdige zu den höchsten Ehrenstellen beförderte und die Provinzen schutzlos ihrer Raubgier preisgab, mussten auch seine parteiischsten Bewunderer zugestehn. Entdeckte er dann, dass er getäuscht war,

so fuhr er mit doppeltem Grimme auf, und manchmal gelang es wohl auch der Verleumdung, den leichtgläubigen Kaiser gegen einen Unschuldigen aufzureizen. So sind viele, die einst für seine Freunde gegolten hatten, dem Beile des Henkers zum Opfer gefallen. Gleichwohl lag ihm nichts ferner, als die misstrauische Furcht des Tyrannen. Es gibt dafür keinen bessern Beweis, als dass er alle Angeberei, namentlich die anonyme, mit den härtesten Strafen belegte und sogar die gesetzliche Anklage auf Majestätsverbrechen, die sich nicht wohl verbieten liess, durch sehr wirksame Abschreckungsmittel zu hindern suchte.

Vor allem machte sich Constantins Mangel an vorschauender Klugheit in seiner Finanzverwaltung geltend. Auch darin war er der flotte Offizier, dass er auf das Geld keinen Wert legte und niemals mit dem, was er hatte, auszukommen verstand. Gewiss war es des höchsten Lobes wert, wenn der Kaiser sich öffentlich zu dem Grundsatze bekannte, dass das Interesse der Privaten dem des Fiskus vorgehn müsse; doch hatte diese Gesinnung auch ihre Kehrseite. Selbst fröhlichen Gemütes, liebte er es, Fröhliche zu machen, und streute daher mit vollen Händen Geschenke und Steuererlasse aus. Dazu verschlang der Prunk seines Hofes, später auch die prächtigen Kirchenbauten im ganzen Reiche, endlich die Ausschmückung der Stadt, die er nach seinem Namen benannte, ungeheure Summen. Der Silber- und Goldschmuck der Götterbilder, der überall zusammengesucht und massenhaft eingeschmolzen wurde, wirkte nur wie ein Tropfen auf den heissen Stein, und der wohlwollende Mann, der keinem Bittenden nein zu sagen vermochte, musste den geleerten Säckel durch harten Steuerdruck aus den Taschen seiner Untertanen wieder füllen. Am

Schlusse seiner Regierung zwang ihn diese unverbesserliche Verschwendungssucht sogar zu einer Verschlechterung des Geldes, obgleich er schon in seinen ersten Jahren hatte erproben können, wie zweischneidig und wenig wirksam dieses Hilfsmittel war.

Die Schuld daran trug neben jenem gutmütigen Leichtsinn vor allem die Eitelkeit, die ja bekanntlich auch eine echt militärische Untugend ist. Denn nichts 51
setzte die Schmeichelzungen stärker in Bewegung, als unbegrenzte Freigiebigkeit, und sich rühmen und bewundern zu lassen, war dem Kaiser Bedürfnis. Schon durch seine Erscheinung wollte er wirken, und nicht nur auf das andere Geschlecht, das freilich auf sein hitziges Blut immer eine grosse Anziehungskraft ausübte; er verwendete daher keine geringe Sorgfalt auf den Schmuck seines Äussern. Es ist charakteristisch dafür, dass er der Schöpfer einer neuen Mode wurde: nachdem zweihundert Jahre lang jeder Römer den Vollbart getragen hatte, liess er sich zuerst wieder das Gesicht rasieren, was natürlich allgemeine Nachahmung fand. Seine Lobredner wurden nicht müde, in der geschmacklosesten Weise die Schönheit ihres Herrn zu rühmen, weil sie wohl wussten, dass er gerade für dieses Lob sehr empfänglich war. Freilich suchte er auch nicht minder durch Geist zu glänzen. Epigrammatische Bemerkungen von ihm wurden vielfach im Publikum weitererzählt, und seine scharfe Zunge verletzte oft, weil er, nach dem römischen Sprüchwort, lieber einen Freund, als einen Witz verlor. Denn Takt und Feinfühligkeit gingen ihm ab; wenn er leutselig scherzen wollte, empfanden diejenigen, an welche seine Spässe sich richteten, sie oft mehr als Hohn, denn als Gnade. Das Kind des Lagers hatte sich in der Jugend nicht viel mit den Büchern ab-

geben können, und dieser Mangel liess sich im späteren Leben um so weniger beseitigen, als Constantins Begabung nach dieser Richtung hin mehr als dürftig war. Aber damals schätzte man litterarische Leistungen um so höher, je seltener sie waren, und auch hierin zeigte er sich als das echte Kind seiner Zeit. Dass das berühmte Athen ihn zum Strategen wählte, wie einst Perikles es gewesen war, betrachtete der Herrscher der Welt als hohe Ehre und belohnte die wohlfeile Schmeichelei, indem er den Pöbel der herabgekommenen Stadt auf Kosten der Staatskasse, obgleich sie immer leer war, mit jährlichen Kornspenden fütterte. Und wie er dies Vorrecht Roms auf die alte Heimat der Kunst und Wissenschaft ausdehnte, so spielte er auch gegen deren lebende Vertreter in grossartigster Weise den Maecen, versammelte Dichter, Redner und Philosophen um seine Person und überschüttete sie mit Geld und Ehren. Aber dies war seiner Eitelkeit noch nicht genug: auch er selbst wollte als Schöngeist glänzen. Er las, schrieb und deklamierte daher mit unermüdlichem Eifer und langweilte seinen Hof oft durch endlose Reden, die in späterer Zeit mitunter in den salbungsvollen Ton der Predigt übergingen, aber doch viel mehr bestimmt 52 waren, die Kunst des Kaisers zur Schau zu stellen, als sein Gefolge in christlicher Gesinnung zu befestigen. Natürlich liess der Applaus, nach dem Constantin dürstete, nicht auf sich warten und begeisterte ihn zu immer neuen Produktionen. Von seinen Stilübungen sind uns mehrere in griechischer Übersetzung, einige auch im lateinischen Original erhalten. Sie sind alle schlecht disponiert und unklar, der Ausdruck so geziert, dass er kaum noch verständlich bleibt; mit entsetzlichem Wortreichtum werden dürftige und

triviale Gedanken breitgetreten; der ungeschickteste Satzbau verbindet sich mit mühsamem Suchen nach ungewöhnlichen Worten und Wendungen; namentlich aber zeigt sich überall jenes Prunken mit Wissen und Belesenheit, wie es der eitlen Halbbildung eigen ist.

Am schlimmsten machte sich Constantins Mangel an Bildung auf dem juristischen Gebiete bemerkbar. Soweit seine Gesetzgebung Fragen der Volkswirtschaft oder der Verwaltung regelt, zeugt sie mitunter von praktischem Scharfblick; aber wo sie das Zivil- oder Kriminalrecht umgestalten will, ist sie fast immer unzureichend und verletzt oft die elementarsten Regeln der Rechtswissenschaft. Dieselbe Leidenschaftlichkeit, welche die kühne Kriegführung Constantins beseelte, zeigte sich auch in einem unbesonnenen Dreinfahren mit Edikten und Verordnungen, sobald die Erfahrung einen kleinen Übelstand im geltenden Rechte bloslegte. In der Regel waren sie überhastet und unreif, und bedurften immer neuer Ergänzungen und Umgestaltungen, sodass die Überproduktion an Gesetzen in ganz unglaublichem Maasse anwuchs. Wir besitzen Fragmente von beinahe dreihundert Gesetzen Constantins, und doch ist die Zahl derjenigen, welche er wirklich erlassen hat, damit noch lange nicht erschöpft. Die Pietät gegen das Überlieferte, die der echten Bildung eigen zu sein pflegt, kannte er ebensowenig, wie sein Vorgänger. Nur darin unterscheidet sich seine Gesetzgebung von der Diocletians, dass sie vielleicht etwas weniger durch Spekulationen und Theorien, häufiger durch das unmittelbare praktische Bedürfnis, oft freilich auch durch persönliche Impulse bestimmt wird. Ungerecht war Constantin nicht; von willkürlichen Hinrichtungen und Konfiskationen, wie sie bei

den andern Kaisern jener Zeit an der Tagesordnung waren, weiss seine Geschichte trotz seiner steten Finanznöte nichts zu erzählen; wohl aber fehlte ihm das geschulte Rechtsgefühl, das auch den ge-
53 ständigen Verbrecher der schützenden Formen des Prozesses nicht zu berauben gestattet. Wo er von der Schuld überzeugt war, schien eine Untersuchung ihm überflüssig, und ob der Henker oder der Meuchelmörder das Urteil vollzog, betrachtete er als gleich-
10 gültige Formfrage. Im Feldlager aufgewachsen und von Jugend auf an Blut und Wunden gewöhnt, hatte er das Mitleid früh verlernt. Unter dem Einfluss des Christentums hat er später zwar reichlich Almosen gespendet, das Loos der Gefangenen möglichst zu er-
15 leichtern gesucht und für Witwen und Waisen nach Kräften Sorge getragen: doch war dies alles ihm nur religiöse Pflicht, nicht Bedürfnis des menschlichen Empfindens. Wenn Flehende zu seinen Füssen lagen und auf seine erregbare Phantasie durch rhetorische
20 Schilderungen ihres Elends zu wirken wussten, so konnte er nach der Art nervöser und sanguinischer Naturen wohl Tränen der Rührung vergiessen. Und doch hatten Menschenleben für ihn keinen Wert; gefangene Barbaren hat er, nur um die Feinde zu
25 schrecken und die Schaulust des Pöbels zu befriedigen, ohne Bedenken wilden Bestien vorwerfen oder unter furchtbaren Martern hinrichten lassen, und sein Strafrecht war ebenso hart und grausam, wie das Diocletians und aller der folgenden Soldatenkaiser. Gleich-
30 wohl hat er sich nie mit einem Morde befleckt, zu dem er nicht nach dem Rechte jener Epoche und der Stimme seines eigenen Gewissens befugt gewesen wäre, und mitunter hat er geschont, wo er hätte hinrichten dürfen, ja vielleicht müssen.

Denn was den Charakter dieses merkwürdigen Mannes vor allem auszeichnete, war ein tiefgewurzeltes Pflichtgefühl und ein religiöses Empfinden, das freilich die Farbe seiner Zeit und seines rohen Standes an sich trug, darum aber nicht minder ernst und fromm war. 54 Gleich den meisten grossen Kriegshelden vertraute Constantin blindlings seinem Glücke; wie aber fast alle Menschen seiner Epoche von der Götterfurcht in einer oder der andern Form beherrscht wurden, so hüllte sich auch sein Fatalismus in ein religiöses Gewand. Nach einigem Tasten und Schwanken entwickelte sich in ihm die Überzeugung, dass er das erwählte Rüstzeug des höchsten Gottes sei, berufen dessen Feinde auszutilgen und sein Reich auf Erden zu verbreiten. Es war der klarste Ausdruck derselben, wenn er sich später in seinem Palaste auf einem grossen Gemälde darstellen liess, wie er den alten Drachen unter die Füsse trat und mit der Lanze durchbohrte. Auf andern Bildnissen war er in der Stellung eines Betenden gemalt, und viele seiner Münzen zeigen ihn mit zum Himmel gerichteten Augen. Durch Träume und Visionen, die seine leicht erregten Nerven ihm vorspiegelten, meinte er in persönlichem Verkehr mit seinem hohen Schutzherrn zu stehen, und die Geistlichkeit bestärkte ihn eifrig in diesem Glauben, nicht nur weil er ihr vorteilhaft war, sondern auch weil sie selbst ihn redlich teilte.

An der Wirklichkeit des Christengottes zu zweifeln, hatten die Heiden keinen Grund, da ja in ihrem Pantheon, das aus den Götterkreisen unzähliger Völkerschaften zusammengesetzt war, ein Gott mehr sehr gut Platz finden konnte. Nicht dass sie ihn anbeteten, wurde den Christen zum Vorwurf gemacht, sondern dass sie über seinem Kultus diejenige Religion,

welche die Weisheit der Väter eingeführt hatte, gänzlich vernachlässigten. Und andererseits leugnete kaum ein christlicher Bischof, dass Apoll die Zukunft verkündigen könne und Äsculap wunderbare Heilungen vollbringe, so gut wie die Gebeine der Märtyrer. Sie galten ihm eben als böse Dämonen, deren Gewalt zwar hinter der des höchsten Gottes weit zurückstehe, an sich aber keineswegs verächtlich sei. Also nicht ob ihre Gottheiten existierten, war Gegenstand des Streites zwischen den beiden religiösen Parteien, sondern nur, ob der einheitliche Christengott oder die heidnische Göttervielheit ihren Anhängern mehr Heil und Segen gewähren, ihren Feinden mehr schaden könnten. Sehr wenige auserlesene Köpfe, die sich hoch über das geistige Mittelmaass erhoben, mochten vielleicht anders denken: für die grosse Menge lag in jener Machtfrage die Entscheidung. Eunapius und ihm folgend Zosimus bewiesen aus der Geschichte, dass, seit der Staat sich der neuen Religion zugewandt habe, der Zorn der vernachlässigten Götter alles Unheil über ihn heraufbeschwöre und dass der Christengott es nicht abzuwenden vermöge. Orosius führte den Gegenbeweis, dass schon unter der Herrschaft des Heidentums Blut und Tränen im Übermaass geflossen seien und also auch Jupiter und seine Genossen ihren Getreuen nicht das erwartete Glück verliehen hätten. Lactanz und Eusebius stellten dar, wie alle Verfolger der Christen trotz ihrer abergläubischen Götterverehrung ein schreckliches Ende genommen hätten, und noch von vielen andern wurde das Argument der Macht auf beiden Seiten wieder und wieder ins Feld geführt. Gerade dieses Beweismittel musste auf einen Soldaten und Herrscher ganz besondere Wirkung ausüben. Über den Aberglauben des Lands-

knechts, der sich durch Amulete kugelfest macht und bald durch Gebete, bald durch Teufelsbeschwörungen das Glück an seine Fahnen heftet, war Constantin ebensowenig erhaben, wie alle anderen Soldatenkaiser seiner Zeit. So hat er später durch das Monogramm 56
Christi seinen Helm gegen Hieb und Stich gefestigt und in sein Diadem und den Zügel seines Rosses Nägel vom heiligen Kreuz einfügen lassen; Geistliche, namentlich solche, die im Geruche der Heiligkeit standen, mussten ihn bei allen seinen Feldzügen be- 10
gleiten, weil er sich von ihren Gebeten Glück und Erfolg versprach. Dass man durch Zauberei das Wetter machen könne, glaubte er fest; zu guten Zwecken hat er es durch ein Gesetz ausdrücklich gestattet, und einen seiner Günstlinge liess er hinrichten, 15
weil er angeblich durch solche Künste die Kornzufuhr nach Constantinopel gehemmt hatte. Es ist daher kein Zufall, dass er nach langem Schwanken seine Entscheidung zu Gunsten des Christentums gerade in dem Augenblicke traf, wo ihm durch den Sieg über 20
Maxentius die Übermacht des Christengottes über die heidnischen Dämonen, deren Hilfe sein Gegner angerufen hatte, unzweideutig bewiesen schien.

Die Modernen schreiben den Übertritt Constantins meist weltlichen Rücksichten zu, insofern mit Recht, 25
als Sieg und Erdenglück, die er von der Gunst seines Gottes erwartete, ja freilich weltliche Vorteile sind. Doch wer da meint, er habe die Religion als Mittel der Politik ausnutzen wollen, befindet sich gewiss im Irrtum. Ausser ihren Gebeten, deren Zauberwirkung 30
man damals allerdings sehr hoch anschlug, hatten die Christen jener Zeit nichts zu bieten, was die Macht eines Kaisers wesentlich hätte vermehren können. Am unvermischtesten hatte sich die alte Religion trotz

einzelner christlicher Eindringlinge noch bei den Dorfbewohnern behauptet. In der beweglichen städtischen Bevölkerung übte die Lust am Neuen und Fremden eine grössere Wirkung aus; die halbverstandenen Schlagworte der griechischen Philosophie
57 waren auch in die Massen gedrungen und hatten Zweifel an den alten Göttern wachgerufen, so dass hier der Boden für das Christentum wohl vorbereitet war und es überall schnell Wurzeln fasste. Dagegen bildeten die Bauern damals, wie noch heute, das konservativste Element des Reiches; sie hingen an ihren Göttern, weil ihre Väter, so lange man denken konnte, sie ebenso verehrt hatten, und verhielten sich gegen das Christentum ablehnend, weil es etwas Neues war. Auch zu den Barbaren jenseit der Reichsgrenzen hatten sich bis dahin nur wenige Glaubensboten gewagt, und diese wenigen waren an den meisten Stellen gleichfalls auf die Vorurteile von Bauern gestossen. Bauern und Barbaren aber waren es, welche Kaiser erheben und stürzen konnten; denn aus ihnen setzten sich die Heere fast ausschliesslich zusammen. Wie wenig zahlreich die Christen sowohl unter den Soldaten selbst als auch in denjenigen Teilen der Bevölkerung waren, die für Aushebung und Werbung in Betracht kamen, ergibt sich am deutlichsten aus der bekannten Tatsache, dass zuerst Diocletian, dann Licinius sie vom Militärdienst ausschliessen konnten. Gewiss hätten beide sich vor einer solchen Maassregel gehütet, wenn eine nennenswerte Verminderung des Heeres dadurch eingetreten wäre. Auch der hohe Adel des Senats, der durch seinen weitverbreiteten Grundbesitz in allen Provinzen Einfluss besass, hielt noch zum allergrössten Teil an der alten Religion fest, und ebenso die meisten Vertreter der Wissenschaft

und Literatur, da sie mit dem Glauben des Homer und Vergil auch das Verständnis ihrer Werke gefährdet meinten und durch den Hass der Christen gegen die Künste der Rhetorik die Wurzeln ihres eigenen Ansehens untergraben sahen. Also fast alles, was im Reiche durch Bildung oder Geburt, Besitz oder Tapferkeit Macht und Einfluss hatte, gehörte in seiner grossen Masse zur Partei des Heidentums. Dem gegenüber stand nur ein Teil des städtischen Pöbels und des Mittelstandes, der damals politisch so gut wie garnichts bedeutete. Und diese ärmliche Schar war noch dazu durch Diocletians Verfolgung von allen Elementen gereinigt, die den Trieb in sich fühlten, etwas in der Welt vorzustellen. Der treugebliebene Rest lebte nur in der Hoffnung auf das Jenseits und kümmerte sich prinzipiell nicht um Politik. Wohl hielten die Christen eng zusammen, soweit sie nicht durch das Sektenwesen getrennt waren; wohl bildeten sie einen Staat im Staat, aber nicht um diesen zu beherrschen, sondern um sich jeder Berührung mit ihm möglichst zu entziehen. Welche Stütze seiner Macht konnten diese weltvergessenen Heiligen einem Kaiser wohl gewähren? Wahrlich es gehörte der Heldenmut und das Gottvertrauen eines Constantin dazu, um diese Gemeinschaft der mächtigen Hilfe vorzuziehen, welche die Anhänger des Heidentums darbieten konnten. 58

Freilich war die Gefahr ihrer Gegnerschaft nicht ganz so gross, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Zwar Adel und Literatur hatten im Christentum längst ihren Feind erkannt, und wo sie keine Lauscher fürchteten, werden sie bitter über den Kaiser geschmäht haben, der die Pöbelreligion zu der seinen machte. Denn dass er in einer Zeit so scharf aus-

gesprochener religiöser Gegensätze zwischen beiden Glaubenslehren habe durchlavieren können, ohne dass ihre Bekenner recht merkten, welcher er eigentlich angehöre, ist eine höchst naive Anschauung. Aber des ohnmächtigen Zornes der vornehmen und gebildeten 59 Heiden konnte der despotische Herrscher lachen, solang er seiner Soldaten sicher war. Der unschuldige Barbar aber sah in Christus und seinem hohen Vater wahrscheinlich nur zwei neue Götter, denen er neben Wodan und Jupiter, Mithras und Serapis gern ihren Platz einräumte. Erschien ihr opferloser Dienst ihm neu und seltsam, so tat dies nichts zur Sache; mussten doch dem Germanen die römischen und syrischen, persischen und ägyptischen Kulte, die das vielsprachige Lager erfüllten, nicht minder fremdartig sein. Wenn jene neuen Götter nur das Heer zum Siege führten! So schützte die unendliche Toleranz des Heidentums den Kaiser vor seinen Soldaten. Dass der Christengott allen ihren alten Göttern den Tod geschworen hatte, wussten sie wohl kaum; jedenfalls durften sie nicht daran erinnert werden. Wenn man die Ehrlichkeit von Constantins Religionswechsel bezweifelt hat, weil er die heidnischen Bräuche auch weiter duldete, ja zum Teil selbst mitmachte, so verkennt man die Zwangslage, in der er sich befand. Als er nach dem Sturze des Licinius sich seiner Herrschaft sicher fühlte, da verschwanden die Götterbilder von den Münzen, mit welchen er seine Söldner bezahlen musste, und endlich schritt er sogar zu einem Verbot der heidnischen Kulthandlungen, das er freilich niemals in vollem Ernste durchzuführen wagte.

Der Vater Constantins hatte sich zwar öffentlich zur Staatsreligion bekannt, war aber von dem Einfluss des Christentums, der damals ja schon die niedrigsten

und die höchsten Kreise durchdrang, nicht unberührt geblieben. Als Diocletians Verfolgungsedikte ergingen, liess er sich wohl zum Niederreissen der Kirchen bereit finden, doch die Bekenner der neuen Religion an Leib und Leben zu strafen, unterliess er trotz der Befehle seines Augustus und seiner sonst immer bewährten Fügsamkeit. Constantin eröffnete seine Regierung damit, dass er in seinem Reichsteil den Christen volle Toleranz gewährte. Doch blieb er selbst einstweilen noch dem alten Glauben treu, bis das berühmte Traumgesicht und die ihm folgende Schlacht an der Milvischen Brücke ihn völlig bekehrten.

Soweit es ihm seine Herrscherpflicht gestattete, hat er sich seitdem stets als treuen Sohn der Kirche bewährt und nie den Versuch gemacht, sich zum Herrn derselben aufzuschwingen, obgleich ihm dies leicht genug geworden wäre. Die Bischöfe waren durch die lange Verfolgung so mürbe gemacht, dass sie um den Preis gesetzlicher Duldung jeden Eingriff des Kaisers ertragen hätten; ja als sie dessen freundliche Gesinnung sahen, forderten sie seine Einmischung in die innern Angelegenheiten der Kirche sogar selbst heraus. Nach der streitigen Bischofswahl in Karthago, die zu dem Donatistischen Schisma Anlass gab, führte die unterlegene Partei bei Constantin Klage, und auch ihre Gegner wagten seinen Richterspruch nicht zurückzuweisen. Aber der weltliche Herrscher hielt sich strenger an die Satzungen des geistlichen Rechts als dessen berufene Vertreter und wies die Entscheidung einer Synode zu. Wieder appellierten die Donatisten an ihn, und wieder berief er eine zweite grössere Synode, die den Spruch der ersten prüfen sollte. Als dann zum drittenmale seine Macht angerufen wurde, brauste er in heiligem Zorne auf. „Mein Gericht

fordern sie“, schrieb er, „der ich selbst das Gericht Christi erwarte! Denn ich erkläre, wie es die Wahrheit ist, dass ein Gericht von Priestern so gehalten werden muss, als wenn Gott der Herr selbst zu Gericht gesessen hätte. Denn sie sind nicht im Stande, etwas anderes zu meinen oder etwas anderes zu urteilen, als was sie durch den Unterricht Christi gelehrt sind. Was also empfinden die schlechten Menschen die Wirkungen, wie ich in Wahrheit gesagt habe, des Teufels? Sie lassen das Himmlische, um Weltliches aufzusuchen. O tolle Frechheit des Wahnsinns! Wie es bei den Prozessen der Heiden zu geschehen pflegt, haben sie Appellation eingelegt!“ Nach einigem Besinnen nahm er dann freilich die Berufung an, aber nur um die Beschlüsse der beiden Synoden einfach zu bestätigen.

Auch in den arianischen Streit wollte er nicht anders eingreifen, als indem er die Parteien brieflich zum Frieden ermahnte. Das grosse Concil, das ihn entscheiden sollte, hatte er zuerst nach Ancyra einberufen, wo es, seinem Hoflager fern und seiner persönlichen Einwirkung entzogen, ganz selbständig hätte beschliessen können. Doch der Übereifer der Orthodoxen zerstörte diesen Plan. Um die Einheit der Kirche, die sie gefährdeten, nach Kräften zu erhalten, liess er das Conzil nach Nicaea übersiedeln und übernahm selber seine Leitung; aber auch dies diente zur Festigung des Christentums. Wenn der Herrscher sich den erstaunten Untertanen in der Mitte seiner Bischöfe und als Teilnehmer an deren Beschlüssen vorstellte, so war dies für die Ausbreitung des neuen Glaubens von der höchsten Bedeutung, weil alle zweifelhaften Heiden durch das Beispiel ihres Kaisers fortgerissen werden mussten. Und auch unter seinem

Vorsitz büsste die Versammlung nichts von ihrer Unabhängigkeit ein. Denn zu dem, was Constantin wünschte und vorher auch öffentlich vertreten hatte, standen ihre Beschlüsse im schreiendsten Widerspruch. Sobald man erkannt hatte, dass er sich als unterwürfigen Diener der Kirche fühlte, besannen sich deren Vertreter auf den Spruch: „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als dem Menschen.“ Wohl rief jede Partei ihn als Schiedsrichter an, wenn sie hoffen durfte, dass er sich auf ihre Seite stellen werde, und nachdem er sich anfangs bescheiden zurückgehalten hatte, gab er diesem immer wiederholten Drängen nach. In ihm entwickelte sich die Überzeugung, dass Gott ihn zum Bischof für die äusseren Angelegenheiten seiner Kirche ausersehen habe, und wo er konnte, griff er als Friedensstifter ein, um ihre Macht durch Einigkeit zu erhöhen, nicht um sie sich zu unterwerfen. Und wem seine Entscheidungen nicht gefielen, der trat ihm mit kecker Unverschämtheit entgegen. Seine ausdrücklichen Befehle blieben unbeachtet; wollte er ihre Ausführung erzwingen, so reizte man die fanatisierten Massen zu Aufständen an, und der kühne Mann, der in seinen Schlachten Tausende kaltblütig geopfert hatte, zog sich ängstlich zurück, wenn die Gefahr ihm drohte, christliche Märtyrer zu machen, mochten es auch Schismatiker oder Ketzer sein.

So glücklich Constantin in seinen weltlichen Kämpfen war, in den kirchlichen hat er Niederlage auf Niederlage erlitten, weil ihm auf diesem Gebiet das kecke Selbstvertrauen fehlte, das er als Feldherr immer bewiesen hat. Er wagte nicht, seine Entscheidungen nach eigener Überzeugung zu treffen, sondern unterwarf sich als Laie und Katechumene demütig dem besseren Wissen der Geistlichkeit. Mochte

sie auch unter sich in wildem Hader liegen und immer wieder ein Concil dem andern widersprechen, sein kindlicher Glaube, dass aus den Bischöfen der Geist Gottes rede, blieb unerschüttert. Noch gegen das
61 Ende seiner Regierung (333) hat er ihn ausgesprochen, als er das Gesetz neu einschärfte, das ihnen die Befugnisse von Zivilrichtern übertragen und jede Appellation von ihren Entscheidungen an den Kaiser oder dessen Stellvertreter untersagt hatte. Gewiss war dies
10 nicht der Weg, um sich die Kirche dienstbar zu machen. Was das Vorgehen des Herrschers bestimmte, waren eben die Lehren des Christentums, denen er von ganzem Herzen anhing, nicht der Vorteil der weltlichen Gewalten.

Wohl hat Constantin Bischöfe und Geistliche ver-
15 bannt, aber einerseits vollzog er damit nur die Beschlüsse der Synoden, andererseits war es für die öffentliche Ruhe und Sicherheit notwendig. Wo Gegenbischöfe vorhanden waren, da kam es regelmässig zu Tumulten und Strassenkämpfen, nach denen mitunter
20 hunderte von Leichen das Pflaster bedeckten. Hier Ruhe zu stiften, war die Pflicht jeder geordneten Staatsgewalt, und eine mildere Form liess sich wahrhaftig nicht finden, als wenn der Kaiser das eine der streitenden Parteihäupter aus der Stadt, in der es
25 seine Knüttelarmee besass, an einen Ort verwies, wo es keinen Aufruhr entzünden konnte. Denn niemals hat Constantin dissentierende Geistliche auf wüste Inseln oder nach Strafkolonien verbannt, sondern er bestimmte ihnen immer ganz behagliche Wohnsitze,
30 die sich von ihrer ursprünglichen Heimat nur dadurch unterschieden, dass sie ungefährlich waren.

62 Man hat gemeint, der Kaiser habe durch die Concilien die Kirche beherrschen wollen, doch wie wir gesehen haben, übernahm er in Nicaea nur wider-

strebend den Vorsitz, und allen übrigen Bischofsversammlungen ist er fern geblieben. Überdies war ein Organ wie die ökumenischen Synoden, das nur in langen Zwischenräumen in Wirksamkeit trat, zu einem dauernden und konsequenten Eingreifen in die kirchlichen Angelegenheiten ganz ungeeignet. Dazu hätte es ständiger vom Kaiser ernannter Aufsichtsbeamten bedurft, denen die Mehrzahl der Bischöfe, durch die vorhergegangene Verfolgung eingeschüchtert, gewiss nicht den Gehorsam versagt hätte, wäre Constantin zu fürchten gewesen. Aber an die Schöpfung solcher Institutionen, welche die Zügel des geistlichen Regiments fest in seine Hand gelegt hätten, hat er niemals gedacht. Er strebte als demütiger Katechumene nach der Gnade des Herrn, nicht nach der Herrschaft über seine Kirche.

Der Beistand der heidnischen Dämonen liess sich durch reiche Opfer und Gelübde erkaufen; der Christengott aber stellte an seine Gläubigen auch sittliche Anforderungen, und Constantin war eifrig bemüht, ihnen genugzutun. Die Moral des damaligen Christentums gipfelte in der Verherrlichung der Askese und einer überstrengen Verurteilung aller Fleischessünden. 63 Dass auch Constantin sich ihr anschloss, zeigt seine erhaltene Rede, in der die Worte „Gerechtigkeit und Keuschheit“ stets den Inbegriff aller Tugend ausdrücken. So hat er denn auch durch die Aufhebung der rechtlichen Nachteile, mit denen Augustus die Ehe- und Kinderlosen bestraft hatte, die Askese begünstigt, eine Reihe der strengsten Gesetze gegen jede Art von Sittlichkeitsvergehen erlassen und namentlich die semitischen Wollustkulte mit rücksichtsloser Energie bekämpft. Auch seinen Söhnen hat er keine Tugend fester eingeprägt, als die Keuschheit, und wie es scheint, waren schon seine eigenen Eltern von dem

gleichen Grundsatz ausgegangen. Denn wenn diese den Verlobten der Kaiserstochter, so lange seine Braut Kind war, fast noch als Knaben zum Abschluss einer andern Ehe veranlassten, so kann der Zweck nur gewesen sein, ihn vor jugendlichen Verirrungen, die das Heidentum kaum als Verirrungen betrachtete, in christlichem Sinne zu bewahren. Doch sein aufgeregtes Blut und seine hitzige Phantasie sprangen über die Schranken hinweg, die der Wille seines Vaters und sein eigenes sittliches Empfinden ihm zogen. Zwar hat er niemals seine Kaisergewalt zu rohem Zwange missbraucht und sich einer so wüsten Lüderlichkeit hingegeben, wie Maximian, Maxentius und Maximinus; im Vergleich zu seinen Gegnern und Mitregenten durften Schmeichler noch immer seine Keuschheit rühmen, ohne der Wahrheit gar zu derb in's Gesicht zu schlagen. Doch scheint er auch während seiner Ehe mit Fausta kaum je ohne Liebchen gewesen zu sein, was zwar weder das Gesetz noch die Moral des Heidentums verbot, wohl aber die christliche, zu der er sich bekannte. Und diese Sünde gegen seine eigene Überzeugung sollte sich furchtbar rächen. Denn die vernachlässigte Gattin, welche die wilde Sinnlichkeit ihres Vaters geerbt hatte, suchte Ersatz bei dem eigenen Sohne des Ungetreuen, und der Kaiser musste beide dem Henker übergeben, weil sowohl die Bibel als auch sein eigenes Recht bestimmten, dass das ungetreue Weib und ihr Verführer des Todes sterben müssten. Dies grausige Schicksal scheint sein Gewissen mächtig erschüttert zu haben. Unmittelbar nach der Katastrophe erlies er ein Edikt, das jedem verheirateten Manne verbot, Konkubinen zu unterhalten, und brandmarkte so sein eigenes Treiben öffentlich vor dem ganzen Reiche. Doch wenn er

sich damals Besserung gelobte, so hielt sie doch nicht lange vor; die Schwäche seines heissen Blutes trug bald wieder über alle guten Vorsätze den Sieg davon. Als sein Günstling Optatus vom grammatischen Lehrer zum Patricius und Consul (334) aufstieg, da flüsterte man, dass er diese erstaunliche Karriere nur seiner schönen Frau verdanke, und sie wird kaum die einzige gewesen sein, die über den Kaiser Macht besass. Aber gerade dies Hin- und Herschwanken zwischen Busse und neuem Vergehen musste sein Herz nur widerstandsloser den Satzungen der Religion unterwerfen, die in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen und nicht die Gerechten. Pflegen doch bei sinnlich erregbaren Naturen auch die Wallungen des religiösen Empfindens am mächtigsten zu sein.

Als Constantin auf dem nicaenischen Concil die Lehre der Novatianer darlegen hörte, dass keiner, der nach der Taufe eine schwere Sünde begangen habe, Absolution empfangen dürfe, da sprach er zu dem Bischof der Sekte: „Lege eine Leiter an den Himmel und steig' allein hinauf; kein anderer wird dir folgen können!“ In seinem eigenen Fleische fühlte er nur zu sehr die Sündlichkeit der menschlichen Natur; doch war er redlich bemüht, sie zu überwinden, und beobachtete die Sittenlehre seines Glaubens, 64
soweit er eben konnte. Hat doch der unbezwingliche Kriegesheld sogar alle Kriege vermieden, die ihm nicht aufgedrungen wurden. Seinen feindlichen Mitkaisern gegenüber ist er bis zur äussersten Grenze der Nachgiebigkeit gegangen, ehe er den hingeworfenen Handschuh aufnahm, und wenn er strategisch auch stets die Offensive ergriff, ist er politisch doch jedesmal der Angegriffene gewesen. Die Pflichten der Verwandtschaft erfüllte er treulich nicht nur gegen

Helena, sondern auch gegen seine Stiefmutter Theodora und deren Descendenz, obgleich ihre Söhne ihm die gefährlichsten Nebenbuhler hätten werden können; denn den feigen Argwohn des Sultanismus, der in jedem Spross des Herrscherblutes einen Feind wittert, hat Constantins kühne Seele nie gekannt. Mildtätigkeit, die nach dem Worte der Verheissung den Himmel erschliesst, war seinem freigiebigen Sinne natürlich. Beherzigte er doch keinen Bibelspruch freudiger, als denjenigen, welcher gebietet, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen. Auch seine Gesetzgebung ist reich an Bestimmungen zu Gunsten der Gefangenen, der Witwen und Waisen; die Freilassung der Sklaven sucht sie zu befördern, die ausgesetzten Kinder dem Tode zu entreissen. In seiner heidnischen Jugend hatte er sich daran ergötzt, gefangene Barbaren gegen wilde Tiere kämpfen zu lassen; später nahm er selbst an den viel menschlicheren Gladiatorenspielen Anstoss, suchte sie nach Möglichkeit zu hindern und verbot es, Verbrecher dazu zu verurteilen. Auch den Feinden zu verzeihen, hat er sich oft bemüht, ja er betrachtete es sogar als Ehrensache, die treuen Gehilfen seiner besiegten Gegner ganz besonders zu bevorzugen. So hat er den bedeutendsten Feldherrn des Maxentius, unmittelbar nachdem er ihn hatte bekämpfen müssen, zum Consulat befördert und auch später mit Ämtern und Würden überhäuft. Den Präfecten des Licinius hat er nach dem Siege seinen eigenen Beamten zum Muster empfohlen, gleich für das nächste Jahr zum Consuln ernannt und dessen Tochter seinem Bruder zur Frau gegeben. Die Schändung seiner Statuen durch aufgeregte Volksmassen bestrafte er nur mit lächelnder Verachtung. Allerdings konnte er in dieser versöhnlichen Milde nicht weiter gehn,

als das Interesse des Reiches zuliess. Denn dass die christliche Sittenlehre in ihrer damaligen Strenge, nach der sogar die Hinrichtung eines Verbrechers als Sünde gegen das fünfte Gebot verdammt wurde, sich mit den Aufgaben eines Herrschers nicht ganz vereinigen liess, hat Constantin zu seinem Schmerze freilich einsehn müssen. Da die Taufe alle Sünden, die vorher begangen waren, abwusch und nur die späteren den strengen Christen für unverzeihlich galten, hat er ihre Vollziehung an sich in naiver Schlauheit bis zu seiner Todesstunde verschoben. Aber obgleich er als Katechumene sich eine etwas laxere Moral gestatten zu können meinte, hat er sich doch gehütet, die Strafe des Herrn gegen sich heraufzubeschwören. Seine sinnlichen Regungen zu unterdrücken, war er zu schwach; aber der Politik zu Liebe hat er nicht mehr gesündigt, als er nach seiner Überzeugung sündigen musste. Denn die Pflichten gegen das Reich hat er immer noch über seine religiösen Pflichten gestellt, so ernst er diese auch auffasste.

Noch ehe er dem Knabenalter entwachsen war, hatte ihn Diocletian an seinen Hof berufen und ihm ein kleines militärisches Amt übertragen. Dann war er in der Umgebung des Herrschers bis zu dessen Abdankung durch die Provinzen des Reiches gezogen. Dem launischen Greise gegenüber wird die Stellung des Kaisersohnes, der zum Thronerben bestimmt, aber noch nicht offiziell als solcher anerkannt war und durch jede Unbesonnenheit seiner Anwartschaft verlustig gehen konnte, wahrlich keine leichte gewesen sein. Er musste schweigen und sich bücken lernen, damit er die Entwürfe, welche seine junge Brust verschloss, dereinst zur Ausführung bringen könne; strenge Selbstbeherrschung bändigte seinen heftigen Sinn.

Doch sein mehrjähriger Verkehr mit Diocletian
66 hatte noch eine andere Folge gehabt. Der Alte hatte seine Regierungsgrundsätze mit seinem künftigen Nachfolger gewiss oft besprochen, und die Worte des gedankenreichen Greises konnten nicht ohne Einfluss auf den werdenden Herrschergeist sein. Schien doch sein System trotz vieler Mängel im Einzelnen sich bewährt zu haben, indem es dem Reiche nach unendlichen Wirren eine dauernde Regierung verschafft hatte, und gerade das Schematische desselben konnte dem unreifen Kopf eines Knaben wohl imponieren. Der Ausschluss der Leibeserben, den der Sohn des Constantius aus naheliegenden Gründen nicht hätte billigen können, war ja damals in den politischen Katechismus des alten Kaisers noch nicht aufgenommen, sodass Constantin ihn in allen Hauptpunkten zu dem seinigen machen konnte. Mit vollem Bewusstsein und klarer Absicht wurde er in allem ausser der Religionspolitik der Fortsetzer Diocletians. Auch er hat seine Kriege entweder persönlich geführt oder durch seine Caesaren, nicht durch private Feldherrn, führen lassen; auch er hat Rom nur besucht, um dort Triumphe oder Jubiläen zu feiern, und fünfundzwanzig Jahre lang seinen Aufenthaltsort fortwährend gewechselt, wozu freilich die Unrast seiner lebhaften Natur gewiss ebensoviel beigetragen hat, wie seine Überzeugung von der Trefflichkeit des Systems. Als er dann endlich in reiferem Alter sich eine Residenz gründete, da wählte er dazu einen Ort, der von Nicomedia nur wenige Meilen entfernt war und die Vorteile der Lage, die Diocletian zur Bevorzugung dieser Stadt veranlasst hatten, ganz ebenso, nur noch in erhöhtem Maasse darbot. Sich schon bei Lebzeiten unter die Götter aufnehmen zu lassen, wie sein Vorgänger es getan hatte,

war dem Christen freilich versagt; dafür schmückte 67
er sich zuerst mit dem Diadem, dem Abzeichen des orientalischen Königtums, nach dessen Staatsrecht die Untertanen Eigentum des Herrschers und dessen Macht über sie eine unbeschränkte war. Im Wesentlichen behielt er also das Diocletianische Prinzip bei, nur dass er an die Stelle des Gottes den allmächtigen Menschen setzte, was praktisch dasselbe bedeutete. Auch die Mitregentschaft als solche erschien ihm heilsam, ja unentbehrlich, namentlich da es nur durch sie möglich war, die Thronfolge von den Launen der Soldateska, die im verflossenen Jahrhundert das Reich in so schwere Wirren gestürzt hatten, dauernd zu emanzipieren. Ihr Wahlrecht gesetzlich abzuschaffen, hielt zwar auch er für gefährlich und wirkungslos; doch hoffte er, wie Diocletian, es auf dem Wege des Gewohnheitsrechtes allmählich zur leeren Formalität herabdrücken zu können, wie dieses ja mit der Volks- und Senatswahl tatsächlich längst geschehen war. Denn der fruchtbarste Satz des ganzen Systems, dass die Thronfolge in erster Linie nicht durch das Heer, sondern durch den Willen des ältesten Augustus zu ordnen sei, war auch ihm zur Glaubensregel geworden. Diese Anhänglichkeit an die Ideen seines politischen Lehrers sollte der verhängnisvolle Irrtum seines Lebens werden: er hinderte ihn in der Jugend, die Früchte seines Glücks und seiner Taten unbekümmert einzuheimsen; er machte noch seinen letzten Willen für das Reich zum Unheil. Aber was Constantin einmal als recht erkannt zu haben meinte, daran hielt er sich mit einer Zähigkeit, die durch keine Erfahrung ganz zu bekehren war, und am festesten hafteten in ihm jene Prinzipien, die er schon als Knabe in sich aufgenommen hatte.

68 Die Versuchung, ihnen zuwiderzuhandeln, trat gleich nach dem Tode seines Vaters verführerisch an ihn heran. Es hätte nur eines Winkes bedurft, und er wäre von den Truppen zum Kaiser ausgerufen worden; doch war mit Sicherheit vorauszusehen, dass damit die Aera der Bürgerkriege, der Diocletian ein Ende bereitet hatte, sogleich von neuem begann. Vor dieser Verantwortung scheute Constantin zurück. Zwar gedachte er wohl kaum auf das Kaisertum ganz zu verzichten; denn wer zum Herrscher das Zeug hat, ist immer herrschsüchtig und muss es sein, weil er sonst seinen Beruf verfehlen würde; für den äussersten Notfall mochte er also wohl auf die treuen Soldaten seines Vaters bauen. Doch so lange sich ihm die Möglichkeit bot, mit Aufrechterhaltung von Diocletians System Kaiser zu werden, hielt er an ihr fest. Er reizte daher Galerius nicht durch den Zwang der vollendeten Tatsache, sondern hielt sich einstweilen vor dem Heere verborgen und sandte einen Brief an die anerkannten Herrscher ab, in dem er einfach den Tod des Constantius meldete und nur die bescheidene Frage hinzufügte, was jetzt seine Herren und Kaiser über das Reich beschliessen wollten.

Die Soldaten waren nicht so geduldig, die Antwort abzuwarten. Namentlich ein Alamannenkönig namens Erocus, der für den brittannischen Feldzug die Hilfstruppen seines Volkes hatte herbeiführen müssen und neue Wirren im Römerreiche nicht ungern sehn mochte, soll für den Kaisersohn gewühlt haben. Als dieser, nachdem er eine Zeitlang das Sterbehaus seines Vaters nicht verlassen hatte, den ersten Ausritt wagte, warfen ihm die Soldaten, sobald sie ihn erblickten, ein Purpurgewand über und begrüssten ihn mit dem Augustustitel. Wahrscheinlich

war es nicht Verstellung, wenn er seinem Rosse die 69
Sporen gab und dem Andrang der Menge zu entfliehen suchte; der verfrühte Ausbruch ihrer Loyalität mochte ihm wirklich unbequem sein. Aber da das Geschehene nicht ungeschehen zu machen war, blieb ihm nichts weiter übrig, als auch darüber an Galerius zu berichten und dessen Anerkennung zu erbitten. Bis der Bescheid des Augustus kam, traf er schnell und energisch seine Vorkehrungen, um sich für alle Fälle den Besitz von Gallien und Spanien zu sichern. Ein Frankeneinfall gewährte ihm den willkommenen Anlass, sein Heer aufs Festland zurückzuführen und der neugewonnenen Krone im Kampfe gegen den barbarischen Landesfeind sogleich ihre erste Weihe zu geben. Nach einem raschen und glänzenden Siege liess er die Truppen in Gallien ihre Quartiere aufschlagen und begab sich selbst in den Süden des Landes, um in nächster Nähe der Alpenpässe die Nachrichten aus dem Osten schnell empfangen zu können und für jede Eventualität vorbereitet zu sein.

Dass der Tod des kränklichen Constantius in nicht zu langer Zeit eintreten werde, hatte Galerius erwartet und schon einen Nachfolger bereit gehabt. Es war dies Licinianus Licinus, sein alter Freund und Kampfgenosse, der ihm im Perserkriege wesentliche Dienste geleistet hatte und dessen Erhebung zum Caesar im J. 305 nur deshalb unterblieben war, weil die Adoption eines gleichalterigen, wenn nicht gar älteren Mannes nicht nur den Gesetzen widersprach, sondern auch den Spott des Publikums wachzurufen drohte. Er hatte daher beschlossen, ihn mit Überspringung der Caesarenwürde zum Augustus zu machen, sobald die Stelle seines Kollegen freigeworden sei. Die Nachrichten aus Brittannien zerstörten diesen

Plan; denn um seinetwillen einen Bürgerkrieg zu entfachen, konnte Galerius nicht wagen. Wusste er doch nur zu gut, dass seine eigenen Soldaten die Zurücksetzung der beiden Kaisersöhne als ein Unrecht betrachteten und namentlich Constantin, der in ihrer Mitte die ersten Proben seines jugendlichen Heldensinnes abgelegt hatte, liebten und bewunderten. Mit einem Heere, das mindestens widerwillig in den Kampf ging, vielleicht sogar auf Abfall sann, liessen sich die siegreichen und treuen Legionen von Gallien und Brittannien nicht bezwingen. So machte denn Galerius nach einigem Besinnen gute Miene zum bösen Spiel. Er erklärte die Wahl Constantins durch das Heer zwar für ungiltig, ersetzte sie aber selbst durch eine legitime. Dann übersandte er ihm ein Purpurgewand und liess sein Bildnis in den Lagerkapellen neben dem der andern drei Kaiser aufstellen. Nur verlangte er, dass das jüngste Mitglied des Herrscherkollegiums sich mit dem Caesartitel begnüge und die Würde des zweiten Augustus dem Severus überlasse.

Ohne Gefahr für sich selbst hätte Constantin dies Ansinnen zurückweisen und die Kaisergewalt in dem vollen Umfange, wie sie das Heer ihm angetragen hatte, behaupten können. Dieselben Gründe, welche dem Galerius seine Anerkennung als Caesar abzwangen, hätten ihn auch zu grösseren Zugeständnissen genötigt. Dies musste Constantin, der erst kürzlich im Donauheer gefochten hatte und die Stimmung desselben kannte, sehr genau wissen. Und er brauchte sich nicht einmal formell gegen den älteren Augustus aufzulehnen, wenn er dessen Forderung nicht nachgab. Denn mit leichter Mühe hätte er Werkzeuge finden können, um das Heer in Gallien zu tumultuarischen Kundgebungen gegen die Rangminde-

rung seines Kaisers zu veranlassen, und falls er sich darauf berief, dass die Soldaten ihm den Gehorsam nicht gestatteten, was konnte Galerius dagegen tun? 71
Aber selbst wenn dieser es wagte, mit seiner Anerkennung grollend zurückzuhalten, so wurde damit nicht einmal die Legitimität, geschweige denn die Machtstellung Constantins angetastet. Waren doch Diocletian, Carus, Probus, Aurelian und fast alle übrigen Kaiser des jüngst verflossenen Jahrhunderts, denen der Staat noch immer göttliche Verehrung erwies, durch das Heer auf den Thron gelangt. Das Wahlrecht desselben war nie gesetzlich beseitigt worden, sondern nur persönliche Verabredungen innerhalb des Herrscherkollegiums hatten das Ziel verfolgt, jene gefährliche Befugnis allmählich ihrer Wirksamkeit zu entkleiden. Wenn Constantin, der nicht, wie Galerius und seine Caesaren, durch ein Versprechen gebunden war, den unmaassgeblichen Wünschen Diocletians seine Zustimmung versagte, wer konnte ihn deshalb tadeln? Aber diese Wünsche lagen im Interesse des Reiches: wer sich gegen den Willen des ältesten Augustus auf den Willen der Soldaten berief, der hinderte das Mitregentschaftssystem sich in den Anschauungen von Volk und Heer zum Gewohnheitsrecht auszubilden. Nicht seiner augenblicklichen Sicherheit, sondern einem Prinzip, das ihm für die Folgezeit den Frieden des Reiches zu gewährleisten schien, brachte Constantin das Opfer und liess sich aus der zweiten Stelle im Herrscherkollegium in die letzte zurückweisen.

Diese grossherzige Entsagung sollte ihren Zweck nicht erreichen. Kaum war sie ausgesprochen, so brach ein Sturm los, der das ganze schön ausgeklügelte System hinwegfegte.

Drittes Kapitel.

Maxentius und die beiden Maximiane.

72 Seit seiner Entstehung hatte das Kaisertum daran gearbeitet, die Rechtsunterschiede der Städte und Provinzen auszugleichen; doch die Privilegien der Stadt, die sich einst den Weltkreis unterworfen hatte und ihn noch immer als ihr rechtmässiges Eigentum betrachtete, hatte noch kein Herrscher ernstlich anzutasten gewagt. Alljährlich wurden ungeheure Summen für die Fütterung und das Vergnügen des römischen Pöbels verschleudert, aber das Geld dazu mussten fast ausschliesslich die Provinzen hergeben. Die Hauptstadt selbst war von jeder direkten Steuer befreit, wenn sie auch von den indirekten, deren Druck viel weniger empfunden wurde, einen gewissen Anteil zu tragen hatte. So ungerecht dieser Vorzug war, die Gewohnheit eines halben Jahrtausends liess ihn Jedermann so natürlich und selbstverständlich erscheinen, dass selbst die Provinzialen eine Besteuerung Roms als Frevel betrachtet hätten. Galerius war frei von solchen Vorurteilen; er wies seinen Caesar Severus an, auch die Hauptstadt der Einschätzung zu unterwerfen, die, alle fünf Jahre wiederkehrend, eben damals bevorstand. Auch gegen die Bürger der Weltbeherrscherin sollten Geissel und Folter wüten,

um ihnen Geständnisse über ihre Besitztümer ab- 73
zupressen. Man wusste, dass schon die Schatzungsbeamten ernannt wurden, und ein dumpfer, angstvoller Ingrimm gährte in den Gassen der Millionenstadt.

Auch in der kleinen Schar von Soldaten, die in ihren Mauern zurückgeblieben war, herrschte, obgleich sie von jenem Unheil nicht betroffen wurden, doch keine bessere Stimmung. Die Prätorianer waren als Leibwache des Herrschers gedacht und hatten nur deshalb ihre Quartiere in Rom, weil hier seine ständige Residenz war. Seit die Kaiser in den Provinzen hausten, hätte ihnen auch die Garde dorthin folgen müssen. Diocletian hatte ihre Zahl vermindert, scheute aber vor ihrer Abberufung zurück, vielleicht weil er der Lösung des Kaisertums von der weltgebietenden Stadt keinen so schroffen und unzweideutigen Ausdruck geben mochte, vielleicht auch, weil er zur Bändigung der ungeheuren Volksmenge, die sich nur zu leicht zu Tumult und Aufruhr fortreissen liess, eine ansehnliche Truppenmacht für erforderlich hielt. Galerius hatte Rom nie gesehn und war mit den dortigen Verhältnissen ganz unbekannt; dem logischen Schlusse, dass der Soldat die Grenzen zu verteidigen habe und folglich auch an die Grenzen hingehöre, nicht in das Centrum friedlicher Landschaften, stand also bei ihm keine hindernde Sachkenntnis im Wege. So hatte er beschlossen, das Prätorianerlager aufzulösen; der grösste Teil der Truppen war bereits weggerückt, und der kleine Rest erwartete die Order dazu. Der verwöhnten Soldaten, die an allen öffentlichen Spenden, an allen Freuden des Circus und Amphitheaters ihren vollen Anteil gehabt hatten, harrte jetzt im besten Falle die Langeweile eines kleinstädtischen Garnisonsdienstes, vielleicht gar ein elendes Barackenlager an den kalten

74 Ufern der Donau. Um dies Schicksal abzuwenden, wären sie zu jeder Tollkühnheit bereit gewesen; doch schien bei ihrer sehr geringen Zahl diese Stimmung keine ernste Gefahr zu drohen.

Auch der höchste Magistrat der Stadt gesellte sich, wie es scheint, zu den Unzufriedenen. Es war eine uralte Praxis des Kaisertums, diejenigen Beamten, deren Machtstellung sie gefährlich erscheinen liess, durch konkurrierende Gewalten beobachten und schwächen zu lassen. So wurde die Gardepräfectur meist kollegialisch verwaltet, und jede Provinz von militärischer Bedeutung besass schon seit Augustus einen ritterlichen Finanzbeamten, dessen Kompetenzen mit denen des senatorischen Statthalters sich so durchkreuzten, dass Konflikte unvermeidlich waren und infolge dessen zwischen den beiden Beauftragten des Herrschers sich fast regelmässig ein erbitterter Hass entwickelte. Dies System des gegenseitigen Hemmens und Belauerns war von dem misstrauischen Diocletian noch sehr viel weiter ausgedehnt worden; namentlich war auch dem Stadtpräfecten, der bis dahin in Rom die höchste Gerichtsbarkeit und die oberste Polizeigewalt allein besessen hatte, jetzt ein Vicar an die Seite gestellt, der ihn von einem Teil seiner Geschäfte entlasten sollte, ihn aber tatsächlich bei jeder Gelegenheit zu chikanieren, mitunter wohl auch beim Kaiser zu denunzieren pflegte. Diese Rolle war im Jahre 306 dem Präfecten Annius Anullinus gegenüber einem gewissen Abellius zugewiesen, der als ergebenstes Werkzeug der Kaiser galt. Wahrscheinlich bestand auch zwischen diesen Männern die übliche Feindschaft, und Anullinus scheute selbst vor einem halsbrechenden Wagnis nicht zurück, um an dem verhassten Beobachter Rache zu nehmen und sich seiner zu entledigen.

Da wurden auf Befehl des Galerius die Bildnisse Constantins in Rom aufgestellt und seine Ernennung zum Caesar offiziell verkündigt. Das Gerücht, dass der Sohn des Constantius von den brittannischen Truppen mit dem Purpur bekleidet sei, hatte sich wohl schon früher verbreitet; man hatte die Entscheidung des Augustus mit Spannung erwartet, und als sie jetzt bekannt wurde, zweifelte keiner, dass er nur widerwillig und durch Furcht vor seinen eigenen Soldaten gezwungen, die Anerkennung der vollendeten Tatsache ausgesprochen habe. Da die Rechte des einen Kaisersohnes sich hatten durchsetzen können, hefteten sich die Erwartungen der Unzufriedenen alsbald an den zweiten Jüngling, dem sein Blut mindestens ebenso hohe Ansprüche verlieh. Schnell bildete sich eine Verschwörung unter den Offizieren der städtischen Truppen, der wohl auch der Präfect nicht ganz ferne stand. Abellius, dessen Widerstand man fürchtete, wurde ermordet, und Volk und Soldaten, die einer Anreizung kaum bedurft hatten, tobten in wildem Aufruhr. Ein Prätorianerhaufe zog auf die Labicanische Strasse hinaus, in deren Nähe das Landgut, das Maxentius zum Aufenthaltsorte gewählt hatte, gelegen war. Sechs Millien von Rom entfernt, in einem städtischen Meierhofe traf man den Prinzen an, bekleidete ihn mit dem Purpur und rief ihn zum Augustus aus. Dies geschah am 28. October 306, kaum drei Monate, nachdem die Rechte des kaiserlichen Blutes in Brittannien ihre erste Anerkennung gefunden hatten.

Marcus Aurelius Valerius Maxentius war um das Jahr 279 geboren, also fast zehn Jahre älter als Constantin. Hässlich und unansehnlich von Gestalt, 76
von ebensoviel Hochmut wie Unfähigkeit, grausam, wollüstig und abergläubisch, besass er ausser seiner

hohen Geburt keine Eigenschaft, welche die Gemüter der Untertanen an ihn zu fesseln vermocht hätte. Später hat er sich freilich auch durch die unsinnige Verschwendung, mit der er seine Soldaten wieder und immer wieder reich beschenkte, deren Treue und Anhänglichkeit zu erhalten gewusst, obgleich er militärisch ganz untüchtig war und seine Heere fast immer durch andere kommandieren liess. Einstweilen wusste man von ihm im Reiche kaum mehr, als dass er der Sohn des älteren und der Schwiegersohn des jüngeren Maximianus war, aber dies genügte, um ihn dem Legitimitätsgefühl der Massen zu empfehlen.

Ob er mit seinem Willen auf den Thron erhoben ist, darf bei einem Menschen, der sich immer als Feigling erwiesen hat, wohl bezweifelt werden; denn damals musste es scheinen, als wenn der römische Aufstand kaum eine andere Folge haben könne, als seinen Erwählten auf die Schlachtbank zu liefern. Constantins Unternehmen stützte sich auf ein starkes und sieggewohntes Heer; Maxentius dagegen besass keinen Schutz als eine Handvoll Stadtsoldaten, die ihre kriegerische Tüchtigkeit bisher nur in Circusraufereien und Gassentumulten erprobt hatten. Keine andere Hoffnung, seinen Kopf zu retten, blieb ihm übrig, als dass sich im eigenen Lager des Galerius Stimmen für die Rechte des zurückgesetzten Kaisersohnes erheben würden, und diese sollte ihn nicht täuschen. Aber er hatte nicht, wie Constantin, unter den Soldaten der Grenzheere gelebt; seine Person als solche war ihnen gleichgültig, und welche Anschauungen über sein Thronrecht unter ihnen herrschten, darüber konnten höchstens unsichere Gerüchte zu ihm gedrungen sein. Auch ihm selbst mussten also seine Aussichten beinahe verzweifelt erscheinen, aber der

Zwang der Verhältnisse riss ihn fort; denn die Krone abzulehnen war noch gefährlicher als sie zu behaupten.

Zunächst bewarb auch er sich um friedliche Anerkennung durch Galerius. Er nahm daher weder den Augustus- noch den Caesartitel an, sondern nannte sich einfach Princeps, was beides bedeuten konnte. So blieb es den anerkannten Herrschern überlassen, über seine künftige Stellung innerhalb ihres Kollegiums frei zu entscheiden. In dem Diocletianischen Schema fand ein dritter Caesar zwar keinen Raum, aber im Grunde war die Zahl doch gleichgültig. Noch vor anderthalb Jahren bei der Abdankung Diocletians hatte man drei der kaiserlichen Verwaltungsbezirke in ihrem Umfange verändert und damit ihre Begrenzung als etwas Unwesentliches anerkannt: warum hätte man also aus den vier vorhandenen nicht fünf neue zurechtschneiden können? Freilich bedurfte es dazu der Nachgiebigkeit und des guten Willens, und diese waren bei Galerius keineswegs zu finden. Die Person Constantins war ihm zwar nicht genehm, aber auch nicht durchaus zuwider gewesen; trotzdem hatte er dessen Erhebung nur zugestimmt, weil er musste. Maxentius dagegen war ihm tief verhasst und besass scheinbar kein Mittel, um seine Ansprüche durchzusetzen. Galerius schwankte daher keinen Augenblick. Sogleich schickte er eilige Botschaft an Severus nach Mailand, dieser solle mit den Truppen, die er eben zur Hand habe, unverzüglich gegen Rom aufbrechen und den kindischen Aufruhr der fast waffenlosen Stadt schleunigst im Blute seiner Urheber ersticken.

Severus gehorchte, und schon nach wenigen Tagen 78
stand ein ansehnliches Heer unter den Mauern der Hauptstadt; aber der Ausgang des scheinbar so leichten Unternehmens sollte alle Erwartungen täuschen. Die

Hauptmacht des Severus bestand aus afrikanischen Soldaten, die im Maurenkriege des Jahres 297 unter Maximian gefochten hatten und es für einen Frevel hielten, gegen den Sohn und Erben ihres siegreichen Kaisers die Waffen zu führen. Als sie nach jenem Kriege in Italien landeten (298), und später wieder im Jahre 303 hatten sie dem alten Kaiser bei seinen Besuchen in der Hauptstadt das Ehrengeleit gegeben, und die Spiele und Bewirtungen, mit welchen sie damals gefeiert waren, hatten sich tief ihrem Gedächtnis eingeprägt und liessen ihnen Rom als das Paradies ihrer Hoffnungen erscheinen. Dass die Krone des Severus eigentlich dem Maxentius gebühre und dieser in seinem Rechte sei, wenn er nach dem Beispiel des jungen Constantin das ihm vorenthaltene Erbteil kühn ergreife, war die Überzeugung der ganzen Masse. Endlich war derjenige, welcher im Heere die erste Stelle nächst dem Kaiser bekleidete und mit den Soldaten in viel engerem und unmittelbarerem Verkehr stand, als dieser selbst, persönlich an das Interesse des Maxentius geknüpft. Der Gardepräfect Anullinus war, wie sein Name beweist, ein Verwandter jenes Stadtpräfecten, der an der Erhebung des Kaisersohnes einen kaum unwesentlichen Anteil gehabt hatte und durch den Sieg des Severus zweifellos dem Henker verfallen wäre. Da sich dem Maxentius ein solches Werkzeug darbot, fiel es ihm nicht schwer, im feindlichen Heere grosse Geldsummen unter seinem Namen verteilen zu lassen und so die ohnehin schon günstige Stimmung der Soldaten völlig für sich zu gewinnen.
79 Der unvorsichtige Augustus musste erleben, dass fast alle seine Truppen unter Führung des Gardepräfecten selbst ins Lager des Feindes übergingen. Mit dem kleinen Reste, der ihm die Treue noch bewahrte, floh

er eilig nach Norden, vermutlich in der Absicht, sich über die Alpen auf die Macht des Galerius zurückzuziehn. Da aber Maxentius mit dem neugewonnenen Heere ihm auf den Fersen folgte, konnte er sein Ziel nicht mehr erreichen, sondern musste unterwegs hinter den Mauern von Ravenna Schutz suchen. Die Festung war auf der Landseite durch ausgedehnte Sümpfe gegen jeden Angriff gesichert und beherrschte durch die Flotte, welche hier stationiert war, zugleich das Meer, sodass es den Eingeschlossenen an der nötigen Zufuhr nicht fehlen konnte. Mithin durfte Severus hoffen, sich so lange gegen die Belagerer zu halten, bis sein Mitaugustus zum Entsatz heranrücke.

Als Maxentius die erste Nachricht erhielt, dass Severus auf Rom ziehe, musste ihm seine Lage so gut wie hoffnungslos erscheinen. Obgleich er sich durch trotzigen Hochmut auch seinem Vater längst verhasst gemacht hatte, meinte er doch in diesem den einzig möglichen Retter zu erblicken. So sandte er ihm denn ein Purpurgewand und forderte ihn auf, die Herrschaft aufs neue zu ergreifen und kraft seiner alten Autorität dem Severus Einhalt zu gebieten. Dem rührigen Greise war die Untätigkeit längst unerträglich geworden; seine Abdankung hatte er bitter bereut, doch war zunächst der alte Respect vor seinem früheren Mitregenten in ihm noch zu mächtig, als dass er sie ohne dessen Zustimmung rückgängig zu machen wagte. Als auf der Villa in Lucanien, wo er in missvergnügter Ruhe seine Tage hinschleppte, die Boten seines Sohnes anlangten, nahm er den Purpur aus ihren Händen nicht ohne weiteres an, sondern schrieb zuerst an Diocletian und stellte ihm vor, in welche Verwirrung das Reich durch ihre Abdankung gestürzt sei und wie nur ihre gemeinsame Rückkehr auf den Thron ihm die Ruhe

wiedergeben könne. Ohne die Antwort abzuwarten, eilte er dann nach Rom, wo er einstweilen noch als Privatmann für die Rettung seines Sohnes zu wirken gedachte.

Noch ehe er ankam, war die Gefahr vorüber; Severus befand sich auf der Flucht, Maxentius auf der Verfolgung. Da dieser seines Vaters jetzt nicht mehr bedurfte, hätte er es gewiss viel lieber gesehn, wenn der Alte geblieben wäre, wo er war; denn wozu sollte er die Regierung, die er allein hätte behaupten können, mit einem herrischen Greise teilen? Aber der Senat hatte einmal die Parole empfangen, dass Maximian zum Wiederergreifen der höchsten Gewalt veranlasst werden solle, und da Maxentius abwesend war, konnte er nicht zu rechter Zeit hindernd eingreifen. So bestürmte denn die hohe Körperschaft den früheren Kaiser mit ihren Bitten, erklärte es feierlich für seine Pflicht, das Reich in so bedrohtem Zustande nicht länger seiner Fürsorge entbehren zu lassen, und bald durften es die officiellen Lobredner preisen, dass Maximian sich dem Rufe, den seine Mutter, die hehre Roma, durch ihre Vertreter an ihn richtete, nicht in selbstischem Ruhebedürfnis entzogen habe. Volk und Senat brachten den Göttern feierliche Gelübde dar, damit sie dem Kaiser auch das dritte Jahrzehnt seiner Herrschaft glücklich zu vollenden gestatteten, und die Vorschrift, dass jede Regierung mit ihren Vicennalien enden müsse, war hiermit in aller Form zu Grabe getragen. Aufs neue mit dem 81 Purpur geschmückt, erschien Maximian im Lager vor Ravenna, wo er die Entscheidung herbeiführen sollte.

Severus war durch seine kampflose Niederlage tief entmutigt. Der Winter war hereingebrochen und hatte wahrscheinlich die Alpenpässe ungangbar ge-

macht, wodurch der Anmarsch des Galerius monatelang verzögert werden konnte. Waren seine meisten Truppen zu Maxentius übergegangen, nur weil dieser sich den Sohn Maximians nannte, wie konnte Severus auf die Treue der übriggebliebenen rechnen, wenn ihr alter Herrscher selbst ihnen entgegentrat? So liess er sich zu Unterhandlungen bereit finden, und als Maximian ihm eidlich versprach, dass sein Leben nicht angetastet werden solle, lieferte er die Festung und sich selbst in die Hände seiner Feinde aus. Maxentius stellte den Mann, der eben noch den Purpur getragen hatte, in höhnischem Übermute dem Pöbel Roms als Gefangenen zur Schau und internierte ihn dann in einem Dorf an der Appischen Strasse, um ihn gegen Galerius als Geisel benutzen zu können. Denn diesen fürchtete er noch immer und hütete sich wohl, ihm gegenüber jede Brücke zu einer Verständigung abzubrechen. Noch am 1. Januar 307 hatte er an Stelle des Severus, der diesem Jahre gemeinsam mit Maximinus im Orient den Namen gab, in Rom den Galerius als Consul verkündigen lassen und annullierte diese Ehrenbezeugung nicht früher, als bis mit dem Anbruch des Frühlings das Donauheer sich gegen Italien in Bewegung setzte.

Die Truppen des Orients und der Donauprovinzen hatten teils garnicht, teils nur sehr vorübergehend unter dem unmittelbaren Befehl des alten Maximian gestanden. Sie konnten gewissermaassen als die Hausmacht des Galerius gelten, unter dessen Führung die einen den grossen Perserkrieg, die andern zahlreiche Sarmaten- 82
kämpfe ausgefochten hatten. Dass sie sich ebenso unzuverlässig erweisen würden, wie das Heer des Severus, war also nicht zu erwarten. Maxentius und sein Vater waren jetzt in Italien die unbestrittenen

Gebieter; aber so ansehnlich die Macht auch war, die sich hier in ihren Händen befand, den vereinigten Legionen der ganzen östlichen Reichshälfte hätte sie unter normalen Verhältnissen gewiss nicht widerstehn können. Da es zum mindesten zweifelhaft war, ob Galerius sich durch die nichtssagenden Höflichkeiten der römischen Machthaber zum Nachgeben werde bestimmen lassen, musste man gegen ihn nach einem Bundesgenossen suchen, und als solcher bot sich Constantin von selbst dar. War doch auch er gegen den Willen des Augustus, wenngleich nicht ohne dessen nachträgliche Zustimmung, auf den Thron erhoben, und das Prinzip des Erbrechts nach dem Blute, dem er selbst seine Krone verdankte, musste er auch in der Person des Maxentius zu schützen geneigt sein. Wenn aber in dem bevorstehenden Bürgerkriege der ganze Westen gegen den Osten zusammenhielt, so standen die Chancen gleich. Während sein Sohn nach Rom zurückkehrte, eilte daher Maximian von Ravenna aus sogleich über die Alpen, um Constantin, der noch immer im südlichen Gallien verweilte und die Entwicklung der italischen Ereignisse untätig beobachtete, auf ihre Seite herüberzuziehn.

Dieser schlug auch jetzt den Weg ein, der ihm am besten geeignet schien, das Prinzip der legalen Thronfolge aufrecht zu erhalten und zu befestigen. Ob Maximian befugt gewesen war, die Herrschaft, nachdem er sie freiwillig niedergelegt hatte, aus eigener
83 Machtvollkommenheit wieder an sich zu reisssen, konnte vielleicht bezweifelt werden; denn welche Rechte einem abgedankten Kaiser zustanden, liess sich weder durch Gesetze noch durch Präcedenzfälle entscheiden. Aber der Senat, dessen Wahlrecht unbestritten war, hatte ihm die Krone angeboten, und Constantin hätte es

am wenigsten geziemt, dem Greise, der seinen Vater adoptiert und auf den Thron erhoben hatte, die Anerkennung zu versagen. Bestand aber die neuerworbene Gewalt des Maximian zu Recht, so konnte auch kein Zweifel sein, dass ihm die erste Stelle im Herrscherkollegium gebühre und alle anderen Augusti und Caesares ihm Gehorsam schuldig seien. Wenn er die Wahl des Maxentius legalisiert hatte, war keiner mehr befugt, sie anzufechten. Constantin lies daher ohne Zögern Münzen schlagen, deren Umschrift die beiden Beherrscher Italiens als regierende Augusti anerkannte; die Bildsäulen des Severus wurden auch in Gallien umgestürzt und sein Name aus den öffentlichen Denkmälern getilgt. Als Maximian bei seinem Enkel eintraf, empfing ihn dieser mit offenen Armen und gab ihm die Zusicherung, dass seine berechtigten Ansprüche des Schutzes der Rheinlegionen gewiss sein könnten. Zum Danke verlangte er nur, dass der Augustustitel, den er ja schon von den Truppen empfangen hatte, ihm durch den alten Kaiser aufs neue verliehen werde, damit er hinter Maxentius, dem er an tatsächlicher Macht weit überlegen war, auch an Würde nicht zurückstehe. Zugleich wünschte er die Familienbande, welche ihn mit dem Kaiserhause verknüpften, noch fester zu schlingen, indem er Fausta, die Tochter Maximians, die ihm schon in der Wiege verlobt gewesen war, als Gattin heimführte. Auch damals war sie zwar wahrscheinlich erst ein neunjähriges Kind; doch nach römischem Recht durfte ein Mädchen schon mit zwölf Jahren eine giltige Ehe eingehen, und da hier politische Gründe mitsprachen, konnte man sich bei der Kaiserstochter auch einen früheren Termin gefallen lassen. Beide Forderungen erschienen daher billig und wurden ohne weiteres zugestanden.

Wäre der Plan, den Constantin damals wahrscheinlich hegte, unverändert zur Ausführung gekommen, so hätte die Verfassung des Reiches wohl folgende Gestalt gewonnen. Die Caesarenwürde wäre ganz beseitigt gewesen. Vier jüngere Augusti hätten in derjenigen Verteilung, welche tatsächlich schon bestand, das Reich verwaltet; aber die Einheit desselben hätte in einem fünften ältesten ihre Verkörperung gefunden, der ohne eigenes Gebiet über den Kollegen thronte und ihnen seine Befehle austeilte. Ihm hätte es auch obgelegen, den Ersatzmann zu bestellen, falls einer der Viere mit dem Tode abging; doch wäre er, solange Leibeserben der Kaiser vorhanden waren, in seiner Auswahl an diese gebunden gewesen. Starb er selbst, so wäre der Nächstälteste an seine Stelle getreten und hätte seinerseits die Zahl des Kollegiums vervollständigt. Dieser Plan bewahrte von dem Diocletianischen System die Vierzahl der Verwaltungsbezirke und mit ihr die Allgegenwart der Kaisergewalt an jeder gefährdeten Grenze, ferner den entscheidenden Grundsatz, dass der Herrscher nur auf Vorschlag des Herrschers, nicht durch die Truppen allein, zu erwählen sei. Auch die Regel, dass jeder Augustus, der lange genug lebte, in den Ruhestand treten müsse, war in gewissem Sinne aufrecht erhalten. Denn wenn beim Abscheiden seines Vordermannes der älteste von den übrigbleibenden Kaisern jedesmal auf die Verwaltung seines Reichsteils verzichten und dafür ein allgemeines Recht des höchsten Befehls und der Oberaufsicht eintauschen sollte, so erhielt er im Vergleich mit seiner früheren Tätigkeit eine Art von Ruheposten, der freilich sein Ansehn und seine Macht nicht minderte, sondern erhöhte. Dass Blutsverwandtschaft und Verschwägerung

wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden, war nur ein Zurückgreifen auf Diocletians frühere Pläne. Dagegen fiel der Termin der Vicennalien und die Künstlichkeit der vierfachen Abstufung nach dem Alter der Augusti und Caesares. Denn die vier jüngeren Herrscher sollten gleichstehen und ihre Bezirke selbständig von einander verwalten. Brach ein Konflikt zwischen ihnen aus, so sollte nicht der jedesmal ältere der Streitenden zu befehlen haben, sondern die Entscheidung des obersten Augustus angerufen werden. Da dieser durch seine Loslösung von den einzelnen Reichsteilen von allen Partikularinteressen frei war, durfte man bei ihm Unparteilichkeit voraussetzen. Verweigerte ihm ein Kollege den Gehorsam, so besass er zwar keine selbstständige Macht, um ihn zu erzwingen, aber in der Regel mussten ihm die übrigen drei Augusti mit ihren Heeren zur Verfügung stehen. Ohne Zweifel war auch dieses System etwas künstlich ausgeklügelt, doch wenn man die Teilung der Kaisergewalt als etwas Unvermeidliches betrachtete, so war es unter den gegebenen Umständen das denkbar beste. Die Reibungen zwischen den zahlreichen Herrschern konnte es zwar nicht ganz aufheben, musste sie aber wesentlich vermindern, und was die Hauptsache war, es schloss sich aufs engste an die bestehenden Zustände an und suchte diese nur in eine dauernde Form zu bringen. Denn vier Kaiser, von denen jeder seinen Reichsteil ohne Rücksicht auf die andern beherrschte und die alle mit Ausnahme Maximins, bei dem solche Wünsche noch nicht öffentlich hervorgetreten waren, den Augustustitel für sich in Anspruch nahmen, hatte man ja schon tatsächlich, und zu ihnen war kürzlich der fünfte hinzugetreten, der kein eigenes Gebiet besass, aber durch seine Vergangenheit zu

einer Oberherrschaft über die andern wohl befugt erschien.

Dieser Plan wäre also nicht so übel gewesen, doch stiess er schon bei Maximian auf Schwierigkeiten. Die Stellung des beherrschenden Oberkaisers wollte er sich zwar gern gefallen lassen, im Übrigen aber war er von der Trefflichkeit des Diocletianischen Systems zu fest überzeugt, um mehr, als unumgänglich nötig war, daran zu ändern. Namentlich das Institut der Caesares, das sich durch die Fügsamkeit des Constantius für ihn selber höchst bequem erwiesen hatte, wollte er nicht beseitigen. Dass Constantin, obgleich er so viel jünger war, nicht hinter Maxentius zurückstehn könne, musste der Alte freilich einsehn. Denn einerseits war er früher zum Kaiser ausgerufen, hatte also das Recht der Anciennität für sich, das nach Diocletians Ordnung über den Rang der Herrscher entschied; anderseits — und dies war die Hauptsache — schien seine militärische Hilfe damals noch unentbehrlich. So beschloss denn Maximian, seinen Sohn wieder zum Caesar zu degradieren, was dieser sich natürlich nicht gefallen liess. Es kam zu sehr gereizten Verhandlungen und bald zum offenen Bruche. Als im Frühling 307 gleichzeitig die Erhebung Constantins zum Augustus und seine Hochzeit mit Fausta gefeiert wurde, wagte der Festredner den Namen des Maxentius vor den beiden Kaisern nicht einmal mehr zu nennen.

Auch von Galerius liess sich nicht erwarten, dass er die Oberherrschaft Maximians, gegen die er sich schon als Caesar aufgelehnt hatte, jetzt, nachdem er selbst eine Zeitlang ältester Augustus gewesen war, gutwillig werde über sich ergehn lassen. Er hatte den Winter benutzt, um östlich der Alpenpässe eine

sehr bedeutende Truppenmacht zusammenzuziehen, und drang, sobald die Jahreszeit er erlaubte, damit in Italien ein. Aufs neue war Maxentius in der grössten Gefahr. Die Hilfe Constantins hatte er verscherzt, und das Heer, das er dem Severus geraubt hatte, konnte sich mit dem des Galerius nicht messen. So wagte er nicht, ihm im offenen Felde entgegenzutreten, sondern hielt seine Macht hinter den Mauern Roms konzentriert. Einstweilen entlud er, ohne auf den Eid seines Vaters Rücksicht zu nehmen, seinen feigen Zorn gegen den unglücklichen Severus und liess ihn den Kriegszug, der zu seiner Wiedereinsetzung unternommen war, mit dem Tode büssen.

Inzwischen gelangte der Feind ungehindert bis vor die Tore Roms, um erst hier wahrzunehmen, dass die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mit den vorhandenen Mitteln unlösbar war. Von dem Umfange der gewaltigen Stadt hatte Galerius keine Ahnung gehabt; so gross sein Heer auch war, reichte es doch nicht entfernt aus, um den Mauerring einzuschliessen, und einen Handstreich gegen die starken Befestigungen, die von einer mehr als ausreichenden Truppenzahl besetzt waren, mochte er nicht wagen. Denn die Wirkung, die eine Schlappe auf die Stimmung seiner Soldaten ausüben konnte, war unberechenbar. Ratlos blieb er eine Zeitlang stehen, bis die Meuterei auch in seinen Truppen sich zu regen begann. Für diese war Maxentius ja legitimer Herrscher, und dass der Schwiegervater sich gegen die Rechte des Eidams auflehnte, der römische Kaiser Rom mit Mord und Brand bedrohte, erschien ihnen frevelhaft. Schon gingen einzelne Abteilungen zum Feinde über, und auch die Masse des Heeres war missvergnügt und schwankend. Galerius sah mit Entsetzen das Schicksal des Severus

vor sich. Durch Weinen und fussfälliges Flehen suchte er das Mitleid der Soldaten wachzurufen, durch grosse Versprechungen ihren Eigennutz an sich zu fesseln, und sein Bemühen war nicht ganz vergeblich. Als sie die unförmliche Gestalt des alten Mannes, der sie so oft zum Siege geführt hatte, sich vor ihnen im Staube krümmen sahen und sein klägliches Bitten hörten, sie möchten ihn nicht einem unerbittlichen Feinde zu sicherem Tode preisgeben, da wurden auch die Herzen der harten Söldner von Rührung ergriffen. Sie stellten sich willig wieder in seine Dienste und liessen sich von ihm einige Meilen rückwärts nach Terni führen.

Als seine Soldaten der unmittelbaren Berührung mit den Verführern in der Hauptstadt entzogen waren, wagte es Galerius, aufs neue Halt zu machen und mit Maxentius in Unterhandlung zu treten. Er verlangte jetzt nichts weiter, als dass dieser ihn zum zweitenmal um seine Anerkennung bitte und, indem er die Krone aus seiner Hand entgegennehme, das Ansehen des ohne Schwertstreich Geschlagenen vor dessen eigenen Truppen wiederherstelle. Doch was vor kurzem noch das höchste Ziel von Maxentius Wünschen gewesen war, wurde jetzt mit Hohn zurückgewiesen.

Der herrschgewohnte Augustus musste sich auch diese Demütigung gefallen lassen. Als die Verhandlungen gescheitert waren, setzte er schleunigst den Rückzug fort, in heller Angst, dass er, wie Severus, verfolgt werden könne. Denn in seinem Heere war jede Mannszucht, jede Achtung vor den Befehlen des Herrschers geschwunden; es bildete nur noch eine wüste, ordnungslose Masse, die trotz ihrer grossen Zahl selbst dem Angriff einer kleinen Macht nicht hätte widerstehn können. Aber Maxentius war zu furcht-

sam, um seinen Vorteil auszunutzen. Dem Severus hatte er nachgesetzt, weil seine Ohnmacht augenscheinlich war; ein Heer, das an Kopfzahl dem seinen immer noch überlegen blieb, griff er ohne Not nicht an. Er freute sich, dass es ihm persönlich nichts mehr tat, und überliess Italien ohne jede Verteidigung einem ganz unmenschlichen Plündern, Morden und Sengen. Denn den Ausschreitungen seiner aufgelösten Banden Einhalt zu tun, hätte Galerius nicht gewagt, selbst wenn er es gewollt hätte. Zudem hielt er es für das beste Mittel, einer Verfolgung vorzubeugen, wenn alles Land, das der Feind durchziehn musste, vorher zur Wüste gemacht war. So gab ein römischer Kaiser ohne Bedenken weite und blühende Landschaften Italiens dem Verderben preis, nur um seine dicke Person vor einer eingebildeten Gefahr zu schützen.

Wie anders Constantin, den die moderne Geschichtschreibung als gewissenlosen Egoisten zu charakterisieren liebt! Maximian, seines alten Hasses gegen Galerius eingedenk, trieb und drängte, dass er diesen auf dem Rückzuge überfallen und sich seines Reichsteils bemächtigen solle. Das Unternehmen wäre aussichtsreich im höchsten Grade gewesen. Da die zuchtlos plündernde Masse des Donauheeres sich nur sehr langsam vorwärts wälzte, hätte Constantin, der in Südgallien stand, mit seinen wohldisziplinierten und leistungsfähigen Truppen wahrscheinlich früher am Fusse der Julischen Alpen eintreffen können als Galerius. Denn vorher grosse Massen zu konzentrieren, war unnötig; auch eine kleine, aber gut geführte Schar hätte genügt, um jene aufgelösten Banden in alle vier Winde zu zerstreuen, und Constantin hat sich vor dem Angriff auf weit überlegene Heere bekanntlich nie gescheut. Aber selbst wenn er sich

Zeit liess und den Fliehenden nicht abschnitt, sondern erst im Gebiete der Save oder der Donau einholte, war ihm der Sieg so gut wie gewiss. Denn die Hauptmacht der illyrischen Provinzen war ja nach Italien geführt und dort beinahe kampfunfähig geworden, und der kleinere Rest stand in weit zerstreuten Quartieren am ganzen Laufe der Donau verteilt, konnte also schwerlich noch zu rechter Zeit zusammengezogen werden. Und wenn das Wagnis auch grösser gewesen wäre, der Preis war seiner wert. Nach Vernichtung des Galerius hätte Constantin ausser seinen alten Provinzen den Lauf der Donau von der Quelle bis zur Mündung, die ganze Balkanhalbinsel und ausserdem noch Oberitalien beherrscht. Da Afrika dem alten Maximian treu geblieben war, wäre Maxentius auf die italienische Halbinsel südlich des Appennin beschränkt geblieben, und hier konnte er sich kaum ein paar Monate halten. Denn die Kornproduktion dieses Landes genügte schon seit Jahrhunderten nicht mehr, um seine Bewohner zu ernähren; nach den Verwüstungen des Galerius musste dies erst recht der Fall sein. Der afrikanischen Zufuhren beraubt, wäre das Heer in Rom ohne Belagerung ausgehungert worden oder es hätte sich zu einem Verzweiflungskampfe den weit überlegenen Massen der vereinigten Rhein- und Donautruppen entgegenstellen müssen. Dann wäre nur noch Maximinus Daja zu besiegen übrig geblieben, falls er sich nicht, die Übermacht des Gegners erkennend, freiwillig unterwarf. Wäre also Constantin dem Rate seines Schwiegervaters gefolgt, so hätte er die Alleinherrschaft, um die er noch siebzehn Jahre ringen sollte, schon jetzt gewinnen können, und dass es ihm nicht an Mut zu einem so kühnen Vorgehen fehlte,

hat er genugsam bewiesen. Trotzdem blieb er als untätiger Zuschauer in Gallien stehn und hat auch die nächsten fünf Jahre an dieser passiven Rolle, die seiner feurigen Natur so wenig entsprach, entschlossen festgehalten. Und während dieser ganzen Zeit, d. h. solange noch ein älterer Augustus als er selbst vorhanden war, hat er sich nicht einmal das Recht einer selbständigen Gesetzgebung angemaasst, sondern diese Prärogative in hochherziger Bescheidenheit immer demjenigen überlassen, welchem sie nach dem Diocletianischen System zukam. In dem damaligen Stadium seiner politischen Entwicklung wünschte er also die Alleinherrschaft noch garnicht, sondern betrachtete die Mitregentschaft als Notwendigkeit.

Um diese in eine geregelte und Dauer versprechende Form zurückzuführen, war es vor allem nötig, dass Maxentius, der, wenn auch nicht an Jahren, der jüngste der Augusti war, aber nach seinen neuesten Erfolgen sich weniger denn je einer Autorität fügen wollte, endlich zur Vernunft gebracht werde. Dieser Aufgabe unterzog sich Maximian. Besass er doch, wie er meinte, in der Treue seiner alten Truppen, die sie durch den Abfall zu seinem Sohne bewiesen hatten, nötigen Falles auch die Macht zu befehlen, wo er kein gutwilliges Nachgeben fand. Der Übermut des Maxentius war so hoch gestiegen, dass er seinem Vater nicht einmal die leere Höflichkeit erwiesen hatte, das Consulat, welches dieser kürzlich mit Constantin gemeinsam angetreten hatte, in Rom verkündigen zu lassen. Dem alten Kaiser die Aufnahme zu versagen, wagte er zwar nicht, doch musste dieser gleich von Anfang an wahrnehmen, dass er entweder gar keinen oder nur zögernden Gehorsam fand. Eine Zeitlang versuchte er es, die Rolle des obersten Augustus, wie

Constantin sie ihm zugedacht hatte, in Rom zu spielen, das als Mittelpunkt des Reiches für ihn ja die gegebene Residenz schien; doch bald überzeugte er sich, dass sein Sohn am wenigsten zu ihrer Anerkennung geneigt war. Keine Unterhandlung mit ihm wollte zum Ziele führen, und in kurzem stieg die Erbitterung zwischen dem heftigen und anspruchsvollen Greise und seinem Sprössling, der ihm leider nur zu ähnlich war, bis zum höchsten Gipfel.

In Maximian reifte unter diesen Umständen der Plan, den Undankbaren seines Thrones wieder zu berauben, was auszuführen ihm ein Leichtes schien. Ohne den Zweck anzugeben, berief er das Heer zu einer Versammlung. Auch sein Sohn wollte der Staatsaktion, deren Grund er nicht kannte, beiwohnen; denn da er nichts gutes ahnen mochte, konnte er auf das Geltendmachen seines persönlichen Einflusses bei den Soldaten nicht verzichten. Auf erhöhtem Platze standen die beiden Kaiser vor den erwartungsvollen Truppen, die von einer neugierigen Volksmenge dicht umdrängt waren. Maximian nahm das Wort. In bewegter Rede schilderte er die Verwirrung, die seit seiner Abdankung über das Reich hereingebrochen war; dann rief er, plötzlich zu seinem Sohne gewandt, dieser sei der Urheber alles Unglücks, seine Erhebung sei der Grund der Leiden, die den Staat betroffen hätten, und riss bei diesen Worten den Purpur von den Schultern des Maxentius. Starr vor Staunen blickte die Menge auf diese bedeutungsvolle Handlung. Aber der Alte hatte sich das Publikum für seine Expektorationen schlecht gewählt. Die Verwirrung, die er beklagte, war ja keinem willkommener gewesen, als den Soldaten, denen sie die Taschen immer wieder mit Geldspenden gefüllt und eine Garnison ver-

schafft hatte, wie keine bessere zu denken war. Wenn er seinen Sohn verdrängte, wer schützte sie davor, dass er nicht wieder seine Residenz in Mailand nahm, und dann war es für die Mehrzahl von ihnen, wenn nicht gar für alle, mit dem lustigen Lotterleben der Hauptstadt vorbei. Als daher Maxentius vom Tribunal herab sich in die Arme der ihn auffangenden Soldaten stürzte, wurde er mit Jubelgeschrei empfangen, in das sich wilde Zornrufe gegen den unnatürlichen Vater mischten. An den geheiligten Leib des alten Kaisers Hand anzulegen, scheute sich die Menge noch; doch blieb sein Leben in der Nähe des gewissenlosen Sohnes und der aufgeregten Truppen so gefährdet, dass er bald aus Rom entwich und zu Constantin zurückkehrte. Die Zeit seiner Flucht, durch die auch die letzten Beziehungen zwischen den Beherrschern von Gallien und Italien abgebrochen wurden, scheint Mitte April 308 gewesen zu sein.

Die nächste Folge dieser Ereignisse war der Abfall Afrikas. Seit Maximian im Jahre 297 die Diöcese gegen die Einfälle der Mauren verteidigt hatte, hingen Volk und Soldaten des Landes treu an dem alten Kaiser. Auf sein ausdrückliches Geheiss hatten sie Maxentius als Caesar anerkannt; als jetzt dessen Bildnisse mit dem Augustustitel in der Inschrift anlangten und zugleich wahrscheinlich die seines Vaters entfernt werden sollten, war das afrikanische Heer zum äussersten Widerstande entschlossen. Ohne Führer und ohne Unterstützung wagte es zwar nicht, der Übermacht des römischen Tyrannen in offenem Kampfe entgegenzutreten; doch wollten die Soldaten wenigstens sich selbst ihrem rechtmässigen Herrscher erhalten oder doch seinem Feinde entziehen. Sie bestiegen Schiffe, anfangs wohl um nach Gallien überzusetzen; da aber

die Fahrt an Italien vorbei, das mit der Flotte von Misenum diesen Teil des Meeres völlig beherrschte, zu gefährlich schien, wandten sie sich nach Osten, um an der Küste von Afrika entlang nach Alexandria zu schiffen. Aber auch hier fanden sie den Weg durch eine übermächtige Flotte verlegt und mussten notgedrungen umkehren. Maxentius hatte die Torheit begangen, dem Heere, dessen feindliche Gesinnung ihm über kurz oder lang den Besitz der wichtigen Kornprovinz rauben musste, den freien Abzug, den es einzig ersehnte, nicht zu gestatten. Jetzt rüstete er einen Kriegszug zur Unterwerfung Afrikas, und bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit, die hier herrschte, wäre dieser kaum erfolglos gewesen. Doch im entscheidenden Augenblick wollten seine Wahrsager schlechte Zeichen erblicken, und der Feigling blieb zu Hause. Nichtsdestoweniger war das entmutigte Heer, solang es zum Widerstande keinen Führer hatte, bereit sich zu fügen, und der einzige Beamte, der das Ansehn besass, um sich an seine Spitze zu stellen, der Vicar Lucius Domitius Alexander, war ein Greis von ruheliebender und furchtsamer Natur. Trotzdem konnte sich Maxentius, durch jene Orakel geschreckt, zu seiner Abberufung nicht entschliessen; doch forderte er von ihm als Geisel für sein Wohlverhalten die Auslieferung seines Sohnes. Der Vater, welcher den schönen Jüngling nicht den unsauberen Begierden des Wüstlings preisgeben wollte, machte Ausflüchte. Bald darauf wurden ein paar gedungene Mörder ergriffen, die der würdige Kaiser gegen seinen Vicar ausgesandt hatte. Jetzt sah Alexander, dass er sein Leben nur mit den Waffen beschützen könne, und liess sich von den Truppen, die gern dazu bereit waren, mit dem Purpur bekleiden.

Afrika war für den Beherrscher Italiens einstweilen verloren.

Die Folgen liessen nicht auf sich warten. In Italien, das jetzt von jeder äusseren Zufuhr abgeschnitten war, brachen furchtbare Hungersnöte aus und, wie immer, waren sie in der Hauptstadt von Tumulten der verzweifelten Volksmassen begleitet. Der rohe Tyrann erstickte das Geschrei des hungrigen Pöbels, indem er 6000 Menschen durch seine Prätorianer hinschlachten liess. Auch unter den Truppen war die Mannszucht gelockert, was sich in Aufständen und Strassenkämpfen kundgab. Bei all dem Blut und Jammer dachte Maxentius nur daran, seine Herrschaft zu geniessen. Kein schönes Weib, kein blühender Jüngling war vor brutalem Zwange sicher; ungeheure Summen wurden in Spielen und Belustigungen aller Art verschleudert. Da auch die Soldaten durch stets erneute Geschenke bei guter Laune erhalten werden mussten und die regelmässigen Staatseinkünfte in den Hungerjahren natürlich nur sehr sparsam einliefen, war der Schatz in kurzer Zeit bis aufs äusserste erschöpft. Maxentius hatte seine Regierung schon gleich damit eingeleitet, dass er das Geld leichter schlagen liess, und in den sechs Jahren seiner Herrschaft sank es allmählich bis auf ein Drittel seines normalen Gewichtes herab. Doch solche Künste konnten nur für den Augenblick helfen; durch das schnelle Steigen aller Preise wurde der Vorteil, den die Vermehrung des Geldes anfangs gebracht hatte, in kurzem weit überwogen. Als auch die Goldgeschenke, die er von den wohlhabenderen Untertanen erzwang, für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse und der unersättlichen Lüste des Kaisers nicht mehr ausreichten, blieb kein anderes Mittel als Plünderung der Tempelschätze und

ausgedehnte Konfiskationen, verbunden mit den Justizmorden, welche sie voraussetzten. Da sich zur Geldnot bald auch das Misstrauen gesellte, das keinem Tyrannen auf die Dauer fremd bleiben kann, wütete das Schwert des Henkers furchtbar unter den Häuptern der römischen Aristokratie.

So knirschten Hoch und Niedrig unter dem harten Joche; nur der Soldat, dessen Taschen immer voll waren und der an den Freuden seines Herrschers seinen reichen Anteil genoss, fand, dass er niemals lustigere Tage gehabt habe, und war entschlossen, den letzten Blutstropfen daranzusetzen, damit diese unvergleichliche Regierung kein zu frühes Ende finde. Und fest genug schien sie zu stehen. Nachdem Maxentius drei Kaiser, von denen zwei mit weit überlegener Heeresmacht herangezogen waren und der dritte gegen ihn die Autorität des Vaters geltend machen konnte, fast spielend hatte abtun können, hielt jeder ausser Constantin ihn für unangreifbar. Dieser brauchte zwar keinen Abfall seiner Truppen zu fürchten, aber es erschien ihm als Todsünde, Bürgerblut zu vergiessen, ohne dass er dazu gezwungen war. Doch so fest er auch daran hielt, immer nur auf gesetzlichem Wege vorzugehn und seinen älteren Kollegen alle schuldige Achtung zu erweisen, die Torheiten der letzteren sollten auch ihn in die Opposition hineinzwingen.

Als Galerius seinen Angriff gescheitert, sein Ansehn bei dem eigenen Heere tief erschüttert sah; als er fürchten musste, dass ein Einfall des Maxentius in seinen Reichsteil ihm auch den letzten Rest seiner 97 Macht und vielleicht das Leben rauben werde: da wusste er sich keinen andern Rat, als bei seinem alten Gebieter Hilfe zu suchen. Diocletian, den er

einst selbst zur Abdankung getrieben hatte, ernannte er für das Jahr 308 zum Consuln und wandte sich zugleich an ihn mit der flehenden Bitte, die Herrschaft aufs neue zu übernehmen und dem Reiche, wie er schon einmal getan, die Ruhe wiederzugeben. Wie dieser früher die gleiche Aufforderung Maximians zurückgewiesen hatte, so blieb er auch jetzt standhaft; doch sagte er Rat und Vermittlung zu.

In Carnuntum, dem Hauptquartier des pannonischen Heeres, einige Meilen donauabwärts von Wien, traf er mit Galerius zusammen. Auch Maximian, der wahrscheinlich zugleich im Namen Constantins unterhandeln sollte, fand sich hier ein. Diocletian hatte in den drei Jahren, die er still auf seinem dalmatischen Ruhesitze zugebracht hatte, nichts gelernt und nichts vergessen. Wie er an seiner Abdankung trotz der erneuten Bitten seiner Kollegen hartnäckig festhielt, so wollte er auch im übrigen den Zustand, welchen er dem Reiche hinterlassen hatte, unverändert wiederherstellen. Maximian sollte in das Privatleben zurückkehren und zwei Augusti mit zwei Caesares das Reich in der alten Weise teilen. Galerius und Maximinus Daja sollten den Platz, den Diocletian selbst ihnen früher angewiesen hatte, natürlich behalten. Auch Constantin hatte genügende Proben einer guten Gesinnung abgelegt, um ihn von dem Kollegium nicht ganz auszuschliessen; aber zum Augustus war er noch zu jung. Er konnte ruhig die vier Jahre warten, welche bis zu den Vicennalien des Galerius, die ja der Termin von dessen Abdankung sein sollten, noch übrig waren. Unterdessen sollte er Caesar bleiben und die Stelle des zweiten Augustus dem alten Licinius 98
überlassen, der schon früher dafür in Aussicht genommen war. Mit Maxentius, dessen rohe Tyrannen-

natur deutlich hervorgetreten war, wollte Diocletian kurzen Prozess machen. Hatte er selbst doch so viele Usurpatoren abgetan: warum sollten seine Nachfolger nicht mit diesem einen fertig werden? Licinius, dem Pannonien und der italische Reichsteil zugewiesen wurden, erhielt mit diesem zugleich die angenehme Aufgabe, der Katz die Schelle anzuhängen; um der Krone willen übernahm er sie, hat sich aber immer vor ihrer Ausführung weislich in Acht genommen. Am 11. November 308 wurde er feierlich mit dem Purpur bekleidet. Dies und die erneute Abdankung Maximians, der zum zweitenmale der Autorität seines alten Mitregenten nicht zu widerstehn vermochte, waren aber auch die einzigen Resultate des Kongresses von Carnuntum. Diocletian sah mit hoher Genugtuung sein System bis in die kleinsten Einzelheiten gerettet, aber er hatte es diesmal völlig in die Luft gebaut, ohne auf die Zustände, die sich unterdessen auf Erden entwickelt hatten, irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Constantin hatte er mit väterlichem Wohlwollen zu behandeln gemeint; aber so sehnlich dieser auch die Eintracht im Herrscherkollegium aufrecht erhalten wünschte, den Beschlüssen von Carnuntum konnte er sich garnicht fügen, selbst wenn er gewollt hätte. Er wäre bei seinen Truppen, auf deren Zuneigung seine ganze Macht beruhte, zum Gespötte geworden, falls er den Augustustitel, den er sich bei seiner Vermählungsfeier mit so grossem Prunk hatte verleihen lassen, zum zweitenmale kleinlaut bei Seite getan hätte. Nicht einmal das Consulat, das man ihm gnädig für das Jahr 309 mit Licinius gemeinsam übertragen hatte, konnte er sich gefallen lassen, ohne sich selbst zu desavouieren. Denn wie Diocletian alle

Regierungshandlungen Maximians, die hinter dessen erster Abdankung lagen, einfach als nichtig behandelte, so auch das Consulat, das dieser sich selbst und Constantin im Jahre 307 beigelegt hatte. Letzterer sollte also wieder Consul zum erstenmale werden, eine neue Lächerlichkeit, die er nicht über sich ergehn lassen konnte. Doch ging er nicht über eine passive Ablehnung hinaus und gestattete sich auch ferner keinen Übergriff in die Rechte, welche dem ältesten Augustus vorbehalten blieben. Weder erliess er Gesetze, noch bestellte er Consuln, obgleich er die von Galerius ernannten auch noch im nächsten Jahre nicht in seinem Reichsteil verkündigen liess.

Zu diesem bescheidenen, aber darum nur um so wirksameren Widerstande gesellte sich unerwartet ein neuer aus dem eigenen Lager des Galerius. Maximinus Daja war es müde geworden, die Rolle des artigen Kindes zu spielen, das nicht fragt, aber darum auch nichts kriegt. Alle andern Kaiser waren jetzt Augusti, nur er, der nächst Galerius die ältesten Rechte besass und sich immer fügsam gezeigt hatte, sollte hinter ihnen zurückstehen. Vergebens ermahnte ihn sein Augustus durch wiederholte Botschaften zur Geduld; seine Forderung wurde immer drohender. Da der Caesartitel keinem mehr gefallen wollte, suchte Galerius das Prinzip zu retten und zugleich seine jungen Kollegen zu befriedigen, indem er ihn abschaffte und sie statt dessen zu „Söhnen der Augusti“ *(filii Augustorum)* ernannte. Doch mit einer blossen Änderung der Titulatur war ihnen begreiflicherweise nicht gedient. Eines schönen Tages traf von Maximin die trockene Meldung ein, seine Soldaten hätten ihn bei ihrer letzten Versammlung zum Augustus ausgerufen. Galerius musste dies schweigend hinnehmen und die Anordnungen

Diocletians, die ihm so genehm gewesen waren, endgültig zu den Toten werfen (310).

Unterdessen war Maximian nach Gallien zurückgekehrt, wo er kaum sehr herzlich, aber ehrenvoll, wie immer, empfangen wurde. Nur wurde seine Abdankung, die er wieder freiwillig ausgesprochen hatte, diesmal natürlich für Ernst genommen. Alle äusseren Ehren des Kaisertums blieben ihm im vollsten Maasse bewahrt; aber tatsächlich in seine Regierung dreinreden liess sich Constantin von ihm nicht mehr. Dieser Schein der Macht ohne ihr Wesen wurde dem unruhigen Greise bald noch unerträglicher, als die frühere Musse auf seinem stillen Landgute. Etwa ein Jahr lang hielt er ihn aus; aber schon schmiedete er neue Pläne, die plötzlich zu seinem eigenen Verderben hervorbrechen sollten.

Aus guten Gründen hielt Constantin seine Hauptmacht noch immer in der Nähe der Alpenpässe konzentriert. Am Rhein, dessen barbarische Anwohner er durch einige schnelle und kühne Schläge in heilsamen Schrecken versetzt hatte, standen nur die notwendigsten Garnisonen; Arles war seine ständige Residenz und zugleich der Mittelpunkt seiner Truppenaufstellung. Hier traf ihn im Frühling 310 die Nachricht, dass die Grenze aufs neue bedroht sei; doch schien die Gefahr nicht so gross, um ein bedeutendes Heeresaufgebot nötig zu machen. Mit kleiner Macht zog Constantin selbst ins Feld. Sein Schwiegervater hatte ihm eine Strecke das Geleit gegeben und kehrte jetzt langsam mit der Leibwache und dem zahlreichen Gefolge, das seinem Range gebührte, nach Arles
101 zurück, wobei er bei allen Magazinen, die an der grossen Militärstrasse nach dem Norden angelegt waren, solang Halt machte, bis ihre Vorräte aufgezehrt oder

verschleudert waren. Auf diese Weise hoffte er den Rückmarsch Constantins aufzuhalten. In der Residenz angelangt, nahm er plötzlich wieder den Purpur und sandte Briefe an alle Heere des Westens, in denen er sie zum Anschluss aufforderte und ihnen zur Belohnung ungeheure Geldgeschenke in Aussicht stellte. Diese Verführungskünste blieben wirkungslos. Nur die Truppen, die in Arles und in seiner nächsten Umgebung standen und von Constantin selbst daran gewöhnt waren, dem alten Kaiser Achtung und Gehorsam zu zollen, liessen sich zum Teil von ihm gewinnen. Da drang die Nachricht von dem Geschehenen auch an den Rhein, und mit beispielloser Schnelligkeit marschierte Constantin zurück. Als die ermatteten Soldaten an die Saône gelangt waren, wurden sie auf vorher bestellte Boote und Flösse gesetzt, und im Fluge ging es die grosse Wasserstrasse hinunter. Da auf diese Weise die notwendigen Lebensmittel leicht mitgeführt werden konnten, hielt auch die Ausleerung der Magazine das Heer nicht auf. Nach wenigen Tagen war es in Arles, aber Maximian wurde dort nicht mehr vorgefunden. Die Macht, welche sich ihm angeschlossen hatte, war zu klein gewesen, um Constantin ernstlichen Widerstand zu leisten. Er hatte sich in das feste Marseille geworfen und wahrscheinlich seinem Sohne die Gewinnung Galliens als lockenden Preis gezeigt, um von seiner Flotte Entsatz und Beistand zu erhalten. Denn seinen Versuch, sich wieder eine selbständige Herrschaft zu verschaffen, musste er schon jetzt als gescheitert betrachten, und bei Maxentius konnte er, wenn auch nicht die Macht, so doch das nackte Leben retten, das ihm bei einem Siege Constantins verfallen 102
schien. Aber schon stand dieser auch vor Marseille, und im ersten Ansturm bemächtigte er sich des Hafens,

wodurch für ihn die dringendste Gefahr abgewandt war. Auch die Mauern der Stadt selbst versuchten seine Truppen sogleich zu ersteigen, doch erwiesen sich die mitgebrachten Sturmleitern als zu kurz für ihre Höhe.

So liess denn Constantin zum Rückzug blasen. Eine Stadt seines eigenen Reiches dem Unheil preiszugeben, das eine Einnahme mit stürmender Hand ihr zu bereiten drohte, wäre ihm selbst nicht lieb gewesen. Maximian wurde zu Verhandlungen eingeladen, und von der Mauer herab redete er mit seinem unten stehenden Schwiegersohn. Den Versprechungen desselben wollte der heftige Greis, der selbst so oft die Treue gebrochen hatte, nicht Glauben schenken, und die Unterredung schien ergebnislos bleiben zu wollen. Da öffneten die abgefallenen Soldaten, die beim Anblick ihres Kaisers schnell von Reue erfasst waren, selbst die Tore, und ungehindert drang das Heer Constantins hinein. Maximian wurde als Gefangener vor den Sieger geschleppt, und dieser schenkte ihm grossmütig sein verwirktes Leben.

Kurze Zeit darauf fand man ihn in einem Gemache des Palastes erhängt. Die Verantwortung für seinen Tod lehnte Constantin ab, aber schon damals haben ihm weder Freund noch Feind Glauben geschenkt. Wer ohne Erfolg nach der Krone gegriffen hatte, der musste den Versuch mit dem Kopfe bezahlen. Dieser Satz galt den Zeitgenossen für so selbstverständlich und ausnahmslos, dass sie die offiziell verbreitete Nachricht, Maximian habe freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht, nur mit ungläubigem Kopfschütteln
103 aufnehmen konnten. Nichtsdestoweniger haben sie Constantin von jedem moralischen Verschulden einstimmig freigesprochen. Wenn er einem gefährlichen

Hochverräter, dessen Leben nach den Gesetzen verwirkt war, die Wahl des leichtesten Todes und die eigenhändige Vollziehung der Strafe gestattete, so war dies in ihren Augen ein Akt der Milde, nicht der Grausamkeit. Dies Urteil der Geschichte haben die neueren Schriftsteller auf Grund ihres modernen Sittenkodex umstossen zu müssen geglaubt und auch bei dieser Gelegenheit schaudernd von den Verwandtenmorden Constantins geredet. Wie mich dünkt, hängt die Entscheidung einzig und allein von der Frage ab, ob Maximian noch als gefährlich gelten konnte oder nicht; denn dass er unverbesserlich war, stand durch vielfache Proben fest. Bejaht man sie, so wird man es als eine Pflicht des Kaisers gegen sein Reich anerkennen, wenn er dem Rechte freien Lauf liess und den Urheber künftiger Bürgerkriege aus dem Wege räumte. Höchstens dass er von den gesetzlichen Formen des Prozesses absah, wird man ihm zum Vorwurf machen können; doch diese waren gegen Usurpatoren auch vorher nie zur Anwendung gekommen. Hält man dagegen Maximian für ungefährlich, so liegt kein Grund vor, warum man der eigenen Versicherung Constantins nicht Glauben schenken sollte, umsomehr, als er zu seiner Rechtfertigung vor den Zeitgenossen einer Lüge nicht bedurfte. Ein freiwilliger Selbstmord des erregbaren Greises, dem zu einem schnellen Entschlusse der Verzweiflung der Mut wahrlich nicht fehlte, ist doch psychologisch nichts weniger als unwahrscheinlich. Er, der als Soldat emporgekommen war und dessen Andenken bei den Truppen auch nach seinem Rücktritt noch Kaiser gemacht und Kaiser vernichtet hatte, sah 104
jetzt jeden Einfluss bei seinem geliebten Heer und damit jeden Rest der altgewohnten Macht dahinge-

schwunden. Die Truppen seines Sohnes hatten ihn zornig aus Rom getrieben; von denen seines Schwiegersohnes war selbst der kleine Teil, den er anfangs hatte verführen können, wieder von ihm abgefallen. Jede Hoffnung auf künftigen Erfolg, jede Möglichkeit eines neuen Versuches sah er sich abgeschnitten; er selbst fühlte sich ungefährlich und konnte dies Bewusstsein nicht ertragen. Der dreimal erhobene und dreimal abgesetzte Herrscher, der aus allen Wechselfällen doch immer sein elendes Leben gerettet hatte, war zum Spott und Hohn der Untertanen geworden; selbst die kaiserlichen Ehren, die ihm Constantin noch immer erweisen liess, mussten ihn beleidigen. Bei seinem Schwiegersohn und seiner Tochter, die ihm mit höflicher Kälte begegneten, unter den Hofbeamten, deren knechtische Mienen ihre Verachtung des schimpflich Begnadigten kaum verbergen konnten, erlitt er stete Qualen der Reue und des ohnmächtigen Zornes. Es blieb ihm nur übrig, seine Schmach in ländlicher Zurückgezogenheit zu begraben oder ein noch tieferes Grab zu suchen. Er hatte Selbstgefühl genug, um das Zweite zu erwählen.

Die Pläne und Ideen Constantins wurden durch den Tod seines Schwiegervaters aufs empfindlichste durchkreuzt. Die Aufrechterhaltung und Festigung der dynastischen Thronfolge war bisher das leitende Prinzip seiner ganzen Politik gewesen, und jetzt sah er den Gründer seiner Dynastie und damit seine eigene Legitimität mit einem unauslöschlichen Makel befleckt. Wäre Maximian erst nach einigen Jahren erzwungener Ruhe gestorben, so konnte man seine Verbrechen und
105 Torheiten vergessen und seinem Andenken die göttliche Verehrung, wie sie dem Grossvater des regierenden Kaisers zukam, angedeihen lassen. So aber war sein

Tod fast unmittelbar seinem Aufruhr gefolgt, und kein Mensch im Reiche zweifelte daran, dass Constantin ihn herbeigeführt habe. Jedes Leugnen war nutzlos; die einzige Rechtfertigung des Herrschers, die man anerkennen musste, lag in der Verurteilung Maximians. War er kein Tyrann und Usurpator, der sein Leben rechtlich verwirkt hatte, so wurde Constantin in den Augen des Volkes zum Mörder. So konnte dieser nicht umhin, die Verfluchung des Andenkens, die bei Verbrechen dieser Art regelmässig die Todesstrafe zu verschärfen pflegte, auch über seinen Grossvater auszusprechen, seine Statuen umstürzen, seine Inschriften tilgen zu lassen. Damit aber waren nach dem Staatsrecht jener Zeit alle seine Regierungshandlungen für nichtig erklärt, und zu diesen gehörte sowohl die Erhebung des Constantius, als auch die Verleihung des Augustustitels an dessen Sohn. So war das formelle Thronrecht, dessen strenge Aufrechterhaltung Constantin in diesem Zeitalter der Soldatenwillkür als der einzige Rettungsanker erschienen war, für ihn selbst in Nichts zerfallen und das ganze System, dem er bisher mit Überzeugung und Entsagung gedient hatte, rettungslos zusammengestürzt. Der böse Schwiegervater hatte ihm mit seinem Tode einen schlimmeren Streich gespielt, als je in seinem Leben; wahrlich, es war nicht nur Grossmut gewesen, wenn er dem grauhaarigen Toren die verdiente Strafe geschenkt hatte.

Aber Constantin pflegte nicht um Mittel verlegen zu sein. Schnell entschlossen setzte er an die Stelle seiner untergegangenen Legitimität eine neue, die zwar fürs Erste noch fadenscheinig genug war, sich aber doch allmählich einbürgern und ein Prinzip für die Zukunft schaffen konnte. Er machte jetzt plötzlich die glückliche Entdeckung, dass sein Vater

Constantius aus einer unehelichen Verbindung des Divus Claudius herstamme, eines der wenigen Kaiser, die im dritten Jahrhundert weder entthront noch ermordet waren. Auch Constantin selbst war ja einem Konkubinat entsprossen, und wie wir schon dargelegt haben, galten zwar nicht nach dem Rechte, wohl aber nach der Anschauung der Soldaten Bastarde dieser Art den rechtmässigen Söhnen fast gleich. Wenige Monate nach dem Tode Maximians rief es schon ein Lobredner laut in die Welt hinaus, dass Constantin seine Krone nicht der Wahl des Heeres oder der zufälligen Gunst irgend eines Menschen verdanke, sondern nur den unverlierbaren Rechten seiner kaiserlichen Abstammung. Dass das Blut allein den Herrscher mache, sollte die neue Theorie der Legitimität werden, und ohne Zweifel war sie natürlicher und versprach eine grössere Dauer, als das ausgestiftelte System Diocletians. Freilich stempelte sie alle Mitregenten Constantins zu Usurpatoren und stellte ihn allein als den berechtigten Herrscher hin. Derselbe Mann, den früher seine Bewunderung für die Diocletianische Reichsordnung zur äussersten Fügsamkeit gegen die älteren Augusti veranlasst hatte, war jetzt durch die Macht der Ereignisse, vor allem durch die Torheiten des Kongresses von Carnuntum dazu getrieben worden, seinen Mitkaisern offen den Handschuh hinzuwerfen und eine Parole auszugeben, die in ihren Konsequenzen zwar nicht notwendig zu seiner Alleinherrschaft, wohl aber zur Herrschaft seiner Familie führen musste. Ganz verliess er darum sein früheres System
107 noch nicht; einstweilen war es nur eine Forderung, die er theoretisch an die Zukunft stellte. Aber bald sollte er ihr auch praktische Folgen geben können, obgleich er noch immer sein Verhalten darauf ein-

richtete, jeden Bürgerkrieg so lang als möglich zu vermeiden.

Denn schon bereitete sich ein Ereignis vor, das den Zuständen des Reiches eine ganz neue Gestalt geben sollte. Noch ehe den älteren Maximian sein Schicksal ereilte, war dessen Namensgenosse und bitterster Feind von einer Krankheit befallen worden, die ihn unter furchtbaren Qualen langsam, aber unaufhaltsam dem Tode entgegenführte. Die geschicktesten Ärzte erschöpften vergebens ihre Kunst; das Orakel des Apollo gab neue Heilverfahren an, die das Übel noch schlimmer machten; endlich wurde sogar den Christen, deren eifrigster Verfolger Galerius bis dahin gewesen war, gesetzliche Duldung gewährt, damit sie zu ihrem Gotte für die Genesung des Kaisers beten könnten. Es war die letzte Regierungstat des Sterbenden; wenige Tage nach Erlass des Toleranzediktes wurde er von den Schmerzen befreit, die ein ganzes Jahr lang seinen Leib verzehrt hatten (Mai 311). Die Zurüstungen für seine Vicennalien, zu deren prächtiger Begehung er unter grausamem Steuerdruck die Summen zusammengetrieben hatte, waren vergebens gewesen.

Der Unglückliche, der nach einem ruhelosen Leben jetzt endlich Frieden fand, hatte sich übermütig in der Macht, kleinmütig in der Bedrängnis erwiesen. Er hatte durch Aberglauben und Selbstsucht viel Blut und Elend über das Reich gebracht; aber in seinen letzten Jahren war er doch der Einzige gewesen, der die auseinanderfallenden Teile desselben noch einigermaassen zusammenhielt. Die Rechte ihres Ältermannes hatten wenigstens drei Augusti anerkannt; 108
jetzt stand jeder auf sich allein und spähte, wie er seine Macht auf Kosten der anderen vergrössere. Nur

Constantin dachte an keine Erweiterung seines Gebietes, sondern trachtete ehrlich, nach den Ideen seines politischen Lehrmeisters die Einheit des Reiches mit der Vielherrschaft zu verbinden. Doch so eifrig er sich bemühte, die Eintracht zwischen den Mitregenten zu erhalten oder herzustellen, die innere Unmöglichkeit des ganzen Systems trat bei jeder Krisis deutlicher hervor und zwang endlich ihm selbst die Alleinherrschaft auf.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht an der Milvischen Brücke.

Kaum war die Nachricht von dem Tode des 109
Galerius in den Orient gedrungen, so durchflog Maximinus mit der Eilpost die Provinzen von Asien und Pontus, um sie für sich in Besitz zu nehmen. Die Untertanen gewann er durch Steuernachlässe; den Soldaten gegenüber wird er es an Geschenken nicht haben fehlen lassen. Licinius, dem mit dem Augustustitel nur ein Teil der Donauprovinzen und die leere Anwartschaft auf das Gebiet des Maxentius zugefallen war, hatte jetzt die Erbschaft des Galerius antreten zu können gemeint, als er sich plötzlich die reichere Hälfte derselben vorweggenommen sah. Mit dem Donauheere eilte er herbei, um seine Rechte zu wahren. Die Kreaturen des Verstorbenen standen sich an beiden Ufern des Bosporus kampfbereit gegenüber. Aber jeder scheute die Gefahr des Überganges, und zum Schlusse wurde ein Vertrag auf Grund des tatsächlichen Besitzstandes geschlossen, den keiner der Kontrahenten dauernd zu halten gedachte. Die Teile des Reiches, das noch immer als einheitliches gelten sollte, verhielten sich auch ferner zu einander wie kriegführende Staaten. Selbst der Handelsverkehr zwischen ihnen war gänzlich unterbrochen, weil jeder Kaufmann, der

110 aus dem Gebiete des feindlichen Mitregenten kam, Gefahr lief, als Spion betrachtet zu werden und der Folter oder gar der Todesstrafe zu verfallen. Licinius grollte ob der geraubten zwei Diöcesen; Maximin lauerte nur auf die Gelegenheit, um auch Illyricum an sich zu reissen, und seiner rührigen Begehrlichkeit sollte es gelingen, auch die träge Natur des Maxentius in Bewegung zu setzen.

So günstig für diesen schon mehrmals die Chancen gewesen waren, hatte er doch nie den Ehrgeiz gehabt, über Italien hinaus, das ihm von selbst in den Schoss gefallen war und zur Befriedigung seiner Lüste vollauf genügte, die Grenzen seines Machtbereiches auszudehnen. Auch die Provinzen zwischen Alpen und Donau, die bis zum Wiener Wald noch zur norditalischen Diöcese gehörten, überliess er kampflos dem Licinius, ja er brüstete sich sogar, dass er die anderen Kaiser an den Grenzen für sich kämpfen lasse, während er im Centrum des Reiches mühelos der Herrschaft geniesse. Selbst nach dem unentbehrlichen Afrika scheint er seine Hand nicht mehr ausgestreckt zu haben, seit böse Vorzeichen seinen ersten Kriegszug aufgehalten hatten. Jetzt aber bedurfte Maximin der Bundesgenossenschaft des römischen Tyrannen. Nach seinem Plane sollte dieser den Teil der Donauprovinzen, der zu Italien gerechnet wurde und dem Beherrscher desselben von rechtswegen zukam, zu besetzen versuchen, und indem er so die Heeresmacht Illyricums auf sich zog, für Maximinus selbst den Übergang über den Bosporus freimachen. Licinius wäre dann von zwei Seiten zugleich angegriffen und wahrscheinlich erdrückt worden. Später sollte Constantin an die Reihe kommen, und endlich das ganze Reich zwischen 111 Maxentius und Maximinus allein geteilt werden. Der

Plan war nicht schlecht entworfen und der Siegespreis hoch genug, um selbst einen Maxentius aus seiner trägen Ruhe aufzustören, umsomehr als er ja den Freuden der Hauptstadt keinen Augenblick den Rücken zu wenden brauchte, sondern alles durch geschickte Feldherrn abmachen konnte. Dass er zum Schlusse wahrscheinlich der Übertölpelte gewesen wäre, blieb seinem stumpfen Geiste verborgen. Denn wenn Maximin erst einmal Illyricum in seiner Hand hielt, so stand es ihm ja frei, ob er sich mit Maxentius gegen Constantin oder mit Constantin gegen Maxentius verbinden wollte, und er war treulos genug, um lieber Italien für sich, als Gallien für seinen Bundesgenossen zu erobern.

Doch dies waren Sorgen der Zukunft; einstweilen stand es fest, dass man in Rom an einen Angriffskrieg nicht denken konnte, ehe durch Wiederherstellung der afrikanischen Kornzufuhr die Verpflegung des Heeres sichergestellt war. So schiffte denn Rufius Volusianus, der tüchtige Gardepräfect des Maxentius, einen kleinen Teil der römischen Truppen ein und setzte nach Afrika über. Das Unternehmen gelang überraschend schnell und glücklich. Der schwächliche Alexander verfiel seinem Geschick; furchtbar wütete der Henker unter seinen wirklichen oder vermeintlichen Anhängern, und Überfluss herrschte wieder in der Hauptstadt.

Die nächste Sorge hätte jetzt sein müssen, Constantin so lange in Untätigkeit zu erhalten, bis man mit Licinius fertig war, und er selbst machte seinen Feinden, deren Pläne er noch nicht kannte, diese Aufgabe leicht genug. Aber Maxentius war zu unklug und leidenschaftlich, als dass er seine augenblicklichen Stimmungen irgend welcher Rücksicht auf die Zukunft hätte unterordnen können.

Bis dahin hatte er Constantin als legitimen Herrscher anerkannt. Dessen Statuen standen auf den öffentlichen Plätzen Roms, und mit seinem Bildnis wurden fortdauernd in Italien Münzen geschlagen, Höflichkeiten, die der gallische Imperator bisher nicht erwidert hatte. So lange der älteste Augustus, als welcher ihm zuerst Maximian, nach dessen zweiter Abdankung Galerius gegolten hatte, Maxentius die Anerkennung verweigerte, glaubte auch er diesem Beispiel gehorsam folgen zu müssen. Jetzt war die erste Stelle im Kollegium nach der Reihenfolge der Anciennität auf Maximinus übergegangen, und da dieser sich dem römischen Tyrannen freundlich zeigte, kam ihm auch Constantin entgegen. Die Reichseinteilung Diocletians hatte sich mit einer unbedeutenden Veränderung von selbst wiederhergestellt; wenn es gelang, diesen Zustand zu einem dauernden zu machen und zugleich ein freundliches Verhältnis zwischen den Beherrschern der einzelnen Teile herbeizuführen, so konnte das Reich ungefähr in derselben Weise friedlich verwaltet werden, wie vor dem Jahre 306. Denn dass die Caesaren verschwunden waren, schien unwesentlich, sobald den älteren Augusti den jüngeren gegenüber ein legitimes Befehlsrecht eingeräumt wurde. Der Besitz Italiens lockte Constantin nicht; denn er konnte sich nicht verhehlen, dass ein Reichsteil, der von Anfang an dem Licinius zugewiesen war und von dem dieser noch immer ein Stück besetzt hielt, zwischen ihnen alsbald zum Zankapfel werden musste. Es schien ihm daher für den Frieden des Reiches das Angemessenste, wenn dieses Land seinen gesonderten Herrscher behielt; nur auf diese Weise konnte das
113 notwendige Gleichgewicht der Macht zwischen den Kaisern erhalten bleiben. So trat er denn in Unter-

handlungen mit seinen drei Mitregenten; aber nur bei Licinius hatten sie gedeihlichen Fortgang, weil dieser die Gefahr über seinem Haupte schweben sah und eine Anlehnung an den mächtigen Gebieter Galliens ihm sehr willkommen sein musste. Er verlobte sich mit dessen Schwester Constantia und erwarb so nach Constantins neuer Legitimitätstheorie das Recht auf einen Anteil an der Erbschaft des Divus Claudius. Der Bruder der Fausta gehörte bereits zur Verwandtschaft, und auch mit Maximin hätten sich bei einigem guten Willen ähnliche Bande knüpfen lassen, sodass alle Kaiser wieder eine Familie gebildet hätten Aber die Beiden, welche sich nicht bedroht wussten, hatten keinen guten Willen. Maxentius hatte mit seinem Vater stets in Feindschaft gelebt; als aber dieser, wie das Gerücht sagte, auf Constantins Befehl gestorben war, erhob er den Aufrührer, dessen Andenken in Gallien mit dem Fluche belegt war, in Rom unter die Götter, liess Münzen zu seiner Erinnerung schlagen und forderte Genugtuung für seinen Tod. Dass der pietätvolle Sohn nur deshalb seine edle Entrüstung zur Schau trug, um einen anständigen Kriegsgrund zu gewinnen, konnte Constantin nicht lange verborgen bleiben. Immer noch suchte er den Frieden; doch die Unterhandlungen wurden bald scharf und gereizt und endeten damit, dass Maxentius in seinem Reichsteil die Statuen Constantins umstürzen liess und ihn offiziell als Tyrannen brandmarkte. Dies war die förmliche Erklärung des Krieges; ihm auszuweichen war nicht mehr möglich; das Heil des Reiches lag jetzt in seiner energischen Führung und schnellen Beendigung.

So sehr Constantin auch bemüht gewesen war, 114
den Kampf zu vermeiden, hatte er ihn doch schon

lange kommen sehn und auf das sorgfältigste vorbereitet. Über die Truppen des Maxentius war er genau unterrichtet und hatte die seinen durch langwierige Exercitien darauf eingeübt, gerade diesen Soldaten und ihrer eigentümlichen Kampfart wirksam entgegenzutreten. Trotzdem war die Zeit für ihn die denkbar ungünstigste. Denn eben gährte es wieder unter den Germanen, und ein neuer Angriff von ihnen schien nahe bevorzustehn. Da Constantin pflichttreu genug war, sein Gallien nicht schutzlos den Barbaren preiszugeben, konnte er kaum ein Viertel seiner Truppenmacht gegen Maxentius führen, im Ganzen etwa 25000 Mann. Dem gegenüber hatte sein Feind mit dem Heere, das er dem Severus abtrünnig gemacht und dann noch durch die zahlreichen Überläufer des Galerius verstärkt hatte, jetzt das afrikanische des Alexander vereinigt und diese Doppelmacht durch umfangreiche Aushebungen in Italien und Afrika bis auf 170000 Mann und 18000 Rosse vermehrt. Dazu brauchte er keine bedrohte Grenze zu schützen, sondern konnte sämtliche vorhandenen Truppen im Bürgerkriege verwenden. Alle Offiziere Constantins waren voll banger Sorge; auch die Haruspices, die bei dieser Gelegenheit noch befragt wurden, verkündeten schlimme Zeichen. Aber er selbst traute es sich zu, durch Schnelligkeit und Feldherrngabe auszugleichen, was ihm an Truppenzahl fehlte, und als seine Feinde ihn noch am Rheine wähnten, wo er eben erst den Grenzschutz gegen die Barbaren geordnet hatte, stand er schon jenseit des Mont Genèvre vor dem festen Susa (Frühling 312).

Auch Maxentius hatte den Feldzug bereits eingeleitet. Obgleich er einen Angriffskrieg zu führen gedachte, hatte er doch das Gros seines Heeres zum

Schutze seiner werten Person in Rom behalten und die Stadt mit Kornvorräten auf ungemessene Zeit ausgestattet. Ein Korps, das kleiner, aber der Macht Constantins noch überlegen war, stand unter dem Gardepräfecten Pompeianus Ruricius in Verona, um demnächst über die Brennerstrasse in das Gebiet des Licinius einzufallen. Vielleicht hatte eine starke Vorhut sogar schon den Pass überschritten. Gegen Gallien war das kleinste der drei Heere in Marsch gesetzt, vermutlich weil man hier infolge des drohenden Germaneneinfalls leichtes Spiel zu haben meinte. Doch ist es auch möglich, dass man einstweilen nur von dem Passe des Mont Genèvre Besitz ergreifen wollte und den entscheidenden Schlag für die Zeit aufsparte, wo man mit Licinius fertig war. Diese immer noch sehr ansehnliche Truppenmacht war bis Turin gelangt und hatte eine Abteilung nach Susa vorgeschoben, das den Ausgang der Gebirgsstrasse sperrte.

Hier wurde sie von Constantin überrascht und zur Übergabe aufgefordert. Ihr Kommandant, der meinte, er habe es nur mit einer Vorhut zu tun und der Kaiser und sein Heer seien noch weit zurück in Gallien, weigerte sich. Sogleich wurde Feuer an die Tore gelegt und die Mauern mit Sturmleitern angegriffen, und in kurzem war die kleine, aber wichtige Festung in den Händen Constantins. Bei dieser Gelegenheit gab sein Heer Beweise einer Mannszucht, wie sie damals fast unerhört war. Die im Sturm genommene Stadt blieb nicht nur vor jeder Plünderung bewahrt, sondern die Soldaten löschten sogar selbst die Feuersbrunst, die sich von den angezündeten Toren aus weiter verbreitet hatte. Die Folge war, 116
dass später alle Städte, die nicht mit feindlichen

Truppen belegt waren, dem Kaiser ihre Tore freiwillig öffneten und ihn mit Jubel und Festlichkeiten begrüssten. Da sie dadurch die Rache des Tyrannen herausforderten, mussten die Bürger selbst bedacht sein, sich gegen diesen aufs äusserste zu verteidigen. Constantin brauchte also nirgends Besatzungen zurückzulassen und konnte sein kleines Heer ungeschwächt mit sich führen.

Schon wenige Meilen weiter traf er auf eine Macht, die der seinigen gewachsen war und ihr im freien Felde entgegentrat. Den Kern derselben bildete eine Schar Panzerreiter, die, von Kopf bis zu Fuss mit Eisenschuppen bedeckt und selbst die Leiber ihrer Rosse durch eine gleiche Umhüllung schützend, für jede Waffe unverwundbar schienen. Sie pflegten derart verwendet zu werden, dass man sie an die Spitze eines Keiles stellte; dieser durchbrach langsam vordringend das Centrum des Feindes, das gegen die unangreifbare Schar machtlos war, und teilte sich dann in der Mitte, um die zerrissene Schlachtreihe nach den beiden Flügeln hin aufzurollen. Gegen diese Kampfesweise, welche er genau kannte, hatte Constantin seine Truppen auf ein sehr schwieriges Manöver eingeübt, das die alten Söldner jetzt so exakt, wie auf dem Exerzierplatz, ausführten. Während der Keil vordrang, wich sein Centrum langsam zurück, ohne darum den Zusammenhang mit den Flügeln zu lösen, sodass die ganze Schlachtordnung aus einer geraden Linie sich allmählich in einen einspringenden Winkel verwandelte, der den Keil auf zwei Seiten dicht umschloss. Als der Feind, der im mutigen Vorgehen die Gefahr nicht bemerkte, fest in der Zange sass,
117 liess Constantin zum Angriff blasen, und zwischen den Schenkeln des Winkels eingepresst, wurde das Heer

fast aufgerieben. Auch die Eisenreiter vermochten nicht durchzudringen; denn ihnen war eine erlesene Schar von Keulenträgern gegenübergestellt, die mit wuchtigen Schlägen unter dem biegsamen Panzerhemd die Knochen zermalmten. Ein kleiner Rest der feindlichen Truppen konnte sich aus der tötlichen Umklammerung lösen und rückwärts nach Turin fliehen, fand aber hier die Tore verschlossen und wurde noch angesichts der Rettung verheissenden Mauern niedergehauen. Die Bürgerschaft hatte die zuchtlose Soldateska des Maxentius zur Genüge kennen gelernt und beeilte sich, die Gunst eines Siegers zu gewinnen, der in Susa so viel Grossmut und so gute Disziplin gezeigt hatte.

Wie im Triumph durchzog Constantin Oberitalien. Die Städte, die unter hartem Steuerdruck die Prasserei des Maxentius hatten bezahlen müssen und bei der Einquartierung seiner durchmarschierenden Banden schwer gelitten hatten, schickten ihrem Retter Festgesandte entgegen und überboten sich in jeder Art freiwilliger Leistungen für die Unterstützung seines Heeres. In Mailand verweilte er kurze Zeit und versuchte Unterhandlungen mit den in Verona stehenden Truppen zu eröffnen. Aber die Soldaten sahen ihr Interesse mit dem ihres freigiebigen Kaisers zu eng verknüpft, um zum Abfall Lust zu verspüren. Ruricius rüstete sich sogar, Constantin entgegenzuziehn, und hatte seine starke Reiterei bereits bis Brescia vorgeschoben. Hier aber wurde sie überrascht und nach kurzem Kampfe auf Verona zurückgetrieben. Dort war man jetzt zu entmutigt, um eine Entscheidung im freien Felde zu wagen. Soweit die Truppen noch in der Umgegend der Stadt zerstreut lagen, wurden 118
sie hinter den Mauern zusammengezogen und alles zum Aushalten einer Belagerung vorbereitet.

Da keiner dies vorausgesehen hatte und Verona nur als Durchgangsstation für das Überschreiten der Brennerstrasse hatte dienen sollen, konnten dort kaum so grosse Vorräte aufgehäuft sein, um ein ansehnliches Heer längere Zeit zu erhalten. Aber da die Stadt auf beiden Ufern der Etsch liegt und die Angreifer nur das rechte hatten besetzen können, vermochte man von der anderen Seite her noch eine Zeitlang Korn in die Mauern zu bringen. Endlich gelang es Constantin, bei Nacht die Hälfte seines Heeres überzusetzen und den Feind gänzlich einzuschliessen; doch waren jetzt die beiden Teile seiner Truppen durch den reissenden Strom getrennt und konnten sich bei Ausfällen der Belagerten nicht unterstützen. Trotzdem wurde ein grosser Angriff siegreich zurückgeschlagen; aber bald darauf schlich sich Ruricius mit einer kleinen Schar durch den Ring der Feinde, um Entsatz herbeizuholen. Mit einer bedeutenden Macht kehrte er wieder; wahrscheinlich waren es die Vortruppen, welche den Brenner schon überschritten und bis dahin von der Bedrängnis ihrer Genossen nichts gewusst hatten. Constantin sah sich vor die Alternative gestellt, entweder die Einschliessung von Verona zu lösen, und indem er der halbausgehungerten Stadt eine neue Verproviantierung erlaubte, die Frucht langer Kämpfe zu verlieren, oder mit der geringen Truppenzahl, die vor den Mauern entbehrt werden konnte, dem weit überlegenen Feinde entgegenzuziehn. Kühn, wie immer, wählte er das zweite. Erst am späten Nachmittage traf er auf Ruricius und beeilte sich, die dargebotene Schlacht anzunehmen. Verlief sie ungünstig,
119 so erlaubte ihm wohl die Nacht, sie abzubrechen und von Verona her Verstärkungen heranzuziehn. Anfangs hatte er eine doppelte Schlachtreihe gebildet, doch als

er wahrnahm, dass der Feind ihn auf beiden Seiten weit überflügelte, zog er auch seine Reserven ins erste Treffen. Er selbst kämpfte mit Löwenmut unter den Vordersten, und die Soldaten liessen ihren Kaiser nicht im Stich. Ihre dünne Schlachtlinie warf die tiefen Rotten der Feinde; Ruricius selber fiel, und das Gemetzel währte bis tief in die Nacht hinein. Ehe der Morgen anbrach, war das Entsatzheer zerstreut und die siegreichen Truppen wieder unter die Mauern Veronas zurückgeführt.

Die Belagerten waren jetzt so eingeschüchtert, dass Constantin eine Abteilung seines Heeres detachieren konnte, um Aquileia zu berennen. Als Beherrscherin des Julischen Alpenpasses, der die nächste Verbindung Italiens mit dem Reichsteile des Licinius herstellte, hatte diese wichtige Stadt wahrscheinlich eine kleine Besatzung des Maxentius aufnehmen müssen. Aber sehr bald schickte sie Gesandte an Constantin und ergab sich; vermutlich hatte die Einwohnerschaft dies von den Soldaten erzwungen. Endlich konnte auch Verona sich nicht länger halten; voll finsteren Trotzes streckte die ausgehungerte Besatzung die Waffen. Doch ihre Zahl war so gross und ihre Anhänglichkeit an Maxentius so unerschütterlich, dass Constantin entweder einen sehr ansehnlichen Teil seines Heeres zu ihrer Bewachung verwenden oder gefährliche Aufstände der Gefangenen befürchten musste. Um sie sicher hüten zu können, musste er sie in Fesseln schlagen, die eilig aus dem Eisen ihrer abgelieferten Schwerter geschmiedet wurden. Noch wurde einige Zeit verwandt, um alle Städte Oberitaliens in Besitz zu nehmen, wobei eine kurze Belagerung Modenas nötig war. Doch der kaiserliche Feldherr scheute keinen Aufenthalt; für den schweren Kampf,

der ihm noch bevorstand, musste seine Rückzugslinie und seine Verbindung mit Licinius völlig gesichert sein. So war der Herbst herangekommen, ehe der entscheidende Marsch auf Rom beginnen konnte.

Wenn Maxentius auch nur ein Drittel der grossen Armee, die er zu seinem Schutze in Rom festhielt, zum Entsatze Veronas geschickt hätte, wäre Constantins Verderben allem Anscheine nach besiegelt gewesen. Aber die Untätigkeit des Tyrannen, die für den ersten Teil des Feldzuges die unerlässliche Bedingung des Erfolges gewesen war, liess den zweiten, der jetzt bevorstand, so gut wie hoffnungslos erscheinen. Das kleine Heer, das Constantin über die Alpen geführt hatte, war durch seine blutigen Siege nicht grösser geworden. Mit 20000 Mann aber lassen sich 100000 vielleicht unter besonders günstigen Umständen in offener Feldschlacht besiegen; doch liegt eine solche Übermacht in einer festen Stadt, so ist jeder Versuch eines Angriffs offenbarer Wahnwitz. Dass Maxentius, der sein ganzes Reich dem vordringenden Feinde schutzlos preisgab, durch eine Schlacht die Mauern Roms werde schützen wollen, die sich schon selbst genügend schützten, lag ausser aller Berechnung. Und blieb er ruhig stehen, wie er es in den Kriegen gegen Severus und Galerius getan hatte, so musste auch Constantins Unternehmen zweifellos scheitern. Anfangs hatte dieser gehofft, Rom auch ohne Belagerung durch Hunger zu zwingen. Zu diesem Zwecke hatte er eine starke Flotte ausgerüstet, welche die drei grossen Inseln und einige Häfen des italischen Festlandes schon besetzt hatte und von hier aus den afrikanischen
121 Kornschiffen auflauerte. Doch unterdessen war ihm gewiss schon durch Gefangene oder Spione bekannt geworden, dass in den Speichern der Hauptstadt Vor-

räte aufgehäuft lagen, welche die Verpflegung von Volk und Heer auf lange hinaus sicherstellten. Langte er also vor Rom an, ohne vorher die Armee des Feindes vernichtet zu haben, so boten sich ihm, da an einen Handstreich kaum zu denken war, nur zwei Möglichkeiten, die beide zum sicheren Untergange führten. Entweder er versuchte eine Belagerung oder er zog tatlos wieder ab. Im ersten Falle musste sein kleines Heer, um einen Befestigungsgürtel von zwei und einer halben Meile verteilt, durch die Ausfälle weit überlegener Massen in Kurzem aufgerieben werden; im zweiten hätte ein so schmähliches Misslingen die Stimmung seiner Soldaten tief herabgedrückt und eine Verfolgung, vollends eine solche, die mit 100000 Mann siegesfreudiger Truppen ausgeführt werden konnte, den Rückzug bald in wilde Flucht verwandelt. Und gesetzt, Maxentius stellte sich wirklich zur Schlacht, was sehr unwahrscheinlich war; gesetzt, er wurde besiegt und liess die ganze Hälfte seiner Armee auf dem Felde liegen, was noch weniger Wahrscheinlichkeit hatte: sobald er nur die zweite Hälfte nach Rom zurückzuführen vermochte, stand die Sache genau wie vorher. Im Schutze sicherer Mauern hätte sein geschlagenes Heer den Mut wiedergefunden; der Macht Constantins wäre es noch immer überlegen gewesen, und eine Belagerung blieb nach wie vor unmöglich.

Aber der Zug auf Rom war nicht nur ein verzweifeltes Unternehmen; er war auch keineswegs notwendig. Endlich mussten die Kornvorräte des Maxentius doch verbraucht sein, und sobald dies eintrat, zwang ihn der Hunger, selbst nach Oberitalien vorzubrechen. 122
Wurde er aber hier, fern von seinen uneinnehmbaren Befestigungen, geschlagen, so konnte sein Heer vielleicht abgeschnitten oder durch die Verfolgung auf-

gerieben werden, ehe es nach Rom zurückgelangte. Und siegte Maxentius, so war Constantin seiner Operationsbasis näher, konnte also schneller und leichter gallische Reserven heranziehen, die das Kriegsglück vielleicht wendeten. Er brauchte also nur stehen zu bleiben, um den Kampf unter viel günstigeren Bedingungen aufnehmen zu können. Freilich hätte er noch Monate darauf warten müssen; aber da er mit Licinius im Bündnis stand, drohte ihm damals von Osten ja kein Angriff, und die Gefahr an der Rheingrenze, so sehr sie den pflichttreuen Kaiser zu schleuniger Entscheidung antreiben mochte, war doch auch kein ernstliches Hindernis. Denn durch die gefangenen Soldaten des Maxentius, die zwar nicht zum Kampfe gegen ihren Herrn, wohl aber gegen die Barbaren zu brauchen waren und später tatsächlich dazu gebraucht worden sind, konnte das Rheinheer eine Verstärkung erhalten, die an Zahl, wenn auch nicht an Güte, den in Italien abwesenden Truppen wahrscheinlich gleichkam. Der einzige Kriegsplan, den die gesunde Vernunft billigen konnte, hiess also Abwarten. Wenn Constantin, der sonst seine Mittel sehr klug zu wählen wusste, trotzdem in tollkühner Ungeduld auf ein Ziel losstürmte, das nach menschlichem Ermessen unerreichbar war, so liess er sich eben nicht von gesunder Vernunft leiten, sondern von visionärer Eingebung.

Jedes Kind kennt die Geschichte, wie Constantin im Traum geoffenbart wurde, dass er unter dem Zeichen Christi siegen werde. Für Träume lassen
123 sich nicht die gesetzlichen zwei Zeugen aufbringen, durch deren Mund jede Wahrheit kund wird; die historische Kritik ist ihnen gegenüber machtlos. Doch dass sie in einem Zeitalter hoher religiöser Erregung auch geschichtlich ihre Rolle gespielt haben, kann

keinem Zweifel unterliegen. Träume und Weissagungen jagten später den Maxentius in sein Verderben: warum sollen sie nicht auch seinen Gegner zum Siege geführt haben? Dass Constantins Jugend von christlichen Einflüssen nicht unberührt geblieben war, haben wir schon dargelegt. Er hatte die Verfolgung erlebt und hatte gesehen, dass ihre Urheber seit dem Beginn derselben von Unglück heimgesucht wurden. Im Jahre 303 war das Edikt gegen die Christen publiziert; unmittelbar nach seinen Vicennalien, die er im selben Jahre gefeiert hatte, wurde Diocletian von monatelanger Krankheit ergriffen, die endlich sogar seinen Geist zerrüttete. Es folgte der Zwist zwischen Galerius und Maximian, der die ursprüngliche Thronfolgeordnung zu vernichten zwang und den Keim zu allem künftigen Unheil legte, dann die Abdankung und die tiefe Zerrüttung des Reiches, deren Ursache sie war. Von den ersten Verfolgern schleppte nur Diocletian noch ein sieches Dasein hin, um alle Früchte seiner Lebensarbeit um sich her untergehn zu sehn; Maximian hatte durch schmählichen Selbstmord geendet, Galerius durch eine Krankheit von unsäglich schmerzvoller und ekelhafter Art, die ihm noch kurz vor seinem Tode die Überzeugung aufdrängte, dass der angefeindete Christengott an ihm seine Rache genommen habe. Gallien, das nie von der Verfolgung ernstlich berührt worden war, hatte allein von allen Reichsteilen bis jetzt einer vielbeneideten Ruhe genossen. Sollte dies nicht Constantin zu dem Glauben veranlassen, dass der Gott der Christen 124
über alle Heidengötter Gewalt habe? Bei seinem Auszuge hatten ihm die Haruspices Unheil geweissagt; als Antwort darauf scheint er christliche Bischöfe zu sich geladen zu haben, um sich von ihnen über ihren Glauben näher unterrichten zu lassen. Der Erfolg

seines kühnen Unternehmens hatte jeden Augenblick auf des Messers Schneide geschwebt; während der langen Belagerung von Verona musste er täglich erwarten, dass ein Heer aus Rom anrücke und seinem Siegeslauf ein schreckliches Ende bereite. Aber beispielloses Glück hatte ihn bisher überall begleitet, und die heidnische Unglücksdrohung war vor den Gebeten seiner Bischöfe zu Schanden geworden.

Auch Maxentius hatte bei seinem Regierungsantritt der Christenverfolgung in Italien und Afrika Einhalt getan und das konfiszierte Eigentum der Kirchen zurückgegeben. Damals haschte er eben noch nach Popularität und erkannte diese Maassregel als ihr förderlich. Aber immer war er ein eifriger Heide geblieben und liess jeden seiner Schritte von den Aussprüchen der Eingeweideschauer und Wahrsager bestimmen. Und diese hatten ihn bis dahin nicht schlecht geleitet. War doch das Glück, mit dem er alle seine Feinde einen nach dem andern niedergeworfen hatte, so unerwartet und erstaunlich gewesen, dass es in jener abergläubischen Zeit gewiss von den Meisten dem Eingreifen übernatürlicher Mächte zugeschrieben wurde. Aber die Dämonen, welche den Tyrannen schützten, hatten ihre Gewalt bisher nur gegen Götzendiener gezeigt; es lohnte wohl des Versuches, ob sie auch gegen einen Christen etwas vermöchten oder ob der Gott des neuen Glaubens ihnen überlegen sei. Solche Gedanken mochten Constantin damals beschäftigen; was aber den wachenden Geist erfüllt, das geht auch in die Träume über, und in der körperlichen Erscheinung, womit sie das Gedachte umkleiden, gewinnt es den Charakter göttlicher Offenbarung. So zog denn der Kaiser blindlings seinem Sterne nach; er wusste, dass er siegen werde, nicht weil dies nach mensch-

licher Berechnung wahrscheinlich oder selbst nur möglich gewesen wäre, sondern weil seine Soldaten das Monogramm Christi auf ihren Schilden trugen und, wie die Stimme eines Höheren verkündet hatte, an dieses Zeichen der Sieg geheftet war. Und seine heidnischen Landsknechte blickten vertrauensvoll auf den neuen Schmuck ihrer Waffen, dessen Bedeutung sie kaum verstanden. Sie hielten ihn für ein magisches Zeichen, an dessen Wunderkraft sie nicht zweifelten, weil ihr grosser Feldherr bis jetzt auch unter den schwierigsten Umständen immer siegreich gewesen war. Und sein Vertrauen liess das Glückskind auch diesmal nicht zu Schanden werden: das ganz Unerwartete, ja fast Unglaubliche geschah. Maxentius, der sich bisher vor jedem Angriff hinter seinen unbezwinglichen Mauern verkrochen hatte, führte sein Heer ins freie Feld und lieferte es in einer Stellung, die seine Niederlage schon im voraus entschied, dem kühnen Gegner zur Vernichtung aus.

Bis zum letzten Augenblick hatte er an dem Plane festgehalten, den Angriff an der Aureliansmauer zerschellen zu lassen; noch während der Feind herannahte, hatte er begonnen, sie mit einem Graben zu umziehen, der freilich nie vollendet wurde. Um den Mut seiner Soldaten nicht zu lähmen, hatte er zwar alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze unterdrückt, zugleich aber öffentlich den höhnischen Wunsch ausgesprochen, dass Constantin nur vor den Toren erscheinen möge, wo ihm sein Untergang ja doch gewiss 126
sei. Plötzlich schlug sein Entschluss um. Am 26. Oktober 312 verliess er mit seiner Familie das Palatium und siedelte in eine Privatwohnung über; ein Traum hatte ihm verkündet, dass er am bisherigen Orte seiner Freuden und Erfolge nicht mehr verweilen dürfe. Er

liess die sibyllinischen Bücher befragen und erhielt die zweideutige Weisung, am Feste seines Regierungsantritts, das in zwei Tagen bevorstand, werde den Feind Roms sein Verderben ereilen. Da ein so schneller Erfolg bei einer Belagerung nicht eintreten konnte, kombinierte der abergläubische Mann diese Prophezeihung mit der Weisung des Traumes, dass er seinen Wohnsitz verlassen solle, und beschloss vor die Tore hinauszuziehn und am 28. Oktober eine Schlacht zu liefern. Noch ein weiteres Omen fügte er hinzu: hatte er unter der Stadtpräfektur eines Annius Anullinus die Krone erhalten und die Angriffe des Severus und Galerius abgeschlagen, so ernannte er auch jetzt, noch am Vorabend der Schlacht, einen andern Annius Anullinus, wahrscheinlich den ehemaligen Gardepräfekten des Severus, zum höchsten Beamten Roms, damit dieser Name des Heils auch seinem dritten Entscheidungskampfe Glück bringe. So waren alle Mächte des Aberglaubens aufgeboten. Beide Gegner hatten das denkbar Unzweckmässigste getan, denn beide liessen sich nicht durch klugen Ratschlag und strategische Erwägung, sondern durch Träume und Zeichen leiten. Wer jetzt den Sieg gewann, der gewann ihn nicht nur für sich, sondern vor allem für seine Götter.

Um die grossen Massen, die ihm zu Gebote standen, schneller an den Feind zu bringen, liess Maxentius neben dem steinernen Pons Milvius eiligst
127 eine Schiffbrücke schlagen; dann führte er sein Heer über den Tiber und liess es etwa eine Meile stromaufwärts vorgehn, bis die Spitze Saxa Rubra, das heutige Prima Porta, erreichte. Hier, wo die Flaminische Strasse aus der Enge hervortritt, welche durch den Fluss und eine Kette steil abfallender

Felsen gebildet wird, fand er seinen Vormarsch wahrscheinlich schon durch den Feind gehindert, als die Nachhut seiner langen Kolonne, bei welcher der Kaiser selbst sich befand, kaum die Brücken überschritten hatte. Die Heere standen sich jetzt in einer Stellung gegenüber, welche die Möglichkeit eines erfolgreichen Angriffs auf beiden Seiten ausschloss. Versuchte Maxentius unter den Augen der feindlichen Armee aus dem engen Passe zu debouchieren, so war seine Niederlage gewiss; aber auch Constantin konnte auf der Flaminischen Strasse, die jetzt durch 100 000 Soldaten gesperrt war, nicht weiter vordringen. Es ist ein Verdienst, das ihn seines Glückes würdig zeigt, wenn er nicht, wie sein Gegner, zaudernd stehen blieb, sondern schnell entschlossen einen Ausweg suchte und fand.

Eine kleine Schar zurücklassend, die zur Schliessung des Passes eben genügte, überschritt Constantin ohne Weg und Steg den Rücken der Hügel, unter deren schroffem Absturz seine Feinde standen. Diesen unerreichbar, zog er an ihrer Flanke hin, bis er auf die Cassische Strasse gelangte, die von Nordwesten kommend, bei der Brücke in die Flaminische einmündet. Zu beiden Seiten derselben dehnt sich ein sanft hügeliges Gelände aus, gerade breit genug, um ihm die Entwicklung seiner Schlachtordnung zu gestatten, gerade schmal genug, um seinem kleinen Heere rechts und links durch steile Abhänge die nötige Flankendeckung zu bieten. Hier nahm er 128 seine Aufstellung den beiden Brücken gegenüber, deren Besitz das Ziel seines Kampfes sein musste. Denn gelang es ihm, sie in seine Gewalt zu bringen, so wurde Maxentius, dem der Vormarsch in den Pässen von Saxa Rubra schon gesperrt war, auch im

Rücken abgeschnitten und musste sich mit seinem ganzen Heer ergeben.

Als Maxentius plötzlich den Feind in der Flanke seiner Nachhut aufmarschieren sah, konnte er ihm die Schlacht nicht verweigern, da angesichts des kühnen Gegners ein Rückzug über die Brücken unausführbar war. So wusste er keinen andern Rat, als stehen zu bleiben, wo er war, und die linke Seite seiner Marschkolonne einfach in die Front der Schlachtordnung zu verwandeln, wodurch die Vorhut bei Prima Porta zum rechten Flügel, die Nachhut, die noch immer vor den Brücken stand, zum linken wurde. Auf diese Weise blieb aber ein grosser Teil seines Heeres zwischen Berg und Tiber eingeklemmt und sah sich jeder Möglichkeit beraubt, an den Feind heranzukommen. Zwar wenn auch nur sein linker Flügel zum Schlagen gelangte, blieb seine Übermacht immer noch erdrückend, aber selbst diese sollte ihm zum Verderben werden. Denn auf dem engen Raume konnte er sie nicht anders verwerten, als indem er die Rotten so tief stellte, dass die hinterste Reihe bis unmittelbar an den Fluss heranreichte. So mussten die Soldaten bei jedem auch nur zeitweiligen Zurückweichen, wie es in einer grossen Schlacht ja kaum zu vermeiden ist, in den Tiber gedrängt werden, dessen braune Fluten, von den Herbstregen geschwellt, in wilden Strudeln dahinschossen.

Hoch zu Rosse und mit den Abzeichen der
129 Kaiserwürde geschmückt, so dass er weithin kenntlich war, stürzte sich Constantin selbst, seinen Reitern voransprengend, auf die dichten feindlichen Massen. Gleich der erste Anprall der gallischen Schwadronen brachte die vordersten Reihen ins Wanken; um nicht ins Wasser zu stürzen, drängten die hintersten vor, und

es entstand im Heere des Maxentius die furchtbarste Verwirrung. Noch kämpften die Prätorianer für den Kaiser, den sie gemacht hatten, mit wilder Verzweiflung; wo sie standen, da fielen sie. Aber diese Aufopferung konnte das Verhängnis nicht abwenden. Die grosse Masse drängte angstvoll nach den Brücken hin, deren Enge ihre Zahl nicht zu fassen vermochte. Da noch dazu die eine, welche erst ganz kurz vorher eilig und schlecht hergestellt war, unter dem Gewicht der Rettung Suchenden zusammenbrach, wurde fast der ganze linke Flügel in den Fluss gesprengt. Der rechte stand unterdessen unberührt, aber völlig machtlos in seinen Engen, deren Auswege ihm jetzt nach beiden Seiten versperrt waren; ihm blieb nichts übrig als bedingungslose Übergabe, umsomehr als jeder weitere Kampf gegenstandslos geworden war. Denn unter dem Gewühl von Männern und Rossen, die sich, mit dem Tode ringend, in den lehmigen Fluten wälzten, war auch der Usurpator selbst verschwunden. Die näheren Umstände seines Todes wurden sehr verschieden erzählt; wahrscheinlich war kein Augenzeuge, der sichere Kunde hätte geben können, mit dem Leben davongekommen.

Der Sieg war ebenso schnell, wie vollständig gewesen; ein einziger, alles vor sich niederwerfender Ansturm auf die Brücken hatte die Schlacht begonnen und beschlossen. In ein paar Stunden hatte sich ein Ereignis vollzogen, das der Weltgeschichte auf Jahrtausende ihre Bahnen vorzeichnen sollte. Denn was der 28. Oktober des Jahres 312 entschied, war nicht etwa die Herrschaft Constantins über Italien — diese bedurfte noch eines zweiten schweren Kampfes —, wohl aber der Sieg des Christentums im römischen Reiche. Die unmittelbaren Erfolge der Schlacht, so

wichtig sie waren, wurden an historischer Bedeutung weit übertroffen durch die psychologische Wirkung, die sie auf den Sieger ausübte. Dass den Dämonen, die sich unter den Namen des Jupiter und Apollo versteckten, Gewalt gegeben sei, unterlag für ihn, wie für seine ganze Zeit, keinem Zweifel. Hatten doch noch die Weissagungen, welche durch sie dem Maxentius erteilt waren, sich als richtig erwiesen, wenngleich in anderem Sinne, als er gemeint hatte. Constantin hat es daher nicht verschmäht, noch lange nachher bei Blitzschlägen, die öffentliche Gebäude trafen, die Deutung der Haruspices einholen zu lassen. Da der Gott der Christen nur selten die Zukunft verkündete und ihre Kenntnis dem Herrscher nicht zu entbehren schien, hat er die heidnischen Weissagekünste ebensowenig ganz bei Seite geschoben, wie Krieg und Blutgericht, die der christlichen Moral gleichfalls für verwerflich galten. Auch in dieser Beziehung ging ihm der Vorteil des Reiches, wie er ihn verstand, über seinen Glauben. Aber dass alle Dämonen, so stark sie auch waren, vor der Macht des höchsten Gottes nichts vermöchten, ja dass selbst ihre Künste den Zwecken desselben dienen müssten, das hatte die Schlacht an der Milvischen Brücke für Constantin unzweideutig erwiesen. Durch ein Wunder war sein Feind aus den sicheren Mauern Roms herausgescheucht worden, und das Zeichen Christi auf den Schilden seiner Soldaten hatte die übermächtigen Scharen der
131 Gegner niedergeblitzt. Wer konnte da zweifeln, wem
30 die Ehre des Sieges gebühre? Es heisst, dass Constantin sich, auf das Kreuz gestützt, auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt habe darstellen und durch die Inschrift des Standbildes der Welt verkünden lassen, dies heilbringende Zeichen habe Rom befreit.

Jedenfalls war nach dem Siege eine seiner ersten Regierungshandlungen, dass er die christliche Priesterschaft von allen munizipalen Leistungen befreite, ihren Unterhalt auf seine Kasse übernahm und damit das Christentum unter die anerkannten Staatskulte einreihte.

In der seltenen Kette von Glücksfällen, welche diesen Feldzug begleiteten, war es ein neues Glied, dass der Körper des Maxentius nicht von den reissenden Wassern ins Meer geschwemmt wurde oder unter den Leichenhaufen, die den Grund des Tiber bedeckten, spurlos verschwand, sondern an der Stelle, wo er versunken war, aufgefischt werden konnte. Sein Anblick überzeugte alle Anhänger des Toten, dass für sie jede Hoffnung vorüber sei, und nach Afrika geschickt, eroberte das abgeschlagene Haupt die wichtige Diöcese ohne Schwertstreich für Constantin. Einstweilen wurde es in dem Triumphzuge, der am 29. Oktober die Strassen der ewigen Stadt mit frohem Getümmel erfüllte, auf einer Stange vor dem Sieger hergetragen, und der Pöbel ergötzte sich daran, nach dem Antlitz, vor dem er sechs Jahre lang gezittert hatte, mit Steinen und Kot zu werfen. Keiner aber empfing den neuen Herrscher freudiger als der lang unterdrückte Senat, dessen Mitglieder endlich von der Furcht vor Konfiskationen und Todesurteilen aufatmeten. Constantin erwies ihm alle Ehrfurcht, die seine grosse Vergangenheit beanspruchte, aber er tat es nicht ganz umsonst. Endlich schien ihm der 132
Augenblick gekommen, um sich durch eine friedliche Macht, deren Befugnis unbestreitbar war, nicht durch die tumultuarischen Zurufe der Soldaten, aus der untergeordneten Stellung des jüngeren Augustus emporheben zu lassen. Der Senat erteilte ihm auf seinen

Wink bereitwillig die erste Stelle im Herrscherkollegium und damit das Recht der Consulernennung und der Gesetzgebung. Von jener machte er sogleich Gebrauch, indem er sich selbst und Maximinus Daja für das nächste Jahr designierte. Für das Reich sollte dies ein Zeichen sein, dass zwischen den überlebenden Kaisern die vollste Eintracht herrsche, für Maximinus selbst, dessen Umtriebe Constantin nicht mehr unbekannt sein konnten, eine Aufforderung, den dargebotenen Frieden ehrlich anzunehmen.

Das erste Gesetz, das aus der Kanzlei Constantins hervorging, verlieh der aufgeregten Bevölkerung Roms die Sicherheit, dass sie keine neuen Hinrichtungen und Konfiskationen zu befürchten habe. Gleich nach seinem Einzuge hatte sich der Kaiser von Angebern umdrängt gesehen; selbst der Senat forderte gegen einige Kreaturen des Maxentius, unter deren Willkür er besonders schwer gelitten hatte, Recht und Gericht. Aber Constantin war entschlossen, die Diener, welche den Befehlen ihres Herrn, wenn auch mit verbrecherischem Übereifer, gehorcht hatten, nicht dafür büssen zu lassen. Nur wenige der allerschlimmsten traf die verdiente Strafe; dagegen erhob er zahlreiche Magistrate, die durch Maxentius ernannt waren und sich jetzt, da alle Regierungshandlungen desselben für nichtig erklärt wurden, der Ehren ihres ehemaligen Amtes beraubt sahen, zu denselben Stellungen, die sie unter dem
133 Tyrannen bekleidet hatten, und legalisierte so ihre frühere Würde. Von denjenigen, welche einer solchen Restitution nicht würdig schienen, wehrte er wenigstens die Ankläger ab, indem er durch sein erstes Edikt alle kriminellen Denunziationen mit der Todesstrafe bedrohte. Dies Gesetz war auf die Dauer juristisch unhaltbar und hat auch noch durch Constantin selbst

vielfache Beschränkungen erfahren; aber für den Augenblick gab es der angstvollen Stadt, in der jeder dem Maxentius geschmeichelt hatte und jetzt fürchten musste, dass ihm dies zum Verbrechen werde, die heiss ersehnte Ruhe wieder. Nachdem der Kaiser noch seinen Consulatsantritt am 1. Januar 313 mit prächtigen Festen und Spielen begangen hatte, verliess er Rom wieder, um mit Licinius in Mailand zusammenzutreffen und dort dessen Vermählung mit seiner Schwester Constantia zu vollziehen.

Maximinus hatte die Verabredungen, die mit Maxentius getroffen waren, auch seinerseits nicht ins Werk setzen können. Im Winter 311/12 waren im Orient die gewohnten Regengüsse ausgeblieben; eine Hungersnot war die Folge gewesen, und an diese hatte sich eine furchtbare Pest angeschlossen. Das verzweifelte Volk tat sich zu Räuberbanden zusammen, die an manchen Orten so furchtbar wurden, dass sie das persönliche Eingreifen des Kaisers mit seiner bewaffneten Macht erforderten. Während so die Naturgewalten und ihre Folgen jede kriegerische Operation hemmten, erhoben sich noch dazu die Armenier und zwangen den Kaiser, sein Heer vom Bosporus weg nach Süden zu führen. Licinius brauchte also im Sommer und Herbst 312 keinen Angriff zu fürchten; als Constantin seinen schweren Kampf ausfocht, hatte er die Hände frei. Trotzdem hatte er zur Unterstützung des Bundesgenossen und künftigen Schwagers nicht einen Finger gerührt, obgleich diesem eine Verstärkung seines kleinen Heeres durch die Donautruppen ohne Zweifel sehr erwünscht gewesen wäre. Vermutlich beabsichtigte er im Streite seiner beiden 134
Mitkaiser den *tertius gaudens* zu spielen; wenn er zum Schluss über den geschwächten Sieger, wer dies

auch sein mochte, mit seiner ganzen Macht herfiel, konnte er vielleicht die Reichsteile des Maxentius und Constantin beide an sich bringen. Aber falls er solche Pläne gehegt hatte, waren sie gründlich zu Schanden geworden; denn der Sieger war nicht geschwächt, sondern mächtiger als je. Doch lag diesem zur Zeit nichts ferner, als an dem treulosen Verbündeten Rache zu nehmen. Bei Constantin wurde jede andere Rücksicht durch den Wunsch zurückgedrängt, der bedrohten Rheingrenze, die im vorigen Sommer wider Erwarten nicht durchbrochen war, ihre Sicherheit persönlich wiederzugeben. Zudem hoffte er noch immer, in Verbindung mit Licinius, den er als tüchtigen Krieger schätzen musste, das Gesamtregiment, wie es Diocletian geschaffen hatte, einigermaassen wiederherzustellen. So wurde denn die Hochzeit begangen und gleichzeitig die Verhandlungen zwischen den beiden Kaisern nach Möglichkeit gefördert.

Constantins erste Sorge war, dem Christentum auch in der östlichen Reichshälfte gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, und hierin stiess er bei seinem Bundesgenossen, wie es scheint, auf keinen Widerstand. Der alte Landsknecht verehrte die Götter in erster Linie als Schlachtenhelfer und Siegbringer. Da an der Milvischen Brücke auch für ihn der Beweis geführt war, dass Christus mehr vermöge, als die Dämonen, zu welchen Maxentius gebetet hatte, war er nicht dawider, die Hilfe einer so mächtigen Gottheit auch für sich zu gewinnen, ohne dass er darum das Verhältnis zu seinen alten Schutzpatronen ganz aufgegeben hätte. Sprach er doch in einem Gesetze, das er bald darauf publizierte, die naive Hoffnung aus, dass der Christengott, nachdem er jetzt die staatliche Anerkennung gefunden habe, mit den Heiden-

göttern in trauter Gemeinschaft zum Heile der Kaiser und des Reiches zusammenwirken werde. Licinius seinerseits forderte die Thronfolge für den einzigen Spross seines Blutes, den er besass. Kürzlich hatte ihm eine Sklavin einen Sohn geschenkt, und da er bei seinem hohen Alter von Constantia keine Kinder mehr erwarten durfte, wollte er jenen unverhofften Spätling als seinen Erben bestätigt sehen. Constantin selbst war vor der Ehe seines Vaters geboren und ebenso sein eigner Sohn Crispus; aber der Konkubinat, dem beide entsprossen waren, stand in seinen Augen und in denen der Welt unendlich hoch über dem rohen Verhältnis eines Herrn zu seiner Magd. Trotzdem willigte er ein, das Sklavenkind durch kaiserliches Reskript zum Adoptivsohne seiner Schwester zu machen.

Schwieriger gestaltete sich die Frage nach der Stellung des ältesten Augustus, die jetzt Constantin, gestützt auf den Beschluss des Senates, für sich in Anspruch nahm. Dass man das ausschliessliche Recht der Gesetzgebung nicht in den Händen eines Maximinus lassen dürfe, war klar; ging man aber einmal von der Rangfolge ab, welche durch die Zeit der Thronbesteigung gegeben war, so kam Licinius, der an Jahren mehr als doppelt so alt war, wie seine Mitregenten, unstreitig der Vorrang zu. Wenn der zufällige Umstand, dass ein Kaiser Rom in seiner Gewalt hatte und infolgedessen jedes beliebige Votum von dem Senate zu erpressen vermochte, ein so wichtiges Recht verleihen konnte, so war Maxentius legitimer gewesen, als irgend einer der andern Herrscher. Freilich hatte Constantin diesem die Rechte des Blutes, auf denen sein eigenes Legitimitätsprinzip beruhte, jetzt absprechen lassen, indem er die Mutter

des Verstorbenen zu der Lüge vermochte, Maxentius sei nicht der Sohn Maximians, sondern ein untergeschobenes Kind gewesen. Aber wenn dem Senat
136 die Befugnis zustand, die höchste Stelle im Kaiserkollegium und folglich auch das Kaisertum selbst durch seine Beschlüsse zu verleihen, so war mit jenem Betruge nichts gewonnen. Diese Gründe dürfte Licinius geltend gemacht haben, obgleich er nicht soweit ging, die Umstossung des Senatusconsultes zu verlangen. Das rein formelle Vorrecht, seinen Namen in Urkunden und öffentlichen Denkmälern denen der andern Herrscher vorzusetzen, liess er Constantin gern, nicht aber das Recht der Gesetzgebung. Dieses sollte beiden Kaisern selbständig zukommen, und obgleich jedes Gesetz und jede Verordnung nach wie vor die Namen sämtlicher Mitregenten an der Spitze trug, sollten sie doch nur für den Reichsteil Gültigkeit besitzen, durch dessen Beherrscher sie erlassen waren. Um die Einheit des Reiches nach Diocletians Prinzip wenigstens im Rechte zu wahren, hatte Constantin sechs Jahre lang auf jede Neuorganisation in grossem Stile verzichtet und sich entsagungsvoll den Beschlüssen seines ältesten Kollegen gebeugt. Jetzt, wo er endlich dessen Rang selbst gewonnen und schon mit hastigem Feuereifer die Umgestaltung des römischen Rechts in Angriff genommen hatte, konnte er auf dessen Einheitlichkeit nicht verzichten. Wahrscheinlich gab es heftige Auseinandersetzungen zwischen ihm und Licinius, welche in der kurzen Zeit, die sie in Mailand zusammen waren, kaum zu einem Ergebnis geführt haben werden. Als sich dann die Kaiser getrennt hatten, fragte der Beherrscher Illyricums nicht mehr um Erlaubnis, wenn er ein Gesetz erlassen wollte, und um Bürgerkriege

zu vermeiden, musste Constantin es dulden. Wieder war ein Stück des Diocletianischen Systems, um dessen Aufrechterhaltung er so ängstlich bemüht war, dem Zwange der Umstände zum Opfer gefallen. 137

Noch grössere Schwierigkeiten musste die Teilung von Maxentius Erbschaft machen, da es sich hier nicht um blosse Rechte, sondern um sehr reelle Machtfragen handelte. Constantin zeigte sich nachgiebig bis zur Unvorsichtigkeit, vielleicht weil er dadurch sein Gesetzgebungsprinzip zu retten vermeinte. Den wichtigsten Bestandteil der Kriegsbeute, das grosse Heer, teilte er ohne Zögern zwischen sich und Licinius, und auch das eroberte Land wollte er nicht behalten, sondern einem Caesar übergeben, auch hierin auf die Diocletianische Ordnung zurückkommend. Für diese Entsagung musste er freilich verlangen, dass auch Licinius diejenigen Provinzen, welche er seinerseits von dem ehemaligen Reichsteil des Severus im Besitz hatte, d. h. Raetien, Noricum und die pannonische Diöcese, dem Gebiete des neuzuschaffenden Caesars hinzufüge. Hierüber waren die Verhandlungen noch nicht zum Abschluss gediehen, als Mitte Februar 313 eine unerwartete Nachricht den Licinius plötzlich zur Heimkehr zwang und die Festversammlung zu Mailand nach kaum zwei- bis dreiwöchentlicher Dauer jählings auseinandersprengte.

Fünftes Kapitel.

Die Herstellung der Reichseinheit.

138 Seit Maximinus durch den Tod des Galerius zum ältesten Augustus geworden war und keine Autorität mehr über sich anzuerkennen brauchte, hatte er allen Tyrannenlaunen mit noch grösserer Frechheit als bisher die Zügel schiessen lassen. In Asien hatte er sein Regiment damit begonnen, in törichtem Haschen nach Popularität alte Steuern aufzuheben: bald musste er sogar Steuervorschüsse für künftige Jahre mit unerträglicher Härte eintreiben. Was ihm von dem Eigentum seiner Untertanen gefiel, nahm er an sich, ohne ängstlich nach Vorwänden zu suchen; selbst den Rechtstitel der Konfiskation, der, wenn auch grausam, doch immerhin ein Rechtstitel war, glaubte er sich sparen zu können. Sendlinge von ihm zogen in den Städten des Reiches umher, um nicht nur die Gesichter, sondern auch die nackten Leiber schöner Weiber und Jünglinge der sorgfältigsten Okularinspektion zu unterziehn, ob es lohne, sie ihrem Herrscher zuzuführen; wer sich weigerte, seiner Wollust zu dienen, wurde als Majestätsverbrecher mit dem Tode bestraft. Das *Jus primae noctis* nahm er alles Ernstes für sich in Anspruch, und an den Freuden des zügellosen Tyrannen erhielt die Schar seiner Günstlinge reichen Anteil.

Denn an Freigiebigkeit mit fremdem Gute liess er es 139
nicht fehlen: Gold und Mädchen, Landgüter und reiche Frauen verteilte er nach Lust und Laune. Während im Lande Pest und Hungersnot wüteten, wurden ungeheure Summen in Geschenken verschleudert; namentlich die Soldaten, welche dem Allverhassten als seine einzige Stütze erschienen, suchte er ganz in der Art des Maxentius an sich zu fesseln.

Schmerzlich empfand er es, dass er nicht, wie dieser, auch durch kaiserliche Abstammung das Legitimitätsgefühl der Truppen gewinnen konnte, und suchte diesem Mangel abzuhelfen, so gut es eben ging. Valeria, die Tochter Diocletians, hatte sich nach dem Tode ihres Gatten Galerius mit ihrer Mutter in seinen Reichsteil begeben, weil sie bei dem Neffen ihres Mannes am sichersten zu sein wähnte. Noch ehe ihr Trauerjahr abgelaufen war, verlangte er von derjenigen, welche erst kürzlich nach dem Rechte der Adoption seine Mutter gewesen war, dass sie ihm die Hand zur Ehe reichen solle, zu welchem Zwecke er seine Gattin zu verstossen bereit sei. Die edle Frau wies dies Ansinnen zurück, worauf ihre Güter eingezogen, ihr Gesinde unter Foltern ermordet, ihre Freundinnen auf schmähliche Anklagen hin zum Tode verurteilt wurden. Sie selbst und ihre Mutter wurden verbannt; die Briefe Diocletians, der um die Rücksendung seiner Gattin und Tochter bat, hatten keinen Erfolg. Der alte Kaiser hatte an diejenigen, welche er zu seinen Helfern und Nachfolgern erwählte, niemals moralische Anforderungen gestellt; harte und gewissenlose Menschen waren ihm sogar die liebsten Werkzeuge gewesen, weil er von ihnen die nötige Rücksichtslosigkeit in der Durchführung seiner Pläne erwarten konnte. Jetzt rächte sich dies hart an ihm; doch hätte er freilich

voraussehn können, dass die Schlechtigkeit seiner Kreaturen nicht nur auf den Untertanen lasten, sondern sich endlich auch gegen ihn selbst wenden müsse. Nachdem die Herrscher, welche durch seine Gnade den Purpur trugen, sein Werk zerstört hatten, sollte der unglückliche Greis es noch erleben, dass sie auch seine ganze Familie ausrotteten. Als er am 3. Dezember 316 nach langem Siechtum in das ersehnte Grab sank, meinten viele, er habe seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Was diesen Gerüchten Nahrung gab, war die allgemeine Empfindung, dass der Schluss dieses einst so glänzenden Daseins Jammer und Enttäuschung gewesen war.

Nachdem jener Plan, durch den Maximin sich auch nach dynastischem Recht über seine Mitkaiser erheben wollte, an dem Widerstande Valerias gescheitert war, klammerte er sich nur um so fester an seine Götter an, auf deren Gunst er alle seine abergläubischen Zukunftshoffnungen gründete. Ihren Gegner, den Christengott, verfolgte er mit geradezu persönlichem Hasse, der wohl nicht zum wenigsten durch eine heimliche Furcht hervorgerufen wurde. Denn er kannte das Christentum zur Genüge, um zu wissen, dass sein wüstes Leben ihm nicht erlaubte, die himmlische Macht, wie Constantin es vermocht hatte, sich auch für seine Zwecke dienstbar zu machen. Mit den heidnischen Dämonen, die nur reiche Opfer und Gelübde beanspruchten und an die Sittlichkeit keine Anforderungen stellten, liess sich jedenfalls besser auskommen.

Als Galerius ihm sein Toleranzedikt zuschickte, hatte Maximin nicht gewagt, dem Befehl des ältesten Augustus den Gehorsam zu versagen. Seiner Unzufriedenheit gab er nur dadurch Ausdruck, dass er

das Gesetz in seinem Reichsteil nicht durch öffentlichen Anschlag publizieren liess und nur durch ein Rundschreiben seines Präfecten, nicht durch eigne Verordnung, den Provinzialbeamten die Einstellung der Christenprozesse anbefahl. Aus Bergwerken und Kerkern entlassen, wurden die Bekenner jubelnd von den Glaubensgenossen in ihren Heimatstädten eingeholt; wieder füllten sich die Kirchen, und die Abgefallenen suchten demütig um Vergebung nach. Da kam die Nachricht von dem Tode des Galerius, und alsbald reute den Maximin seine Nachgiebigkeit; doch wollte er sich nicht die Blösse geben, die eben erst erlassene Verfügung ohne weiteres zurückzunehmen. Um sich dazu einen Vorwand zu schaffen, veranlasste er schon im Herbst 311 den Stadtrat von Nicomedia, 141
wo er sich damals aufhielt, dass er durch eine Deputation dem Kaiser die Bitte vortragen liess, er möge die Christen, welche die Opfer und Kulthandlungen der Götter durch ihre Anwesenheit befleckten, aus dem Stadtgebiete ausweisen. Mit Freuden kam Maximin diesem Wunsch entgegen und überhäufte zum Danke seine Residenz mit Wohltaten, was natürlich entsprechende Bittgesuche auch von andern Gemeinden hervorrief. So brach die Verfolgung aufs neue über den unglücklichen Orient herein. Das Verbot, die Christen um ihres Glaubens willen hinzurichten, blieb zwar bestehn, doch wurden sie nicht nur aus dem Umkreise zahlreicher Städte verbannt, sondern vielen liess man ein Auge ausreissen, andern einen Fuss oder eine Hand, die Nase oder die Ohren abschneiden. Eifrige Diener des Kaisers nahmen es auch mit dem Verbote der Tötung nicht gar zu genau, und Übertretungen desselben, wie die Enthauptung des Bischofs Petrus von Alexandria, wurden nicht ungern gesehn.

Sehr ernste Briefe Constantins, der, während er unter dem Zeichen Christi gegen Maxentius focht, auch den Schutz seiner fernen Glaubensgenossen für seine Pflicht hielt, machten diesem Treiben zwar ein Ende. Maximinus, dessen Reichsteil eben von Pest, Hunger und Krieg heimgesucht war, fühlte sich zu schwach, um der Forderung seines Mitregenten, der auch Licinius Unterstützung gewährte, in dieser Zeit Widerstand zu leisten. Er erliess also eine neue Verordnung, durch die er seine Beamten anwies, sie sollten nicht mehr durch Gewalt, sondern nur noch durch Lockungen und Versprechungen die Christen zu bekehren suchen; aber heimlich dauerten die Morde noch immer fort, und die eingeschüchterten Gemeinden schenkten diesem Toleranzerlasse mit Recht keinen Glauben mehr.

142 Auch auf die öffentliche Meinung suchte der Tyrann zu Gunsten der alten Götter einzuwirken. Gefälschte Akten des Prozesses, der gegen den Heiland vor Pilatus geführt worden war, wurden in allen Städten und Dörfern durch Maueranschläge verbreitet und sollten sogar den Kindern beim Schulunterricht eingeprägt werden. Die Nichtswürdigkeit desjenigen, zu dem die Christen beteten, war darin mit den schwärzesten Farben dargestellt. Durch einen Militärbeamten wurden ein paar Dirnen zu der Aussage veranlasst, dass sie ehemals Christinnen gewesen seien und in den Zusammenkünften der Gemeinde grobe Ausschweifungen und Gottlosigkeiten mit angesehn hätten, und auch hierüber wurde das Protokoll zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Um dem Heidentum neue Stützen zu gewähren, wurde in jeder Stadt und jeder Provinz ein Oberpriestertum geschaffen, dessen Inhaber, durch glänzend weisse Gewänder vor der Menge ausgezeichnet, die Aufsicht über die Opfer zu führen und

den Kultus der Christen zu hindern hatten. Der Kaiser selbst genoss bei jeder Mahlzeit Opferfleisch und fütterte seine Soldaten damit so reichlich, dass sie die üblichen Brotrationen kaum mehr anrühren mochten. Zu seiner sonstigen Verschwendung trat ein unglaublicher Verbrauch an Opfertieren hinzu, die man von den Feldern und Wiesen, wo man sie eben fand, den Bauern wegtrieb. Natürlich wurden auch Orakel und Eingeweideschau bei jeder wichtigen Angelegenheit zu Rate gezogen. Wie in allem, so wetteiferte auch hierin der Tyrann des Orients mit seinem würdigen Bundesgenossen in Rom.

Nach Beendigung des armenischen Krieges, in dem sein geschickter Feldherr Verinus ihm den Sieg gewonnen hatte, stand Maximinus im Winter 312 in Syrien, jetzt endlich imstande und bereit, in die Ver- 143
wickelungen des Westens tätig einzugreifen. Da wurde ihm gemeldet, dass Maxentius wider alles Erwarten besiegt und selber im Kampfe umgekommen war. Aber diese Schreckenskunde begleiteten hoffnungsvollere Nachrichten. Die Germanen an der Rheingrenze schienen endlich Ernst zu machen; man erwartete, dass der Sieger ihnen entgegenziehn und in der nächsten Zeit nicht die Hände frei haben werde, um seinen Bundesgenossen Licinius wirksam zu unterstützen. Und dieser selbst hatte seinen Reichsteil verlassen, um in Mailand Feste zu feiern; sein Heer lag in weit zerstreuten Garnisonen verteilt; nichts war gegen einen Angriff vorbereitet.

Für Maximinus schien der letzte Augenblick gekommen, in dem er eine Verwirklichung seiner stolzen Pläne noch erhoffen konnte. Er wusste, dass Licinius das Geld sehr zu Rate hielt; oft mochten die Soldaten Illyricums mit Neid auf ihre glücklicheren

Kameraden im Osten hingeblickt haben, die immer von neuem mit Geschenken überhäuft wurden und fast täglich Opferbraten schmausten. Mit denselben Mitteln, durch die sich Maxentius die Treue des italischen Heeres erkauft hatte, meinte sein Nachahmer die des illyrischen erschüttern zu können. Er vergass dabei nur, dass auch die Seelen gesinnungsloser Landsknechte nicht nur durch Geld zu gewinnen sind und dass Licinius ein Krieger war, zu dessen Energie und Feldherrntalent der Soldat mit hoher Verehrung aufblickte. So stand es ihm denn fest, dass, sobald er mit Spenden und Versprechungen vor das Donauheer hintrete, dieses ohne weiteres zu ihm übergehn werde. Es galt nur, die Abwesenheit des Licinius auszunutzen, damit die ersten Garnisonen, 144 ohne durch die persönliche Autorität ihres Kaisers gehemmt zu sein, den weiter zurückstehenden Kameraden ein Beispiel geben könnten.

So brach denn Maximinus mitten im Winter aus Syrien auf und durchzog in doppelten Tagemärschen die schneebedeckten Gebirge Kleinasiens. In Regen und Schneegestöber blieben auf den durchweichten Strassen die Lasttiere des Heeres massenhaft liegen; aber er stürmte unaufhaltsam weiter. Was kam es darauf an, ob seine Ausrüstung vollständig blieb, wo er doch alles Heil vom Abfall der feindlichen Truppen erwartete? Mit 70000 Mann gelangte er nach Byzanz und versuchte seine Künste zuerst an der kleinen Besatzung dieses wichtigen Ortes. Wider Erwarten scheiterten sie; elf Tage hielten sich die Licinianer und übergaben dann die Stadt, nicht um der Versprechungen des Tyrannen willen, sondern weil sie seinem übermächtigen Heere nicht länger widerstehn zu können meinten. Unterdessen war Botschaft nach

Mailand gelangt, und Licinius eilte zurück in seinen Reichsteil. Was er unterwegs an Truppen aufraffen konnte, nahm er mit sich, und stand mit einem Heere von 30000 Mann schon bei Adrianopel, als Maximinus eben erst mit der Belagerung von Heraclea, wohin er sich von Byzanz aus gewendet hatte, fertig geworden war. Von hier zog dieser auf der grossen Heerstrasse, welche durch Thrakien an die Donau führte, noch 18 Millien weiter nach der Poststation Tzirallum. Dort musste er Halt machen, weil Licinius schon die nächste Station Drizipara besetzt hatte. Jetzt lagerten die beiden Heere nur drei deutsche Meilen von einander entfernt; in den nächsten Tagen musste die Entscheidung erfolgen.

Licinius wusste, mit welcher Siegeszuversicht die Soldaten Constantins durch das Traumbild ihres Herrn erfüllt worden waren, mit welcher Begeisterung sie unter dem Zeichen Christi gefochten hatten. Dass Maximinus sich ebenso, wie vor kurzem der römische Tyrann, mit Ostentation unter den Schutz der alten Götter gestellt hatte, war allbekannt. Selbst wenn Licinius den Aberglauben seiner Landsknechte nicht geteilt hätte, musste ihm doch der Gedanke kommen, die Mittel, welche sich an der Milvischen Brücke bewährt hatten, auch auf dem neuen Schlachtfelde zu versuchen. Das heilige Monogramm auf den Schilden der Soldaten anzubringen, reichte die Zeit nicht mehr; aber seinen Traum hatte auch Licinius, und noch in der Nacht diktierte er einem Schreiber das Gebet, das ihm angeblich ein Engel als siegbringende Zauberformel vorgesagt hatte. Alsbald wurde es in vielen Exemplaren abgeschrieben und im Heere verbreitet. Selbst darin suchte er Constantin nachzuahmen, dass er anfangs die Schlacht auf den Thronbesteigungstag seines Feindes ansetzte; aber das Omen, welches Lici-

nius suchte, schreckte Maximin. Er rückte schon am Tage vorher, den 30. April 313, ins Feld, und sein Gegner wies die angebotene Schlacht nicht zurück. Zwischen Tzirallum und Drizipara, auf einem flachen, unbebauten Felde, das den Namen Campus Serenus führte, trafen die Heere aufeinander; 30000 sollten sich mit 70000 messen.

Den Soldaten Maximins war es oft gesagt, dass die Armee des kargen Licinius nur der Gelegenheit harre, um einen freigiebigeren Kaiser zu gewinnen, und gleich beim Beginn des Kampfes übergehn werde; sie erwarteten gar keinen ernstlichen Widerstand. Da sahen sie, wie die feindlichen Reihen vor ihnen aufmarschierten und wie jeder Soldat, als sie in Schlacht-
146 ordnung standen, seinen Schild neben sich stellte und sein Haupt entblösste. Ein dumpfes, unheimliches Gemurmel tönte herüber; es war das Zaubergebet des Traumes, das nach Licinius Befehl von allen dreimal hergesagt wurde. Dann setzten sie ihre Helme wieder auf, ergriffen ihre Schilde und machten sich zum Angriff bereit. Die orientalischen Truppen, deren Aberglaube von ihrem Herrscher geflissentlich genährt war, überkam bei dieser ungewohnten Zeremonie ein Grauen. Sie sahen darin eine magische Beschwörung, deren seltsam fremde Art eine ganz besondere Kraft ahnen liess. Noch versuchte Licinius dem ungleichen Kampf auszuweichen; zwischen den beiden Heeren trafen sich die Kaiser zum Zwiegespräch; doch Maximin wies alle Anerbietungen zurück. So war die Schlacht denn unvermeidlich; die Tuben gaben das Zeichen zum Angriff, und todesmutig stürzten sich die Licinianer auf den Feind.

Maximinus hielt noch vor der Front der Seinen und rief seine Lockungen und Versprechungen den

andringenden Scharen entgegen; aber keiner hörte auf ihn. Von tausend Schwertern bedroht, musste er hinter seine Schlachtreihe zurückweichen. Seine Soldaten, die bis zum letzten Augenblicke gemeint hatten, die feindlichen Truppen würden kampflos zu ihnen übergehn, wurden durch deren wütenden Ansturm höchlichst überrascht. Die abergläubische Furcht, mit der sie das Massengebet ihrer Gegner erfüllt hatte, wirkte mit, um ihnen völlig die Sinne zu verwirren. Nach kurzem und mattem Widerstande lösten sie sich in wilder Panik auf. Maximinus warf, um nicht erkannt zu werden, den Purpur von sich und floh mit dem Mantel, den er einem Sklaven abgerissen hatte. Von seinem Heere ergab sich ein Teil dem Licinius; die 147
Übrigen wurden teils zerstreut, teils niedergemacht.

Jetzt war auch der verstockteste unter den Verfolgern bekehrt. Die Priester und Wahrsager, die ihm den Sieg verkündet hatten, lies er als Betrüger hinrichten. Dann suchte auch er, wie Galerius, in der letzten Stunde noch den Christengott zu versöhnen, indem er nicht nur seine Toleranzedikte in der entschiedensten Form erneuerte, sondern auch den Kirchen ihr konfisziertes Eigentum zurückgeben liess. In Cappadocien hatte er wieder ein Heer zu vereinigen vermocht, doch als Licinius ihm entgegenrückte, zog er sich hinter die Pässe des Taurus nach Tarsus zurück. Hier wurde er von einer äusserst qualvollen Krankheit befallen, die ihm den Tod brachte, ehe er zum zweitenmale die Entscheidung der Waffen anrufen konnte (Herbst 313).

So beherrschte denn Licinius jetzt den ganzen Orient, und seine erste Sorge war, jeden, der ihm oder seinem Sohn in künftigen Zeiten den Thron hätte streitig machen können, aus dem Wege zu räumen.

Selbst die Frauen schonte er nicht, deren Hand einem dereinstigen Usurpator irgend einen Schein der Legitimität verleihen konnte. Nicht nur Gattin, Sohn und Tochter seines toten Gegners, sondern auch den Sohn des Severus und alles, was von den Familien seiner Wohltäter Diocletian und Galerius noch übrig war, liess er ohne Rücksicht und Dankbarkeit hinmorden. Der eben noch als Kämpfer Christi aufgetreten war, befleckte sich jetzt mit dem unschuldigen Blute von Weibern und Kindern. Dem Reiche war es vielleicht zum Heil, dass jeder Keim eines zukünftigen Prätendententums ausgerottet wurde; aber Licinius selbst
148 brachten diese Morde in einen unversöhnlichen Gegensatz zu den Forderungen der Religion, auf deren Seite jetzt sein gegebener Platz war, und eben hierin dürfte die Lösung des psychologischen Rätsels liegen, dass wir später auch ihn unter den Verfolgern finden.

Überhaupt waren die beiden Verbündeten, die jetzt ihre Gegner im Westen und Osten siegreich niedergeschlagen hatten und sich anschickten, das Reich gemeinsam zu beherrschen, zu verschieden an Sitten, Anschauungen und Temperament, als dass ihre Freundschaft hätte von Dauer sein können. Constantin ein sehr junger, hitziger Mann, schnell in seinen Entschlüssen bis zur Übereilung, ehrlich und vertrauensselig bis zur Unvorsichtigkeit; Licinius ein besonnener Greis von zäh festhaltender Energie und tückischer Hinterhaltigkeit. Während jener in leichtsinniger Grossmut mit dem Gelde um sich warf, sodass seine Finanzen nie in Ordnung waren, scharrte dieser gierig Schätze zusammen, scheute dabei weder Erpressungen noch Justizmorde und konnte sich kaum zu den kargen Geschenken an sein Heer entschliessen, die für seine Sicherheit eben unentbehrlich waren. Aber

trotz seines Geizes und trotz der scharfen Disziplin, die er mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhielt, hingen seine Soldaten an ihm nicht minder treu, als an seinem freigiebigen Mitregenten; denn auch er war ein Feldherr, mit dem sich damals nur Constantin messen konnte. Aber wenn dieser dem kühnen Angriff alle seine Erfolge verdankte, wusste zwar auch Licinius, wo es not tat, schnell entschlossen dreinzufahren, doch fand er seine eigentliche Stärke in der zähen Verteidigung. Dass diese auf die Dauer immer die schwächere bleibt und man durch kluge Auswahl fast unangreifbarer Stellungen einen Krieg nicht entscheidet, musste er freilich auch an sich erfahren. 149
Constantins Bildung war eine recht mittelmässige; aber während er eifrig bemüht war, diesem Mangel abzuhelfen, und in der Protektion von Kunst und Wissenschaft eine Herrscherpflicht erkannte, verachtete sein Mitregent mit cynischer Offenheit, was er nicht verstand. Namentlich die Rechtskunde, die sich seiner Willkür, nicht praktisch, aber doch theoretisch entgegenstellte, war ihm bitter verhasst. Denn eine zügellose Selbstsucht, die sich durch kein Pflichtbewusstsein, kein Gefühl der Dankbarkeit hemmen liess, beherrschte sein ganzes Tun ebenso, wie bei seinem ehemaligen Freunde Galerius. Zwar war er klug genug, den Bauern vor Bedrückung zu schützen und die Landwirtschaft nach Kräften zu heben, gewiss nicht nur, weil er als Bauernsohn für den Stand seiner Väter eine natürliche Vorliebe hegte, sondern mehr noch, weil nur ein reicher Bodenertrag ihm den Unterhalt seiner Heere und die Füllung seines geliebten Schatzes möglich machen konnte. Aber dass auch ein gesicherter Rechtszustand für die Wohlfahrt des Staates nötig ist, blieb ihm immer ein Geheimnis.

Geld und Weiber seiner Untertanen betrachtete er als sein Eigentum und nahm davon, was ihm gefiel. Niemals hat er sich, wie Constantin oder auch Diocletian, als Vertreter und Vorkämpfer einer Idee gefühlt. Abergläubisch gleich allen Kaisern seiner Zeit suchte auch er den Schutz höherer Mächte für sich zu gewinnen, aber ob er unter dem Banner Christi oder der Heidengötter focht, war für ihn nur eine Frage der Opportunität. Die Einheit des Reiches, die Constantin mit solcher Opferwilligkeit aufrechtzuerhalten suchte, hat er leichten Herzens seiner grössern Selbständigkeit geopfert. Nie hat er gezaudert, wo es die Sache seiner Person und seiner Herrschaft galt, die Grenzen von ihren Verteidigern zu entblössen, und ihren Schutz durch seinen Mitregenten fasste er sogar als Beleidigung auf, weil dieser dabei auf sein Gebiet übergreifen musste. So war er in jeder Beziehung ein würdiger Genosse des Maximian und Galerius. Der letzte Kaiser, den Diocletian eingesetzt hatte, sollte an Rohheit und Grausamkeit, an wüster Genusssucht und selbstischer Gewissenlosigkeit nicht hinter den übrigen zurückstehn.

Doch wie dem immer sein mochte, Constantin konnte seine Mitherrschaft nur durch einen Bürgerkrieg beseitigen und wollte sie daher ertragen, solang es ging. Nach dem Sturze des Maximinus, während dessen er seine Abrechnung mit den Germanen der Rheingrenze gehalten hatte, sandte er einen Vertrauten an Licinius, um die in Mailand unterbrochenen Verhandlungen jetzt zu Ende zu führen. Noch einmal kam er auf die Diocletianische Reichsteilung zurück. Auch nach der Schlacht auf dem Campus Serenus hatte er Daja noch als Mitregenten anerkannt und Licinius gehindert, die Absetzung des

Besiegten auszusprechen. Die Legitimität eines Herrschers, dem einst der Gründer der Dynastie den eignen Purpur um die Schultern geschlungen hatte, sollte trotz seiner Torheiten und Verbrechen nicht angefochten werden. Wahrscheinlich sollte er nur die beiden Diöcesen, die er sich nach dem Tode des Galerius eigenmächtig unterworfen hatte, an Licinius abtreten. Blieb seine Gewalt auf die Länder südlich vom Taurus beschränkt, so war sie schwach genug, um eine wirksame Kontrole der beiden Mitregenten zu gestatten, namentlich falls er, wie dies vielleicht beabsichtigt war, wieder zum Caesar degradiert wurde. Bei der Absendung des Unterhändlers war sein Tod entweder noch nicht eingetreten oder doch in dem 151
fernen Gallien noch unbekannt. So richteten sich dessen Vorschläge, wie es scheint, auf unveränderte Wiederherstellung des Zustandes, wie er nach der Abdankung Diocletians geherrscht hatte. Licinius sollte das alte Gebiet des Galerius in vollem Umfange beherrschen und im Orient den Maximin als untergeordneten Mitregenten dulden. Dafür verpflichtete sich Constantin, Italien und Afrika, denen Licinius noch die pannonische Diöcese hinzufügen sollte, einem Caesar zu übergeben, sodass, falls diese Anträge angenommen wurden, auch der Reichsteil des Severus in seiner früheren Umgrenzung hergestellt war. Zum Beherrscher desselben hatte Constantin einen gewissen Bassianus ausersehn, von dem er wusste, dass seine Persönlichkeit dem Licinius genehm sei. Um auch ihn an das Haus des Divus Claudius anzuknüpfen, war die zweite Schwester Constantins, Anastasia, bereits mit ihm vermählt worden. So sollte auch in diesem Falle zugleich mit den Grundsätzen Diocletians das neue dynastische Prinzip gewahrt bleiben.

Die Voraussetzungen dieses Planes hatten sich durch den Tod Maximins in etwas geändert, doch schien dies seine Ausführung nur zu erleichtern. Konnte man jetzt doch auch im Orient zur Wahl eines geeigneten Caesars schreiten und brauchte sich nicht den verrückten Tyrannen, blos weil er legitim war, gefallen zu lassen. Auch Licinius strebte nicht nach der Alleinherrschaft; auch ihm erschien die Mitregentschaft unentbehrlich, was er dadurch bewiesen hat, dass er jedesmal, wenn er mit Constantin im Kriege lag und dessen Absetzung ausgesprochen hatte, einen andern Augustus an seiner Statt ernannte. Dass sein Mitherrscher sich auf die Treue des Bassianus
152 nicht verlassen konnte, wusste er. Die Vorschläge Constantins, welche dessen Macht beträchtlich geschwächt, seine eigene aber bei Auswahl eines passenden Caesars für den Orient kaum beeinträchtigt hätten, konnten ihm also sehr willkommen sein, wenn ihm nur die Person Constantins nicht zuwider gewesen wäre. In den Reichsteilen, die er nicht unmittelbar unter sich hatte, wollte er gefügige Werkzeuge haben, nicht einen Kaiser von eignem, energischem Willen, der noch dazu gegen ihn die Rechte des älteren Augustus in Anspruch nahm. Er wies die Anträge des Unterhändlers also nicht zurück, suchte aber heimlich durch den Bruder des Bassianus, Senecio, der sich in seiner Umgebung befand, auf den künftigen Caesar einzuwirken. Dieser sollte das Ansehn, das er durch seine Verschwägerung mit Constantin bei den Truppen des Westens besass, dazu benutzen, um sie völlig für sich zu gewinnen und denjenigen, welcher ihn erhoben hatte, vom Throne zu stossen. Bassianus ging auf den saubern Plan ein; er versuchte wirklich eine Militärrevolte anzuzetteln,

aber durch Träume gewarnt, entdeckte Constantin seine Umtriebe und liess ihn niederhauen.

Natürlich war er tief empört über die Treulosigkeit seiner Kreatur; dass Senecio der Anstifter war, ergab sich wahrscheinlich aus den Papieren des Toten. So verlangte er denn die Auslieferung des Schuldigen. Aber Licinius wies diese gerechte Forderung zurück und bekannte damit auch seine eigene Mitschuld. Da er jetzt mit den Truppen der Donaugrenze die des Orients vereinigte und noch dazu einen ansehnlichen Teil des Heeres besass, das früher unter Maxentius gefochten hatte, meinte er sich seinem Gegner so weit überlegen, dass er ohne Furcht den Entscheidungskampf aufnehmen könne. Aus seiner feindlichen Ge- 153
sinnung machte er gar kein Hehl mehr; an der italischen Grenze, wo der Gegensatz der beiden Reichshälften infolge ihrer nahen Berührung am schärfsten zum Ausdruck kam, begannen seine Untertanen schon die Statuen Constantins umzuwerfen. Da erkannte dieser, dass ein Bruch unvermeidlich sei. Um das Diocletianische System zu erhalten oder wiederherzustellen, war er bis zur äussersten Grenze der Nachgiebigkeit gegangen; er hatte sich selbst in grossmütigem Leichtsinn geschwächt und seinem Mitregenten ein Übergewicht geschaffen, das dieser jetzt gegen ihn auszunutzen im Begriffe war. Endlich sah er ein, dass mit diesem Genossen ein Zusammenwirken in der Reichsregierung nicht möglich war, und schweren Herzens ergriff er die Waffen, um zum erstenmale für seine Alleinherrschaft zu kämpfen.

Sobald der Bürgerkrieg beschlossen war, dachte Constantin nur noch daran, ihn schnell zur Entscheidung zu bringen. Das Hauptheer des Licinius stand wahrscheinlich noch im fernen Orient, wohin

es den fliehenden Maximinus verfolgt hatte. Ehe der Feind es heranziehn konnte, musste die verhältnismässig kleine Truppenzahl, die in Illyricum zurückgeblieben war, über den Haufen gerannt und, wenn möglich, alles Land bis zum Bosporus gewonnen werden. Dort angelangt, konnte man auch einen sehr überlegenen Gegner am Übergange hindern und gewann Zeit, um sowohl aus den alten als auch aus den neu eroberten Provinzen Verstärkungen heranzuziehn und dann mit grösserer Macht den Kampf nach Asien hinüberzuspielen. So eröffnete denn Constantin den Krieg mit einem Heere von nur 20000 Mann, weil eine stärkere Masse die Schnelligkeit der Be-
154 wegung, auf die alles ankam, gemindert hätte.

Der Herbst hatte schon begonnen, und wie es scheint, beabsichtigte Licinius den Feldzug erst im folgenden Frühling anzutreten. Er wurde daher vollkommen überrascht, als Constantin plötzlich diesseit der Alpen erschien und die Save abwärts auf die Garnisonen der Donaulinie losmarschierte. Trotzdem gelang es ihm, noch unweit Cibalae, dem heutigen Vinkovcze, westlich von Vukovar, eine Macht von 35000 Mann zu konzentrieren, sehr wenig im Vergleich zu dem, was er bei längerer Frist hätte aufbieten können, sehr viel im Vergleich zu dem Häuflein seines Gegners. Aber wie schwach dieser war, wusste Licinius wohl kaum; er hatte daher eine Stellung gewählt, die mehr darauf berechnet war, jenen aufzuhalten als zu schlagen. Der Weg, auf dem Constantin heranzog, führte hinter Cibalae in der Gegend von Vukovar zwischen Sumpf und Berg durch eine Enge von noch nicht einem Kilometer Breite. Gleich dahinter dehnte sich am Fusse eines Bergrückens eine weite Ebene aus, und hier hatte Licinius sein Lager

aufgeschlagen. Indem er vor demselben, mit der rechten Flanke an den Höhenzug gelehnt, Stellung nahm, gewährte er Constantin nicht den Raum, sein Heer, wenn es aus der Enge hervorgetreten war, ungestört zu entwickeln. Ein vorsichtiger Feldherr hätte also stehn bleiben oder auf weiten Umwegen die Stellung des Feindes umgehen müssen; beides aber hätte diesem die Zeit gewährt, sein ohnehin überlegenes Heer noch bedeutend zu verstärken. So beschloss denn Constantin, auch unter diesen ungünstigen Bedingungen eine Schlacht zu wagen.

Am 8. Oktober 314 brach er vor Tagesanbruch mit der Reiterei aus der Enge hervor und überrannte den rechten Flügel des Licinius. Dadurch schaffte er sich Luft, um am Fuss der Berge seine Schlachtordnung in der Flanke des Gegners zu entfalten. In der Zeit, welche damit verloren wurde, konnte aber auch dieser seine Front wechseln, und während er vorher senkrecht zu dem Höhenzuge gestanden hatte, sich jetzt parallel demselben Constantin gegenüber aufstellen. Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, und es entspann sich ein Kampf, der mit höchster Erbitterung und Standhaftigkeit bis zum späten Abend fortgesetzt wurde. Nur auf dem rechten Flügel, den Constantin am Sumpfe Hiulca entlang persönlich gegen den Feind führte, war der Sieg entschieden; aber dass Licinius, alles verloren gebend, sich auf sein Ross schwang und eiligst nach Sirmium, dem jetzigen Mitrovitza, floh, vollendete seine Niederlage. Denn jetzt zog sich auch der bisher unbesiegte Teil seines Heeres ins Lager zurück und floh, nachdem er hier die notwendigen Lebensmittel für die Nacht an sich genommen hatte, in wilder Eile gleichfalls nach Sirmium, den Rest der reichen Vorräte in Constantins

Händen zurücklassend. Schlacht und Verfolgung sollen dem Licinius 20000 Mann gekostet haben, also ebensoviel, wie die ganze Armee seines Gegners zählte.

Auch hinter den Mauern der Stadt, deren Belagerung einem so kleinen Heere gewiss nicht leicht geworden wäre, wagte der Besiegte nicht Stand zu halten, sondern nahm nur seine Familie und seinen Schatz, die er bei dem Zuge nach Cibalae hier, in der Hauptstadt Illyricums, zurückgelassen hatte, wieder zu sich und floh über die Save weiter, die Brücke hinter sich abbrechend. Bald darauf rückte auch
156 Constantin in Sirmium ein und schickte gleich einen Vortrab von 5000 Mann auf der grossen Strasse nach der Donau vor. Denn den Weg, der an den Kastellen der Grenzlinie entlangführte und das Heer des Licinius, indem es deren Besatzungen an sich zog, bei jedem Schritte verstärken musste, hielt er für die gegebene Rückzugsstrasse seines Feindes. Durch unausgesetzte Verfolgung hoffte er hier dessen Armee völlig aufzureiben oder wenigstens auf der Flucht nicht zu Atem kommen zu lassen. Aber bald musste er sich überzeugen, dass Licinius nicht, wie er erwartet hatte, nach Osten, sondern nach Süden über die Save zurückgewichen war. So liess er denn die Brücke wiederherstellen und zog ihm eiligst nach; aber die Fühlung mit dem Feinde war und blieb verloren.

Der Aufenthalt, den Constantin in Sirmium erlitten hatte, gewährte, so kurz er auch war, seinem Gegner doch die Zeit, ein neues Heer aus den Garnisonen Thrakiens bei Adrianopel zusammenzuziehn. Auch dieses war der kleinen Schar der Sieger bedeutend überlegen, und aus dem Orient rückten noch Truppenmassen heran, deren Marsch durch den beginnenden Winter freilich sehr gehemmt war, die

aber nach einigen Monaten die Übermacht des Licinius ganz erdrückend machen mussten. Seine erste Niederlage hatte daher weniger seinen Mut gebeugt, als seinen Hass gesteigert. Erst nach der Schlacht bei Cibalae hatte er die Absetzung seines Mitregenten offiziell ausgesprochen, indem er an dessen Statt den Grenzkommandanten Gaius Aurelius Valens zum Augustus ernannte. Wenn er mit Constantin Friedensverhandlungen eröffnete, als dieser auf seiner Verfolgung nach Philippopolis gelangt war, so geschah dies wohl nur, um dessen Vormarsch aufzuhalten und 157
unterdessen seine Konzentration zu vollenden. Da aber die Gesandten zurückgewiesen wurden und der Feind unaufhaltsam vordrang, hielt auch Licinius es für bedenklich, den Mut seiner Soldaten durch fortgesetztes Rückwärtsweichen zu erschüttern, und wagte eine zweite Schlacht. Selbst wenn sie verloren wurde, blieb ihm der Rückzug auf Byzanz und die Vereinigung mit den Truppen des Orients ja immer noch unbenommen.

Etwa im November 314 trafen sich die beiden Heere bei Castra Iarba, in der Nähe des heutigen Harmanly, auf dem Teilungspunkte der Strassen, die von Adrianopel aus westlich nach Philippopel, nordwestlich nach Beroea führten. Wieder zog sich der Kampf vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, und diesmal blieb er unentschieden; aber am nächsten Tage sah Constantin sich keinen Feind mehr gegenüber. Sogleich liess er seine Truppen zu energischer Verfolgung ausrücken, selbstverständlich in der Richtung auf Adrianopel und Byzanz; doch die Fühlung mit dem Feinde wollte sich auch diesmal nicht wiederfinden lassen. Da wurde man über die Stellung desselben in sehr unerwarteter Weise belehrt, indem er

plötzlich den Tross mit dem Hofgesinde des Kaisers hinter dem Rücken des Heeres wegfing. Licinius hatte in der Nacht, welche der Schlacht bei Iarba folgte, nicht seine natürliche Rückzugsstrasse nach Süden eingeschlagen, sondern war von dem Dreiwege, auf welchem der Kampf stattfand, nordwestlich nach Beroea gegangen, sodass er jetzt zwischen Constantin und der Donau stand.

Dieser Zug schnitt den gar zu hastigen Verfolger von seiner Operationsbasis und von allen Verstärkungen, 158 die er etwa aus Gallien oder Italien erwarten mochte, vollständig ab und brachte ihn, falls das orientalische Heer endlich heranrückte, zwischen zwei Feuer. Aber andererseits führte er auch für Licinius selbst sehr ernste Gefahren mit sich, welche dieser im Augenblicke des schnell gefassten Entschlusses übersehn oder zu gering geschätzt haben mochte. Wenn Constantin sich nach Byzanz hineinwarf und vielleicht auch die starke Flotte, die er vor zwei Jahren gegen Maxentius aufgestellt hatte, herbeikommen liess, um mit ihr den Bosporus und Hellespont zu sperren, so waren die Truppen des Orients von Europa abgeschnitten und Licinius konnte seinerseits von Italien aus im Rücken gefasst werden. Zudem mochte sein Heer, das durch die Schlachten hart mitgenommen war und nachher noch manchen anstrengenden Marsch durch bergige Gegenden mitten im tiefsten Winter hatte ausführen müssen, nicht im besten Zustande sein. Aber die Jahreszeit hinderte auch Constantin, seine Flotte schnell heranzuziehn, und ob er das feste Byzanz werde einnehmen können, war für ihn, der die Stärke der Besatzung nicht kannte, wohl zweifelhafter, als für Licinius, der wahrscheinlich von hier wie aus den anderen thrakischen Städten die Truppen

zur Verstärkung seines Feldheers an sich gezogen hatte. So fanden sich beide Gegner durch jenen kühnen Schachzug in eine äusserst gefährliche Lage versetzt, und keiner sah daraus einen andern Ausweg als den Friedensschluss. Da aber Licinius zuerst einen Gesandten schickte und dieser eine höchst gedrückte Sprache führte, so merkte Constantin, dass jenem in der von ihm selbst geschaffenen Situation keineswegs wohl sei, und trat trotz seiner eigenen Besorgnisse von Anfang an als der stolze Sieger auf. 159 Zur Verzweiflung durfte er seinen Feind allerdings nicht treiben und musste daher auf die Alleinherrschaft verzichten. Doch forderte er die Absetzung des Valens und die Übergabe von ganz Illyricum, wogegen Licinius Thrakien und die östlichen Provinzen behalten sollte. Der Gesandte, durch Drohungen und langes Hinhalten mürbe gemacht, willigte in alles, und auch sein Auftraggeber wagte nicht, nein zu sagen. Licinius selbst liess seinen kaum ernannten Mitregenten hinrichten, was Constantin garnicht verlangt hatte, und dieser gebot unbestritten über drei Viertel des Römerreiches. Ob und wann er das vierte auch noch erobern wollte, blieb jetzt, wo die erdrückende Übermacht auf seiner Seite war, seinem Willen anheimgegeben. Dass er beinahe zehn Jahre damit gewartet hat und nicht früher zum Schwerte griff, als bis die Christenverfolgung des Licinius seine heiligsten Gefühle verletzte, ist wahrlich kein geringes Zeichen seiner Friedensliebe.

Im Dezember wurde der Vertrag abgeschlossen, und am 1. Januar 315 verkündete wieder ein gemeinsames Consulat der beiden Kaiser den Untertanen des Reiches die wiederhergestellte Eintracht. Der Preis dafür war die vollständige Zerreissung der Reichseinheit, die Constantin bisher mit so vielen Opfern

aufrecht zu erhalten gesucht hatte. Jeder Kaiser gab Gesetze, doch galten sie nur in seinem Reichsteil; jeder prägte sein Geld nach einem andern Münzfusse; jeder hatte sich verpflichtet, die Grenzen des andern nicht mit Heeresmacht zu überschreiten, sodass sogar Unterstützungen gegen Barbareneinfälle ausgeschlossen waren. Das römische Reich hatte sich in zwei gesonderte Staaten aufgelöst, die sich gegenseitig misstrauisch beobachteten. Freilich war dies nur Verabredung der Herrscher; offiziell kam es nicht zum Ausdruck. Die Statuen Constantins standen überall noch neben denen des Licinius; alle Münzstätten prägten mit den Bildnissen von beiden; dieselben Consuln wurden in den Städten vom Hadrianswall bis zum Euphrat alljährlich verkündet; die meisten Gesetze und Verordnungen trugen beide Kaisernamen an der Spitze, und ihr beschränkter Geltungskreis verriet sich nur darin, dass sie im andern Reichsteil nicht publiziert wurden. Aber dass dies alles leere Formalitäten waren, wussten die Untertanen ebensogut wie die Herrscher selbst.

So wenig dieser Zustand den politischen Anschauungen Constantins auch entsprach, war er doch entschlossen, ihn einstweilen zu dulden. Licinius war ja ein alter Mann; für das Vermeiden eines Bürgerkrieges war es kein zu grosses Opfer, wenn die Herstellung der Reichseinheit bis zu seinem Tode verschoben blieb. Nicht einmal den Erben seines Gegners, der jung genug war, um gefügig zu sein, gedachte Constantin von der Thronfolge auszuschliessen. Am 1. März 317 — nicht ohne Absicht war dasselbe Datum gewählt, an dem einst Diocletian durch die Erhebung des Constantius und Galerius sein System der Mitregentschaft zum Abschluss gebracht hatte —

ernannte der Kaiser nach Übereinkommen mit seinem Mitherrscher seine Söhne, den etwa zehnjährigen Crispus und den neugeborenen Constantinus, zugleich mit dem vierjährigen Bastard des Licinius zu Caesaren. Diese Bestellung der künftigen Thronfolger hatte für ihn selbst gar keine Eile. Wollte er den Adoptivsohn seiner Schwester übergehn, so brauchte er mit der Regelung der Thronfolge nur bis zum Ableben seines Nebenbuhlers zu warten, der ja seinerseits nicht mehr die Macht besass, eine Beschleunigung zu erzwingen. Wenn er also zuliess, ja vielleicht gar selbst 161
anregte, dass der kleine Licinius den Truppen als ihr zukünftiger Kaiser gezeigt wurde, und ihm damit ein Prestige verlieh, das, wie er aus eigener Erfahrung wusste, keineswegs von geringer Bedeutung war, so kann dies nur ein Ausfluss seines guten Willens gewesen sein. Auch sonst vermied er jeden Konflikt und erhielt sorgfältig zwischen den beiden Reichsteilen, wenn auch nicht mehr die Einheit, so doch ein freundliches Verhältnis.

Minder friedfertig war Licinius. So lange der Eindruck seiner Niederlagen noch frisch war, hielt auch er sich ruhig; aber je mehr die Wunde verharschte, desto klarer wurde in ihm der Entschluss, lieber Thron und Leben noch einmal zu wagen, als das drückende Übergewicht des Verhassten dauernd zu erdulden. Durch harten Steuerdruck und gewissenlose Konfiskationen presste er sich einen ungeheuren Schatz zusammen und schuf sich mit dem Gelde allmählich ein Heer und eine Flotte, mit denen er Constantin trotz der viel geringeren Ausdehnung seines Reichsteils wohl die Spitze bieten konnte. Aber wovor der abergläubische Landsknecht die meiste Furcht hatte, das war der göttliche Schutz, unter dem sein

Gegner seit der Schlacht an der Milvischen Brücke zu stehen schien. Wie Constantin jedem Prinzip, das er zu dem seinen machte, mit heissem Eifer und pflichtbewusster Konsequenz zu dienen pflegte, so hatte er sich auch mehr und mehr zum Ideal des christlichen Herrschers, wie seine Zeit es auffasste, auszubilden bemüht. Der Ausgangspunkt seines Christentums war das Bedürfnis nach einem starken Helfer in einer Gefahr gewesen, der er mit seinen menschlichen Mitteln sich nicht gewachsen fühlte; aber nachdem er
162 durch die wunderbare Gottesfügung, die ihm das Haupt des Maxentius zu Füssen gelegt hatte, einmal zum Proselyten des neuen Glaubens geworden war, erfüllte er auch dessen sittliche Forderungen, soweit dies sein hitziges Blut erlaubte. Zwar hatte er das Heidentum noch nicht gänzlich abgetan, aber nur weil er es nicht durfte. Bestand doch das Heer, von dem seine Existenz abhing, fast ausschliesslich aus Heiden. Wohl kämpften die barbarischen Söldner ebenso gern unter dem Kreuze, wie unter dem Hammer des Thor oder dem Hundskopfe des Anubis. Ihnen war Christus nur ein Gott mehr in der bunten Göttermenge, welche von den mannigfachen Nationen, die im Feldlager zusammenströmten, in tausendfach verschiedenen Kultformen geehrt wurde. Erwies seine Kraft sich stärker als die der anderen Gottheiten, so war er ihnen als Schlachtenführer hochwillkommen. Aber wenn sie neben all den fremdartigen Religionsgebräuchen, die sie umgaben, auch das opferlose Gebet ihres Kaisers gelten liessen, so verlangten sie doch auch Respekt für ihre Schutzpatrone. Doch dies verstand auch die christliche Geistlichkeit. Sie erkannte es freudig an, dass Constantin für ihren Glauben tat, was er konnte, und niemals sind die

Gebete für das Wohl der von Gott eingesetzten Obrigkeit in allen Kirchen aus aufrichtigeren Herzen emporgestiegen, als in jener Zeit. Aber eben diese Gebete, an deren Zauberkraft er festiglich glaubte, fürchtete Licinius. Für ihn, das wusste er wohl, wurden sie nicht in dem gleichen Sinne dargebracht. War er doch der Tyrann, welcher jedes reiche Besitztum und jedes schöne Weib, das die Begierden des greisen Wüstlings reizte, mit brutaler Gewalt an sich brachte. Auch er hatte zwar auf dem Campus Serenus unter dem Zeichen des Kreuzes gekämpft, und solange er 163 vom Christentum noch nicht viel mehr kannte, als dieses Zeichen, meinte er sich die Gnade des siegbringenden Schutzherrn trotz aller Laster und Untaten erhalten zu können. Aber je tiefer er in den Geist der neuen Lehre eindrang, desto zweifelhafter musste ihm dies werden. Seine Zuversicht war schon erschüttert, als Ereignisse eintraten, die ihm als schwere Drohung Gottes erschienen und ihn wieder in die Arme des Heidentums zurücktrieben.

Im Reichsteil des Licinius war jener grosse dogmatische Streit über das Verhältnis von Gottvater und Gottsohn ausgebrochen, der die Kirche noch Jahrhunderte lang verwirren sollte. Der Bischof, welcher in der Residenz des Kaisers der christlichen Gemeinde vorstand, Eusebius von Nicomedia, hatte sich von Anfang an auf die Seite des Arius gestellt und machte den Einfluss, den er bei Hofe besass, mit um so grösserem Erfolge geltend, als er durch den Sieg seiner Partei jede kirchliche Spaltung verhindern zu können meinte. Denn die Arianer strebten ja nicht danach, ihre Lehre zum Dogma zu erheben. Sie hielten die Natur des Gottessohnes für ein so dunkles Geheimnis, dass der Menschengeist darüber wohl

grübeln und Meinungen hegen, aber nie zur Gewissheit gelangen könne. Daher erkannten sie jeden als guten Christen an, der in den Worten der Bibel die unfehlbare Norm seines Glaubens fand, mochte er Vater und Sohn für wesensgleich oder ungleich halten. In Fragen von so unergründlicher Tiefe glaubten sie den individuellen Ansichten auch innerhalb der einen und ungeteilten Kirche freien Spielraum lassen zu können; sie gestatteten darüber wohl theologische Erörterungen, obgleich einzelne von ihnen auch diese für gefährlich hielten, wollten aber jede autoritative Entscheidung, welche die Gewissen gebunden hätte, ausschliessen. Auf allen den zahlreichen Synoden, die der arianische Streit im vierten Jahrhundert veranlasste, suchten sie immer nur nach Bekenntnisformeln, die den beiden kämpfenden Lehren in gleicher Weise gerecht wurden, und waren bereit, sich jeder zu unterwerfen, die über die Worte der Schrift nicht hinausging. Das berühmte Homousion des Nicänischen Concils haben sie nur deshalb bekämpft, weil es unbiblisch war, nicht weil es ihren Spekulationen, die sie selbst für menschlich fehlbar hielten, in der schroffsten Form widersprach.

So verlangten sie denn auch in den ersten Jahren des Streites weiter nichts, als dass Arius und seine Glaubensgenossen, die Alexander, Bischof von Alexandria, excommuniciert und aus Ägypten ausgewiesen hatte, wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen würden, ohne damit die individuelle Berechtigung der gegnerischen Lehre auszuschliessen. Dieser Standpunkt musste dem Licinius einleuchten, wie er später dem Constantius und dem Valens, ja zeitweilig auch dem grossen Constantin eingeleuchtet hat. Denn jeder Kaiser, der weniger von dogmatischen als von staat-

lichen Gesichtspunkten ausging, musste bestrebt sein, die Spaltung zu beseitigen, und konnte daher nur die versöhnlichere Partei unterstützen. Zudem hörte Licinius immer wieder predigen, dass das Schisma den Zorn Gottes heraufbeschwören müsse, ja vielleicht schon selbst ein Anzeichen dieses Zornes sei, und je weniger er von der theologischen Bedeutung der Frage verstand, desto mehr erschien ihm die Energie, mit der Alexander auf der Zurückweisung der Ketzer bestand, als unbegreiflicher Eigensinn. Diesen durch Drohungen zu brechen, hatte er schon gleich im Beginn des Streites versucht, sich aber doch gehütet, ihnen weitere Folge zu geben. Denn dieselbe Furcht vor dem göttlichen Zorn, die ihn zur schnellen Unterdrückung des Schismas antrieb, hinderte ihn auch, einem Bischof mit den Zwangsmitteln der Staatsgewalt entgegenzutreten.

So nahm Licinius seine Zuflucht zu demjenigen Hilfsmittel, das die Kirchenverfassung selbst ihm an die Hand gab. In Bithynien versammelte sich eine Synode, sprach unter dem Einfluss des Eusebius, den der Hof wirksam unterstützte, die Anhänger des Arius von jeder Schuld der Ketzerei frei und suchte von neuem ihre Rückberufung bei Alexander zu erwirken. Als dieser auch jetzt bei seiner Ablehnung beharrte, blieb Arius, der sich die Grenzen Ägyptens noch immer verschlossen sah, in dem benachbarten Palästina und bat die dortigen Bischöfe, ihm eine Kirche zu überweisen, in der er das Amt eines Presbyter, wie er es in Alexandria besessen hatte, weiter erfüllen und seine Lehre verkünden könne. Die Geistlichkeit der Provinz trat zu einer Beratung zusammen und entschied, dass der Erfüllung dieses Wunsches nichts im Wege stehe. Nachdem so schon die zweite Synode

für die Rechtgläubigkeit des Arius eingetreten war, scheint sich Licinius endlich zu einem ernsteren Drucke gegen den widerspenstigen Bischof von Alexandria entschlossen zu haben. Alexander sah sich gezwungen, die Rückkehr der Arianer zu dulden, ja er musste einige derselben, die vorher nur Diakonen gewesen waren, sogar zu Presbytern befördern. Nach der Sitte von Alexandria hatte dies zur Folge, dass jedem von ihnen eine Kirche der Stadt zu ungehinderter Predigt eingeräumt wurde. So verkündeten denn die Vertreter beider Parteien ihre Meinungen neben einander und galten als Mitglieder derselben ungeteilten Kirche, wie es die Arianer immer verlangt hatten. Das Schisma schien unterdrückt, der drohende Gotteszorn abgewandt.

Doch wenn Licinius sich auch dieser freudigen Hoffnung hingeben mochte, wer die Christen genauer kannte als er, konnte leicht voraussehen, dass der Friede nicht lange dauern werde. Bald fühlte sich Alexander veranlasst, der bithynischen und palästinensischen Synode, die für Arius eingetreten waren, die Autorität einer ägyptischen entgegenzustellen. In Alexandria versammelten sich etwa hundert Bischöfe, die sich fast einstimmig für ihren Metropoliten entschieden. Arius und seine Anhänger wurden als Irrlehrer verdammt und mussten aufs neue aus ihrer Heimat weichen.

Einem Licinius gegenüber war dieser Synodalbeschluss eine Tat von erstaunlicher Kühnheit; doch von den Priestern der Gottheit, der er den Sieg über Maximin verdankte, hatte er sich so viel gefallen lassen, dass Alexander auch vor diesem Wagnis nicht zurückscheute. Jetzt aber war die Geduld des Tyrannen erschöpft: hatte er vorher Synode auf Synode zuge-

lassen oder gar selbst berufen, so verbot er jetzt jede Versammlung seiner Bischöfe; war er bis dahin redlich bemüht gewesen, die Einheit der Kirche wieder herzustellen und ihre Blüte zu fördern, so wurde er jetzt zum Christenverfolger.

So erstaunlich diese Wendung erscheinen mag, ist sie doch psychologisch leicht genug zu erklären. Licinius war ein langes Leben hindurch bigotter Heide gewesen; als er in hohem Alter, durch die Umstände veranlasst, sich äusserlich bekehrte, konnte er wohl noch die Form seines Kultus, aber nicht den innern Kern seines Gottesbegriffes ändern. Was der geistigen Beweglichkeit des jungen Constantin noch möglich war, dazu reichte die Kraft des abgelebten Greises, der längst in abergläubischen Vorurteilen verhärtet war, nicht mehr aus. Er hatte sich daher auch nur in dem gleichen Sinne in den Dienst des Christengottes gestellt, wie Postumus und Maximian den Hercules, Aurelian den Mithras, Diocletian den Jupiter zu ihren besonderen Schutzpatronen erwählt hatten; innerlich war er durchaus Heide geblieben. Dass sein neuer Gott einem Tyrannen, Mörder und Ehebrecher nicht auf die Dauer hold sein könne, wird er freilich aus den Predigten seiner Bischöfe erfahren haben, und manchmal mochte dies seine Seele mit stiller Furcht erfüllen. Aber hatte er nicht auf dem Campus Serenus die Hilfe des starken Siegbringers unverkennbar an sich erfahren? Vielleicht genügte es doch, dass er seine Kirche schützte und beschenkte und ihren Dienern jeden Willen tat, um sich seine Gunst auch ferner zu erhalten? Da füllte ein dogmatischer Streit, der für sein Verständnis sinnlos war, die Gemeinde der Heiligen mit wildem Hader, und alle seine ernsten Bemühungen, Frieden zu stiften, erwiesen sich

als vergeblich. Je unbegreiflicher ihm der ganze Zwist blieb, desto sicherer musste er darin das Walten einer übernatürlichen Macht, eine Art von Wunder, zu erkennen meinen. Und versicherten nicht auch seine Bischöfe, dass die Kirchenspaltung ein Werk des Teufels sei und den nahen Zorn Gottes verkünde? So war es denn eingetreten, was seine Sünden längst erwarten liessen: der Herr hatte sich von ihm abgewandt und der Teufel Gewalt bekommen. Da ist es nicht zu verwundern, dass er in den Schutz der alten Heidengötter, die ja nach der Meinung der Christen eben jene übermächtigen Teufel waren, reumütig zurückkehrte und den christlichen Gott nach Kräften zu schädigen suchte. Die Bischöfe mussten aus seiner Umgebung weichen, und an ihre Stelle traten Opferpriester und Zeichendeuter.

Als dieser religiöse Frontwechsel sich im J. 320 vollzog, veranlasste Constantin den Lactantius, den er zum Erzieher seines Sohnes Crispus gewählt hatte, in einem kleinen historischen Schriftchen darzustellen, wie die Strafe Gottes bisher alle Christenverfolger schwer getroffen habe. Das Büchlein wurde nach Nicomedia geschickt, wo es dem Licinius zu Gesicht kommen musste. Dieser literarischen Drohung fügte der Kaiser ein unverkennbares Zeichen seines Missfallens hinzu, indem er für das Jahr 321 seinen beiden Söhnen, Crispus und Constantinus, das zweite Consulat übertrug und den Sohn des Licinius überging, obgleich er seinem Alter nach vor dem kleinen Constantin hätte bevorzugt werden müssen. Die Antwort darauf war, dass Licinius dies Consulat und alle folgenden, die Constantin nach dem Rechte des älteren Augustus verlieh, in seinem Reichsteil nicht verkündigen liess; ja im Jahre 322 usurpierte er seinerseits die Befugnisse

seines Mitregenten und ernannte sich selbst und seinen Sohn zu Consuln, was natürlich im westlichen Reichsteil nicht anerkannt wurde. Kein Dorf des Reiches war so abgelegen, dass nicht die Namen derjenigen, nach denen man das Jahr benannte, dorthin gedrungen wären: man wusste es also jetzt überall, dass ein neuer Bürgerkrieg bevorstehe, und sah mit banger Furcht der Zukunft entgegen.

Die erste Sorge des Licinius war jetzt die religiöse Vorbereitung des Kampfes. Die Kraft des christlichen Gebetes hatte er auf dem Campus Serenus selbst erprobt, und diese furchtbare Macht stand jetzt auf Seiten seines Gegners. Er suchte sie also abzuschwächen und bediente sich dazu echt heidnischer Mittel. In allen antiken Religionen findet sich die Anschauung wieder, dass Gebet und Gelübde ihre Wirkung einbüssen, wenn sie nicht in den vorgeschriebenen Formen dargebracht werden. So machte sich denn Licinius daran, die Formen des christlichen Gottesdienstes nach Möglichkeit zu verwirren. Schon dass er jetzt dem Schisma freie Bahn liess, weder Alexander zwang, den Arius aufzunehmen, noch irgend eine gemeinsame Besprechung der Bischöfe gestattete, die den Frieden hätte herbeiführen können, zielte nach dieser Richtung. Denn wie die Christen selbst lehrten, schwächte ja die Spaltung die Kraft ihrer Kirche und machte sie Gott minder wohlgefällig. Ferner hinderte das Verbot der Synoden jede Fortbildung in der Organisation der Gemeinden, ja selbst jede neue Bischofsweihe. Dann folgte ein Gesetz, dass die Frauen von den Versammlungen der Gemeinde auszuschliessen seien und ihre Andachten künftig unter der Leitung weiblicher Priester halten sollten; die Kirchen wurden niedergerissen oder geschlossen und den Christen nur noch unter freiem

Himmel ausserhalb der Stadtmauern die Ausübung ihres Kultus gestattet. Da man den Werken der Barmherzigkeit eine ganz besondere Heilskraft beilegte, wurde das augenfälligste derselben, der Besuch und die Speisung von Gefangenen, bei den härtesten Strafen untersagt. Am wenigsten wollte der Kaiser Leute, die für seinen Widersacher beteten, in seiner Umgebung dulden; so wurde denn zuerst der Hof von den Christen purifiziert, bald auch der ganze Beamtenstand und das Heer. Dann dauerte es nicht lange, so begannen die Blutgerichte wieder gegen die Bischöfe zu wüten. Bei seinem fünfzehnjährigen Regierungsjubiläum (11. November 323) wagten es selbst im
164 Reichsteil Constantins einzelne Beamte, gegen die
15 Christen Zwang anzuwenden, damit sie sich an den Opfern für das Wohl des Kaisers beteiligten.

Constantin hatte vorher noch nichts für den Krieg vorbereitet. Erst als Licinius durch das Gegenconsulat des Jahres 322 ganz geflissentlich seine Ehrenrechte mit Füssen trat und ihm vor den Augen des gesamten Reiches den Handschuh hinwarf, begann auch er seine Rüstungen. Im Winter 322/23 legte er in Thessalonica (Saloniki) einen Kriegshafen an, liess mehr als 2000 Transportfahrzeuge zusammenbringen und 200 Schlachtschiffe bauen, welche er mit 10000 Matrosen bemannte. Denn da der Kampf jedenfalls einen Übergang über den Bosporus nötig machen musste, forderte er eine starke Machtentfaltung zur See. Dazu wurden an Landtruppen 120000 Mann Fussvolk und 10000 Reiter aufgeboten, ein Heer, wie Constantin es noch nie zu einem Feldzuge konzentriert hatte. Der Gegner war freilich wieder trotz seines dreimal kleineren Gebiets noch stärker; denn er scheute sich nicht, um seiner persönlichen Händel willen die Grenzen zu entblössen

und den Barbaren preiszugeben. Seine Flotte bestand aus 350 Segeln, sein Heer aus 150000 Mann und 15000 Pferden. Schon 323 hatte er begonnen, die Besatzungen von den Grenzen abzurufen und in den asiatischen Provinzen, wo der Aufmarsch durch die Meerengen gedeckt war, um seine Person zu versammeln.

Da benutzten die Gothen an der unteren Donau die Verminderung der Grenzwachen und fielen in die thrakische Diöcese ein. Licinius war zu fern, um ihren Plünderungen Einhalt zu gebieten, und Constantin, der in nächster Nähe zu Thessalonica verweilte, durfte in das Gebiet seines Mitregenten nach dem Vertrage von 314 nicht übergreifen. Aber die Aufrechterhaltung desselben war ihm jetzt gleichgültig, da er den Krieg ja doch kommen sah, und römisches Gebiet vor den Barbaren zu schützen, war eine Kaiserpflicht, die private Verabredungen der Herrscher nicht aufheben konnten. So rückte denn im Sommer 323 Constantin in Thrakien ein, schlug die Gothen über die Donau zurück und zwang sie zur Auslieferung der weggeschleppten Gefangenen. Aber nach dem Siege kehrte er alsbald in seinen Reichsteil zurück: keine Stadt von dem Gebiete seines Gegners, nicht einmal das wichtige Byzanz, von wo aus er den Feldzug gegen die Barbaren eingeleitet hatte, behielt er in seiner Hand. Den Vertrag hatte er zwar formell gebrochen, aber nur in Erfüllung einer Aufgabe, deren Dringlichkeit kein Unparteiischer leugnete. Dem Reichsteil des Licinius den Frieden wiederzugeben, war ein Recht, das ihm keine Verträge rauben konnten; doch wenn er zugleich für den sicher bevorstehenden Bürgerkrieg günstige Positionen erobert hätte, so wäre dies allerdings ein Eidbruch gewesen, vor dem der

fromme Christ zurückschreckte. Diese Ehrlichkeit zu einer Zeit, wo der Krieg schon so gut wie erklärt war, grenzte nah an Dummheit. Doch der kühne Fatalismus Constantins fand die erste Bedingung des Sieges in der Gnade seines Gottes, und diese jetzt durch eine Todsünde zu verscherzen, wäre ihm gefährlicher erschienen als jeder strategische Vorteil, den er seinem Feinde einräumen konnte.

Aber Licinius sah in dem Geschehenen nur den Eingriff in seine Rechte und forderte drohend Genugtuung. Mehrere Gesandtschaften gingen hin und her, doch der Streit der Kaiser schärfte sich nur in den Verhandlungen. Dazwischen überkam den hasserfüllten Greis wohl auch die Furcht vor seinem von höheren Mächten beschützten Gegner; dann unterbrach er seine Drohungen durch Bitten und Versprechungen; aber 166 immer kehrte er wieder zu der kriegerischen Tonart zurück. Zum Schlusse kam, was jedermann vorausgesehn hatte, und im Frühling 324 setzten sich die Heere in Marsch.

Licinius nahm eine äusserst feste Stellung bei Adrianopel ein, dessen Umgegend er von seinem früheren Feldzuge her sehr genau kannte. Am Ufer des Hebrus entlang zog sich seine Armee über eine Linie von fünf Meilen Länge hin, dem Feinde den Übergang verwehrend. Mehrere Tage standen die Heere an beiden Ufern des Flusses einander gegenüber, ohne dass Constantin, der, wie immer, vorwärts drängte, zum Schlagen hätte kommen können. Endlich gelang es ihm, den Gegner zu täuschen. Während er dessen Aufmerksamkeit durch scheinbare Zurüstungen zu einem Brückenbau fesselte, überschritt er an weit entlegener Stelle mit einer kleinen Schar in einer Furt den Fluss, schlug die dort aufgestellte, wenig

zahlreiche Bewachung zurück und führte, nachdem er das jenseitige Ufer gewonnen hatte, sein ganzes Heer hinüber. Aber auch jetzt machte ihm der Ansturm auf die Höhen, die Licinius besetzt hielt, noch harte Arbeit. Nur dass sein Heer dem des Feindes, das wahrscheinlich zum grossen Teil aus neu ausgehobener, wenig geübter Mannschaft bestand, an Tüchtigkeit und Disziplin weit überlegen war, entschied die Schlacht zu seinen Gunsten. Wieder hatte er persönlich unter den Vordersten gekämpft und selbst eine leichte Verwundung davongetragen. Aber war der Kampf, der am 3. Juli 324 bei Adrianopel ausgefochten wurde, auch schwer genug, seine Früchte entsprachen den Mühen. Das orientalische Heer löste sich in wilder Flucht auf; am andern Tage ergab sich der grösste Teil der zerrissenen Massen dem Sieger. Doch war 167
der Rest, der Licinius blieb, noch immer ansehnlich. Nachdem er für Byzanz eine sehr starke Besatzung gestellt hatte, wurde noch ein Teil nach Asien übergesetzt, wo sich die Streitkräfte aus Norden und Süden zu einem letzten Entscheidungskampfe sammeln sollten. Damit ihre Vereinigung nicht gestört werde, wollte Licinius die Stadt, welche den Übergang von Europa nach Asien beherrscht, bis aufs äusserste halten. Constantin rückte unter ihre Mauern und rüstete Belagerungstürme und Sturmwidder. Aber gegen die starken Befestigungen, hinter denen eine grosse Zahl von Verteidigern sich barg, bot ein Sturm wenig Hoffnung auf Erfolg. Man musste den Hunger wirken lassen, und dies war nicht möglich, solange der Hafen von Byzanz offen lag. In den Flotten ruhte also einstweilen die Entscheidung.

Constantin hatte seine Schiffe im Piräus versammelt und unter den nominellen Befehl seines

siebzehnjährigen Sohnes Crispus gestellt, dessen militärische Leiter sich schon im Kampfe gegen Franken und Alamannen glänzend bewährt hatten. Sie erhielten jetzt die Order, in die Meerengen einzulaufen und die Belagerung von der Seeseite zu unterstützen. Vorher aber musste die Flotte des Licinius geschlagen werden, die unter dem Kommando des Abantus den nördlichen Ausgang des Hellespont gesperrt hielt. Als die Seemacht Constantins am Eingange der Dardanellenstrasse anlangte, erkannten ihre Führer alsbald, dass in diesem schmalen Fahrwasser ihnen die Menge ihrer Schiffe nur hinderlich sein könne. Sie liessen daher den grösseren Teil zurück und zogen mit nur 80 auserlesenen Fahrzeugen dem Feinde entgegen. Abantus stellte 200 zur Schlacht, doch diese drängten und störten einander und erleichterten durch ihre
168 Anzahl dem Feinde nur den Kampf. Als aber die Nacht die Streitenden trennte, hielten es die Feldherrn Constantins trotz mancher errungenen Vorteile doch für geraten, sich vor der Übermacht zurückzuziehn und bei Elaius am Eingange des Hellespont mit dem Gros der Flotte zu vereinigen. Am andern Morgen setzte ihnen Abantus nach, war aber sehr erstaunt, als er statt der wenigen Schiffe, gegen die er am Tage vorher geschlagen hatte, eine so grosse Anzahl vorfand. Er zögerte mit dem Angriff, und auch Crispus blieb ruhig im Hafen. Da drehte sich gegen Mittag der Wind, der vorher von Norden geblasen und die Fahrt des Abantus unterstützt hatte, und verwandelte sich in einen furchtbaren Sturm aus Südwesten. Im Schutze des Hafens wurden die Schiffe Constantins nicht dadurch geschädigt; die des Licinius dagegen erfasste er in der freien Meerenge und schleuderte sie gegen die Felsen des asiatischen Ufers.

130 Fahrzeuge gingen zugrunde, 5000 Seesoldaten ertranken; nur mit Mühe rettete sich der Feldherr selbst.

In diesem Kampfe, der mehr als jeder der vorhergehenden den Charakter eines Religionskrieges an sich trug, war wieder einmal der Christengott in Sturm und Wetter für seinen Schützling eingetreten, und die moralische Wirkung davon musste noch bedeutender sein, als der unmittelbare Erfolg, so gross dieser auch war. Licinius, der jetzt auch vom Meere abgeschnitten werden konnte, verliess, noch ehe die feindliche Flotte herankam, mit den meisten und zuverlässigsten seiner Truppen Byzanz und setzte nach Asien über, um sich an die Spitze der dort angesammelten Macht zu stellen. Seiner ohnmächtigen Wut über die Niederlage gab er auch jetzt wieder dadurch Ausdruck, dass er Constantins Absetzung 169 aussprach und an dessen Statt einen andern Augustus, seinen Hofmarschall Martinianus, ernannte. Noch immer hoffte er den Feind am Übergange hindern zu können, und während er selbst zu diesem Zwecke bei Chalkedon stehen blieb, sandte er seinen neuen Mitregenten nach Süden, um durch ihn auch den Hellespont beobachten zu lassen. Aber Constantin täuschte diesmal seinen Gegner ganz ebenso, wie er es bei Adrianopel getan hatte. Während dieser alle Aufmerksamkeit auf die Belagerungsarmee von Byzanz richtete, liess er hier nur ein kleines Zernierungskorps zurück und marschierte unbemerkt mit dem Gros seines Heeres nach Norden bis zum Einfluss des Pontus in den Bosporus. Dort setzte er auf Kähnen und kleinen Transportschiffen über, da er auch die Flotte, um den Argwohn des Licinius nicht zu erregen, aus dem Goldenen Horn nicht wegziehn konnte. So stand Constantin

ganz unerwartet auf asiatischem Boden; kaum blieb seinem Gegner die Zeit, vom Hellespont das Korps des Martinianus noch an sich zu ziehn.

Auch jetzt hatte Licinius trotz seiner Niederlagen wieder 130000 Mann beisammen, freilich wohl zum grössten Teil neuausgehobene Truppen, die in jener Zeit des langen Solddienstes, wo die höchste Ausbildung von dem Soldaten gefordert wurde, kaum brauchbar waren. Doch befand sich darunter auch ein bedeutendes Hilfskorps tapfrer Gothen, welche, nachdem ihre Stammesgenossen im Jahre vorher von Constantin geschlagen waren, dessen Feinde gern ihre Unterstützung boten. Bei Chrysopolis in der Nähe von Chalkedon kam es am 18. September 324 zur Schlacht, in der Constantin wieder den vollständigsten Sieg errang. 25000 Feinde deckten das Feld, die meisten übrigen ergaben sich oder hatten sich in wilder Flucht zerstreut; mit kaum 30000 rettete sich Licinius nach Nicomedia. Jetzt zögerte auch Byzanz nicht mehr mit der Übergabe, und seinem Beispiel folgte Chalkedon. Die beiden Brückenköpfe des Bosporus waren in der Hand des Siegers und dadurch seine Verbindung mit Europa gesichert. Von dieser Basis aus konnte er furchtlos die Unterwerfung Asiens in Angriff nehmen.

Doch ein weiterer Kampf sollte nicht mehr erforderlich sein. Bald nach der Entscheidungsschlacht erschien Constantia im Lager ihres Bruders, um die Friedensbedingungen ihres besiegten Gatten zu überbringen. Noch hoffte Licinius, der oft missbrauchten Nachgiebigkeit seines Gegners vertrauend, dass ihm die Mitregentschaft erhalten bleibe; doch diese Forderung wies Constantin ohne weiteres zurück. Schnell rückte er auf Nicomedia vor und begann die Stadt,

welche die Reste des geschlagenen Heeres barg, zu belagern. Mit seiner entmutigten Schar, die sich durch seine Auslieferung leicht die Gnade des Siegers gewinnen konnte und, bis aufs äusserste getrieben, gewiss zu diesem Rettungsmittel gegriffen hätte, wagte Licinius keinen neuen Widerstand. Er verzichtete auf jede stolzere Hoffnung und suchte nur noch das nackte Leben zu retten. Wieder entsandte er Constantia, doch diesmal kam sie nicht als Vermittlerin, sondern als Gnadeflehende. Constantin konnte ohne Gefahr bedingungslose Übergabe fordern; denn die eine Stadt, die Linicius noch sein eigen nannte, hätte der gesamten Macht des Römerreiches unmöglich widerstehn können. Nur ob die Belagerung Wochen oder Monate dauern würde, konnte fraglich sein, und auch dieses kaum. Wenn also der Sieger den Bitten seiner Schwester Gehör gab und ihr das verwirkte Leben 171
ihres Gatten schenkte, so geschah dies gewiss nicht aus Gründen einer hinterlistigen Politik, sondern einfach aus christlicher Milde und Barmherzigkeit. Licinius, dem diese Tat freier Gnade schier unbegreiflich war, wagte noch die Bitte, dass ihm seine persönliche Sicherheit durch einen Eid Constantins bekräftigt werde, und gern gewährte dieser seinem misstrauischen Sinne die Beruhigung. Jetzt brachte Constantia das Purpurgewand des ehemaligen Kaisers als Zeichen seiner Abdankung ins Lager, und bald folgte er selbst ohne die Insignien der Herrschergewalt. Er wurde achtungsvoll empfangen, und um zum öffentlichen Ausdruck zu bringen, dass alles vergeben und vergessen sei und der Besiegte auch künftig zwar nicht mehr die Ehren des Kaisers, wohl aber die des kaiserlichen Verwandten geniessen solle, zog ihn Constantin an seine Tafel. Dann wurde Licinius nach Thessa-

lonica gesandt, einer Stadt, die nach ihrer damaligen Bedeutung mehr als Residenz, denn als Verbannungsort betrachtet werden musste. Auch Martinianus hatte Verzeihung empfangen; er erhielt seinen Wohnsitz in Cappadocien angewiesen.

Licinius konnte nicht lange Ruhe halten. Noch ehe das nächste Jahre (325) zu Ende ging, vernahm man, dass er mit den Donaubarbaren Verbindungen angeknüpft habe, um unter ihnen Söldner zu werben und mit deren Hilfe einen neuen Aufstand zu versuchen. Den Soldaten Constantins war der Mann, welchen sie so oft bekämpft hatten und der, immer besiegt, ihnen immer aufs neue furchtbar geworden war, tief verhasst; schon vor Nicomedia hatten sie seine Begnadigung mit stillem Ingrimm hingenommen: als jetzt das Gerücht von neuen Umtrieben zu ihnen drang, machte ihr Zorn
172 sich in wilden Tumulten Luft. Sie waren fast alle Heiden; nach ihrer Moral war Rache Mannespflicht, und dass ihr Kaiser nach dem Gebote seiner Religion dem Feinde verzieh, erschien ihnen unnatürlich. Hatten sie sich vorher schweigend dem Befehl des Herrschers gebeugt, so forderten sie nun mit aufrührerischem Geschrei den Tod des unverbesserlichen Unruhstifters. Auch Constantin musste jetzt in dem entthronten Kaiser eine Gefahr für den Frieden des Reiches, in seiner unnützen Schonung eine gutherzige Torheit erkennen, und seines Eides war er durch den erneuten Hochverrat des Begnadigten zweifellos entbunden. Trotzdem war er zu gewissenhaft, um dessen Tod auf seine eigene Verantwortung zu nehmen, und setzte deshalb die höchste Behörde des Reichs, den römischen Senat, zum Richter ein. Wie dessen Spruch lauten würde, konnte man freilich voraussehen, und in den Untergang des Licinius wurde auch sein Ge-

schöpf, der unglückliche Martinianus, mit hineingezogen.

Das Leben des jungen Licinius tastete Constantin einstweilen nicht an; er fühlte sich jetzt auf dem Throne zu sicher, um das Prätendententum eines Knaben zu fürchten. Erst eine Erfahrung seiner allerletzten Jahre sollte ihn belehren, wie heiss noch immer der Boden unter seinen Füssen war und wie leicht der Friede des Reiches gestört werden konnte. Ein gewisser Calocaerus, der nur die unbedeutende Stellung eines Aufsehers der kaiserlichen Kameelheerden bekleidete, brachte es noch um das Jahr 335 fertig, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen und einen Aufstand auf der Insel Cypern anzuzetteln. Schnell ereilte ihn die verdiente Strafe; aber das Misstrauen Constantins war durch diese unerwartete Erhebung wachgerufen und wandte sich jetzt auch gegen Licinius, 173
der unterdessen zum Jüngling herangereift war. Wenn schon ein niederer Beamter dies vermocht hatte, welche Gefahr drohte dann erst von dem Kaisersohne, der als Kind selbst den Purpur der Caesaren getragen hatte! Zwar konnte sich in dem militärisch schwachen Afrika, wo Licinius lebte, ein Usurpator nicht auf die Dauer behaupten, und durch Meer und Wüste von dem übrigen Reiche getrennt, vermochte er auch die Empörung nicht über die andern Provinzen zu verbreiten. Für seine Person also brauchte Constantin nichts zu fürchten, umsomehr aber für die unglücklichen Landschaften, die sich dem Aufstande anschlossen. So erklärte er denn gleich nach der Erhebung des Calocaerus (Anfang 336) durch ein Gesetz die Legitimation von Kindern, die Standespersonen mit Sklavinnen, Freigelassenen oder übelberüchtigten Weibern erzeugt hatten, selbst wenn sie durch kaiserliches Reskript

erfolgt war, für ungültig, beraubte die Bastarde jedes Erbrechts und wies sie dem Stande ihrer Mutter, dem sie nach dem gemeinen Recht angehörten, wieder zu. Auf diese Weise machte Constantin den jungen Licinius, der ja auch von einer Sklavin geboren war, wieder zum Sklaven und konnte sich doch zugleich vor der Welt und seinem Gewissen darauf berufen, dass er nur den Folgen anstössiger Verbindungen, die auch seine Religion verdammte, entgegengetreten sei und das alte römische Recht wieder zur Geltung gebracht habe. Um die gemeine Geburt des Prätendenten der Menge recht grell vor die Augen zu rücken, sollte der unselige Jüngling, wie es einem entlaufenen Knechte zukam, in Fesseln gelegt und ausgepeitscht werden. Er entfloh, wurde aber eingefangen und zur Fabrikarbeit in einer kaiserlichen Manufaktur verurteilt. Das
174 Mitleid mit dem Schicksal des Kaisersohnes hat vielleicht im Volk eine Gährung hervorgerufen, die Constantin bedenklich erschien. Da er sich eben zum Perserkriege rüstete und erwarten musste, die Grenzen des Reiches zu überschreiten und vielleicht gar längere Zeit von ihnen abgeschnitten zu sein, hielt er es für geraten, den elenden Sklaven abtun zu lassen.

Wir haben bei dieser Episode verweilt, weil sie uns für Constantin ganz besonders charakteristisch erscheint. Die Gewissenhaftigkeit des Christen und Regenten tritt darin ebenso deutlich zutage, wie die kühle Grausamkeit des Landsknechts. Der Kaiser schont seinen Feind, solange er in ihm keine Gefahr für den Staat erblickt. Als der Eindruck einer trüben Erfahrung ihn plötzlich mit Besorgnis erfüllt, nicht für sich, sondern für seine Provinzen, da will er noch immer das formelle Recht wahren und das Gebot: „Du sollst nicht töten“ aufrechterhalten. Er schreitet

ein, nicht durch einen Gewaltakt oder eine Ausnahmebestimmung, sondern durch ein allgemeines Gesetz, das ihm auch abgesehen von seinem besonderen Zwecke recht und billig erscheint, und tastet das Leben des Prätendenten nicht an. Doch dass er diesem ein Schicksal bereitet, tausendmal schlimmer als der Tod, lässt ihn völlig kalt. Als dann aber die Gefahr ernster wird, muss auch dass fünfte Gebot vor der Sicherheit des Reiches zurücktreten.

Soweit er vermochte, hat Constantin die Reichseinheit immer gewahrt, aber die Alleinherrschaft hatte er nie erstrebt, sondern sie war ihm aufgedrungen. Dem Verfassungsgedanken Diocletians, den er als Knabe sich zu eigen gemacht hatte, ist er auch als Greis treu geblieben. Noch kurz vor seinem Tode hat er das Reich unter seine Söhne und Neffen fast ganz in derselben Weise verteilt, wie es einst von 175
Diocletian und seinen Genossen verwaltet worden war. Aber sich selbst einen gleichberechtigten Mitregenten zuzugesellen, wagte er nach den traurigen Erfahrungen seiner Jugendjahre denn doch nicht mehr. Die Allgegenwart des Kaisertums, die der Grundgedanke des Diocletianischen Systems gewesen war, suchte er dadurch zu erreichen, dass er seine Söhne schon im Kindesalter als Caesaren in die Provinzen entsandte; die Siege, welche dort erfochten wurden, waren so zwar nicht ihr Werk, gingen aber doch auf ihren Namen. Dies musste einstweilen genügen; denn die Stellung des Augustus und damit die Oberaufsicht über das ganze Reich wollte er nicht mehr mit einem andern teilen. Zwar der Sultanismus, dessen man ihn beschuldigt hat, lag seiner Natur gänzlich fern; seine jüngeren Brüder, gegen die er sich doch in erster Linie hätte äussern müssen, hat Constantin in ehrenvollen

Stellungen an seinen Hof gezogen und in der Staatsverwaltung vielfach beschäftigt, ja sogar ihre Söhne den seinen als Mitregenten zugesellt. Wenn er sie nicht als Augusti sich selbst zur Seite stellte, so geschah dies, weil er sich die Kraft zutraute, den Frieden des Reiches allein aufrecht zu erhalten, vielleicht auch weil er sie für zu unbedeutend hielt. Doch zur Erfüllung jener schweren Pflicht schien ihm nur seine eigene machtvolle Persönlichkeit befähigt; das Prinzip der dynastischen Erbfolge durfte er nicht antasten, und für das schwächere Geschlecht, das ihm nach dieser folgen sollte, stellte er die Diocletianische Vielherrschaft wieder her. Hatte diese Regierungsform auch ihn selbst aus einem Bürgerkriege in den andern gestürzt, so hoffte er doch, dass die enge Blutsverwandtschaft, die seine Nachfolger verband, zwischen ihnen die Einigkeit besser erhalten werde.

Er sollte sich auch diesmal täuschen; die höchste, allumfassende Gewalt ist eben ihrem Wesen nach nicht teilbar, selbst unter Brüdern nicht. Aus der Vielherrschaft entstand unter furchtbaren Kämpfen aufs neue die Alleinherrschaft; aber kaum sah sich diese wieder hergestellt, so fühlte sie sich ihrer Riesenaufgabe abermals nicht gewachsen und kehrte freiwillig zur Vielherrschaft zurück. In den früheren, ruhigen Zeiten hatten auch mittelmässige Menschen den Thron zu behaupten und das gewaltige Reich in seinen Fugen zu halten vermocht; unter den Wirren des vierten Jahrhunderts war dies nur ganz ausgewöhnlichen Männern, und auch solchen nur auf kurze Zeit möglich. Hochschotten und Germanen, Sarmaten und Perser, Isaurer, Araber und Mauren bedrohten immer aufs neue die Grenzen, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurden ihre Angriffe und Plünderungen

häufiger und frecher. Und nicht nur diese äusseren Feinde mussten auf einem Gebiete, das von Schottland bis nach Mesopotamien, von der Donau bis an die Sahara reichte, alle zugleich in Schach gehalten werden, sondern daneben erhob auch die Usurpation immer wieder ihr Haupt. Wer das Unglück hatte, unter diesen Verhältnissen zur Herrschaft berufen zu werden, der stand seiner unlösbaren Aufgabe ratlos gegenüber und schaute verzweifelt nach Helfern aus. So ist der Diocletianische Irrtum, obgleich wieder und wieder *ad absurdum* geführt, doch immer lebendig geblieben, und die Vielherrschaft hat fortbestanden, bis sie die Einheit des Reiches völlig aufgelöst hatte und in seinen Teilen aufs neue zur Alleinherrschaft wurde.

Zweites Buch.

Verfall der antiken Welt.

Erstes Kapitel.

Die Germanen.

Während der Streit der Prätendenten nach langem schweren Ringen endlich zum Austrag kam, wurde ein anderer, grösserer Kampf erfolglos weitergeführt, wie er schon seit Jahrhunderten gekämpft worden war. Das dramatische Interesse, das die Fortschritte Constantins begleitet, fehlt ihm gänzlich; einförmig und scheinbar zwecklos wogt er hin und her. Jeder Einzelsieg, auf welcher Seite er auch erfochten wird, vernichtet Tausende menschlicher Existenzen; doch keiner bringt die Entscheidung, keiner vermag auch nur den Gegner merklich zu schwächen. Da bricht endlich einer der beiden Streiter matt zusammen; aber es ist nicht derjenige, welcher die meisten Wunden empfangen hat oder gar von Anfang an der Schwächere war. Nicht die Germanen haben das Römerreich zu Falle gebracht, sondern innere Krankheit verzehrte es und warf den Koloss einem Feinde, der ihm niemals ebenbürtig gewesen und tausendmal von ihm geschlagen war, im entscheidenden Augenblick wehrlos vor die Füsse.

Dass plündernde Barbarenhaufen einzelne Landstriche mit Mord und Brand heimsuchten, gehörte im Reiche, solang es überhaupt bestand, zu den alltäglichen Ereignissen. Die Picten und Scoten in Brit-

tannien, die Bergvölker des Westens in Spanien, die schweifenden Hirtenstämme der Sahara in Afrika und Ägypten, die Sarazenen in Syrien, die Isaurer in Kleinasien, die Thraker und Illyrier an den Grenzen Macedoniens und Griechenlands bildeten für ihre zivilisierten Nachbarn eine stete Landplage, die durch wiederholte Razzias der römischen Truppen zwar zeitweilig gemildert, aber nie ganz unterdrückt wurde. Selbst das Land, das alle diese Gebiete seinem Siegerschwert unterworfen hatte, konnte sich Jahrhunderte lang dem gleichen Schicksal nicht entziehen; bis auf Augustus herab musste es bald von den wilden Bergstämmen der Alpen und des Appennin, bald von den Piraten Dalmatiens immer wieder Raub und Verheerung dulden. Die Beutezüge, welche Gallien und die Donauprovinzen von Zeit zu Zeit durch die Deutschen zu erleiden hatten, schienen also nichts anderes, als was man überall sonst ganz ebenso gewohnt war, eine schwere Last für die Bewohner einzelner Länder, aber keine Gefahr für den Bestand des Reiches. Am wenigsten konnte sie dafür halten, wer die inneren Zustände Germaniens kannte, falls er nicht, wie der pessimistische Tacitus, die Barbarei als solche der Kultur für überlegen hielt.

Aus sich selbst heraus haben nur solche Völker eine hohe Zivilisation erzeugt, denen ein warmes Klima und grosser, leicht zu hebender Reichtum des Bodens die Härte des Kampfes um die gemeinen Lebensbedürfnisse früh milderte. Wo diese Bedingungen nicht vorhanden sind, wird die Kultur entweder von einem Eroberer den Unterworfenen aufgezwungen oder sie erscheint als eingeführte Ware, die der Kaufmann neben seinen Tauschartikeln aus glücklicheren Himmelsstrichen mitbringt. Das 181

Land, wohin die Germanen durch die Wanderungen der Urzeit geführt wurden, war kalt und feucht, zum grössten Teil mit Sümpfen oder rauhem Urwalde bedeckt. Kein Schiff aus dem reichen Süden berührte seine Küsten, und unter den Erzeugnissen, die es hervorbrachte, war der Bernstein fast das einzige, das kühne Händler zu der schwierigen und gefahrvollen Landreise in sein Inneres verlocken konnte. Daher fanden die Römer, als sie durch die Eroberung Galliens zuerst in engere Berührung mit unsern Vorfahren traten, diese in einem Zustande, der sich über die primitive Kultur des arischen Urvolkes kaum erhob, ja zum Teil vielleicht darunter zurückgesunken war.

Fast den einzigen Reichtum der Familie bildete noch immer ihr Vieh, das, von der Wanderung mitgebracht, sich auf den rauhen Weiden der neuen Heimat zu kleinen und unansehnlichen, aber harten und entbehrungsfähigen Rassen entwickelt hatte. Die Gier, diesen kostbaren Besitz durch Raub zu vermehren, bot gewiss den häufigsten Grund für die Nachbarfehden, die ununterbrochen diesseit des Rheines tobten. Ein Tier zu schlachten erlaubte sich der gemeine Mann wohl nur an den höchsten Festen; selbst Butter war ein Leckerbissen, den sich allein die Reichen gestatteten; das Volk lebte im Binnenlande vorzugsweise von Milch, an der Küste von Fischen und Vogeleiern. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrung gewährten auch die wilden Früchte des Waldes, namentlich Eicheln und Bucheckern. Ob man Brod zu backen verstand, wissen wir nicht; jedenfalls genoss man die Körnerfrucht nur ausnahmsweise, meist wohl in der Form von Haferbrei. Der Ackerbau spielte daher für die Ernährung eine sehr geringe Rolle, eine desto grössere die Jagd, deren

Ertrag man mitunter noch roh verschlang. Denn hatte man sich auf der Spur des Wildes von dem Heimats- 182
dorfe weiter entfernt, so war es kein leichtes Ding, mit dem feuchten Holze der germanischen Urwälder ein Feuer zu entzünden. Diese dürftigen Speisen würzte man am Meere mit getrocknetem Seetang; im innern Lande waren die salzhaltigen Quellen ein Gegenstand wilder Völkerkriege und abergläubischer Verehrung. Man beutete sie aus, indem man ihr Wasser über brennende Holzstösse goss und dann das Gemisch von Salz und Kohle, das die Scheite bedeckte, von ihrer Oberfläche abkratzte. Den meisten Binnenländern fehlte aber selbst diese unappetitliche Würze; um ihren Nährwert zu ersetzen, bedurften sie umsomehr des Fleisches, das ihnen nur die Jagd in genügender Menge verschaffen konnte. Damit ihr Ertrag nicht abnehme, sorgte jede Völkerschaft dafür, ihre Dörfer mit einer breiten Zone unbewohnten Waldes zu umgeben, die dem Wilde Schutz bot und zugleich die Raubzüge der Nachbarn erschwerte. Die Ausdehnung dieser wüsten Jagdgründe bildete den Stolz des Volkes; je weiter es um seine Grenzen her jede Ansiedlung verhindern oder zerstören konnte, desto mehr rühmte es sich seiner unbezwinglichen Tapferkeit. Die Sueben prahlten, dass man von ihren letzten Dörfern hundert- undzwanzig deutsche Meilen wandern müsse, ehe man die nächsten Menschenwohnungen erreiche. Gewiss war dies starke Aufschneiderei; aber wenn auch nur ein Viertel davon vor genauerer Prüfung standhielt, konnte doch von einem regen Verkehr der Völkerschaften untereinander und allen den Kulturelementen, die ein solcher mit sich führt, gar keine Rede sein.

Dem entsprechend war die Entwicklung aller Kenntnisse und technischen Fertigkeiten. Mit Rechnen

183 und Zählen machte man sich nicht viel zu schaffen, sondern nannte jede grössere Vielheit kurzweg hundert oder tausend. War das Alphabet bekannt, was wir nicht wissen, so benutzte man es doch nur zu Wahrsagerei und allerhand Zauberspuk. Auch dieser hatte sich noch nicht, wie in Gallien, zu einem geheimen Wissen ausgebildet, das gelehrte Priester ihren Schülern in langjährigem Unterricht mitteilten, sondern er wurde, wie noch heute, von alten Weibern gehandhabt. Diese pflegten auch die Menschenopfer darzubringen, die als das wirksamste Mittel galten, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Denn diese schrecklichste Form des Gottesdienstes war über alle germanischen Stämme verbreitet und hatte in der Volkssitte so tiefe Wurzeln geschlagen, dass ihr die Franken selbst nach ihrer Bekehrung zum Christentum noch lange Zeit treu blieben. Das Schmiedehandwerk betrieb man zwar, doch die Ausbeutung der Eisenlager, die im Osten der deutschen Lande entdeckt waren, liess man in den Händen eines keltischen Stammes, der den germanischen Siegern dafür Tribute zahlte. Das Metall blieb daher ein seltener und kostbarer Artikel; aus diesem Grunde besassen auch nur Wenige Schwerter, sondern die Hauptwaffe war der lange Speer, dessen kleine Spitze eine geringe Menge des wertvollen Materials in Anspruch nahm. Und selbst diesen konnte sich nicht jeder anschaffen; die Ärmsten, welche in der Schlachtreihe die hinteren Glieder bildeten, kämpften oft nur mit Stangen, deren zugespitztes Ende im Feuer gehärtet war. Aus Bronze fertigte man Gürtel, Fibeln und Spangen; das Gold und Silber, das durch den Handel eindrang, wurde zu Ringen und Ketten, Hals- und Armbändern verarbeitet, mit denen sich Männer wie Weiber gern den

Leib behängten, wie ja alle Wilden sehr begierig nach Schmuck zu sein pflegen. Als Münze lernte man nur im Westen, wo der Verkehr mit den Galliern und später den Römern am regsten war, die Edelmetalle gebrauchen; sonst diente das Vieh als Wertmesser und Zahlmittel. Die Webekunst hatte 184 man als Erbteil des arischen Urvolkes in die neuen Wohnsitze mitgebracht, bediente sich ihrer aber nur in geringem Umfange. Denn trotz des rauhen Klimas deckten die meisten ihre Blösse nur notdürftig mit ein paar zusammengenähten Fellen. Das Meer, das den Südländern immer furchtbar geblieben war, lockte die Deutschen schon früh zu kühner Wikingerfahrt. Doch ihre Schiffsbaukunst beschränkte sich auf das Aushöhlen roher Baumstämme; diese lieferten ihre Urwälder freilich in so kolossaler Grösse, dass in einzelnen jener primitiven Boote nicht weniger als dreissig Mann Platz fanden. Was aber das Wichtigste ist, auch der Ackerbau war kaum auf der ersten Stufe seiner Entwicklung angelangt. Im zweiten Jahrhundert vor Christus bestellten die Germanen den Boden noch garnicht, sondern lebten ausschliesslich von Jagd und Viehzucht. Als Caesar im Jahr 58 v. Chr. mit ihnen in Berührung kam, hatten sie mit dem Feldbau zwar schon begonnen, doch nahm er in ihrem wirtschaftlichen Leben noch eine sehr untergeordnete Stelle ein. Und hundertundfünfzig Jahre später, zur Zeit des Tacitus, zog man noch immer keine Pflanzen, die einer mehrjährigen Pflege bedürfen, ehe sie Ertrag geben, also nur Körnerfrucht, aber weder Obst noch Wein.

So langsam dieser Fortschritt auch war, seine nächsten Folgen sollten den Deutschen unheilvoll werden, wie ja überhaupt allen wilden Völkern die

eindringende Kultur in der ersten Zeit wenig Segen zu bringen pflegt. Solange man noch keinen Ackerbau kannte, besass man auch kein Bier; das einzige berauschende Getränk, das zu den Germanen gelangte, war der Wein, und aus der Fremde eingeführt, musste dieser so kostspielig sein, dass nur die reichsten Häuptlinge sich seiner bedienen konnten. Trotzdem begann der Alkohol hier ebenso seine verheerenden Wirkungen zu üben, wie heutzutage unter den Negern Afrikas. Die Sueben sahen sich veranlasst, den Weinhandel auf ihrem Gebiete gänzlich zu hindern, und da sie einem grossen Teil der gallischen Grenze vorgelagert waren, schnitten sie dadurch auch den meisten Völkern des innern Germaniens die Zufuhr ab. Doch gerade dies ist vielleicht der Grund gewesen, dass die Bierbrauerei sich unter den Deutschen verbreitete, für welche der neuentstandene Körnerbau den Rohstoff hergab. So erhielten sie ein Berauschungsmittel, das durch seine Wohlfeilheit auch dem gemeinen Manne zugänglich war, und es begann bei ihnen jene wüste Völlerei, welche den nüchternen Südländern, die uns davon berichten, so ungeheuerlich erschien. Gewiss hat nichts zur Entwickelung des Ackerbaues mehr beigetragen, als die sprüchwörtliche deutsche Trunksucht; doch verschlang sie wohl auch den grössten Teil seines dürftigen Ertrages, sodass zur Nahrung nicht viel übrigblieb. Nur der Umstand, dass Pflanzenkost den Germanen noch nicht zum Bedürfnis geworden war, hat jene ungeheuren Massenwanderungen, von denen wir mit Staunen lesen, möglich gemacht. Die Usipeter und Tencterer waren schon viele Jahre lang von ihren kriegerischen Nachbarn am Bestellen ihrer Felder verhindert worden und konnten trotzdem in einer

Stärke von 430000 Köpfen drei Jahre in der Welt umherziehn, ohne unterwegs zu verhungern. Aber selbst wenn sie Kornvorräte hätten anhäufen können, wäre es bei dem damaligen Zustande ihrer Verkehrswege und Transportmittel doch nicht tunlich gewesen, sie in einer Menge, die dieser Menschenzahl hätte genügen können, auf ihrem Zuge mitzuführen. Noch weniger liess sich eine halbe Million nur durch Fouragieren satt machen. Das Vieh dagegen, das im langsamen Wandern die Landstriche, die es 186
durchzog, abweidete und, soweit es verzehrt oder gefallen war, immer wieder aus der Beute ergänzt wurde, bildete eine unerschöpfliche Nahrungsquelle, die zugleich, worauf es vor allem ankam, zu ihrer Fortbewegung keiner Karren oder Boote bedurfte.

Wie der primitive Zustand des Landbaus jede Ortsveränderung erleichterte, so hinderte er zugleich den Deutschen, sein Herz an die Scholle zu hängen und ein lebhaftes Heimatsgefühl in sich auszubilden. Denn keiner besass ein Stück Acker als persönliches Eigentum; keiner erwuchs in der Hütte, in der seine Wiege gestanden hatte, auch zum Manne. Wollen wir moderne Begriffe anwenden, so dürfen wir sagen, dass das Land im Gemeindebesitz stand; dies wäre mindestens insofern richtig, als die Gemeinde keinem, der nicht zu ihr gehörte, auf ihrem Gebiet Anbau oder Weide erlaubte. Hätte man aber die Germanen selbst gefragt, wen sie als den Herrn des Bodens ansahen, so wäre ihnen dies wahrscheinlich ebenso absurd erschienen, als wenn man sich nach dem Eigentümer ihrer Luft erkundigt hätte. Denn anbaufähiges Land lag noch in solcher Menge unbenutzt, dass es gar keinen Wert besass; jeder konnte davon nehmen, so viel er wollte und zu bestellen vermochte.

Wenn von öffentlichen Verteilungen desselben in den Quellen die Rede ist, so kann sich dies nur auf die Lage der Grundstücke, nicht auf ihren Umfang beziehen. Alljährlich zog das ganze Dorf auf eine neue Feldflur hinüber und liess diejenige, welche man im Jahre vorher bebaut hatte, so lange wüst liegen, bis sich das ungedüngte Land völlig erholt hatte. Dabei wurde auch der frühere Wohnraum ohne Bedenken
187 abgebrochen oder im Stiche gelassen; denn warum hätte man an den ärmlichen Hütten festhalten sollen? Gewährten sie doch nicht einmal Schutz gegen die Winterkälte, sondern zwangen ihre Bewohner, sich in Erdlöchern, deren Oberfläche durch eine Schicht von Mist besser gegen die Luft abgeschlossen wurde, vor dem Froste zu verkriechen. So leichte Bauwerke einmal im Jahre neu zu zimmern, kostete geringere Mühe, als täglich von dem entfernteren Acker zu ihnen zurückzukehren. Freilich kam es nicht oft vor, dass der träge Hausherr sich selbst mit dessen Bestellung mühte; meist überliess er sie seiner Frau oder den Sklaven, falls er solche besass. Diese besorgten dann den Landbau in grosser Freiheit und zu ihrem eignen Vorteil; ihren Herren lieferten sie nur eine bestimmte Fruchtquote, die zur Herstellung des Haustrunks ungefähr genügen mochte. Tat sie dies nicht, so konnte ihr Besitzer natürlich fordern, soviel ihm beliebte; denn irgend ein Recht, das den Sklaven gegen ihn geschützt hätte, gab es nicht.

Die wechselnden Siedelungen hatten meist die Form von Dörfern, in denen die Verwandtschaft beieinander hauste. Sehr vielen aber erschien selbst die lose Dorfgemeinschaft als Hemmnis ihrer freien Bewegung; sie bauten sich ihre Hütten abgesondert von den Volksgenossen, wo es ihnen eben behagte.

Bei jenem steten Herumziehn brauchte natürlich weder das Zusammensiedeln noch das Alleinwohnen ein dauernder Zustand zu sein, sondern je nach Lust und Laune konnte man Jahr für Jahr damit abwechseln. Auch in dieser Beziehung, wie in den meisten andern, mochten die Deutschen sich an keine feste Regel binden.

Krieg und Jagd galten dem freien Mann als die 188
einzigen Beschäftigungen, die seiner würdig wären. Soweit sie ihn nicht in Anspruch nahmen, verträumte er sein Leben am Feuer seines Herdes oder suchte Aufregung bei Bierkrug und Würfelbecher. Keine Pflicht erkannte er an ausser derjenigen, an welche ihn das gegebene Treuwort band. Wer zu einem Raubzuge seine Mitwirkung zugesagt hatte und dann zu Hause blieb, war entehrt für sein ganzes Leben; selbst seine Freiheit zu opfern, zögerte der Deutsche nicht, wenn es galt, damit ein Versprechen einzulösen. Hatte er in der Hitze des Spiels Hab und Gut vertan, so setzte er oft noch seinen eignen Leib auf den letzten Würfel, und falls dieser gegen ihn entschied, liess er sich auch von einem schwächeren und minder mächtigen Sieger ohne jeden Widerstand in die Sklaverei verkaufen. Doch ausser den Geboten der Ehre duldete er keinen Zwang. Quälte ihn der Schmerz einer Krankheit, so schämte der kühnste Recke sich nicht, zu winseln und zu jammern; die Selbstbeherrschung des zivilisierten Menschen war eben dem rohen Germanen fremd. Wie die Leidenschaft des Spiels ihn bis zum äussersten hinriss, so liess er auch der Trunksucht und dem Jähzorn frei die Zügel schiessen. Ihre Gelage pflegten die Deutschen Tag und Nacht ununterbrochen fortzusetzen, solange das Bier eben vorhalten wollte, und selten endete eins

ohne Blut und Wunden. Gutmütig, wie sie waren, misshandelten sie ihre Sklaven nicht leicht; doch wenn ihnen die Galle überlief, pflegten sie den Schuldigen gleich totzuschlagen. Und wie der eigne Vorteil ihre Leidenschaft nicht bändigen konnte, so gab es auch kein sittliches oder staatliches Gesetz, dessen Fessel sie ertragen hätten. Willkür und Laune
189 beherrschten unbeschränkt nicht nur den Verkehr der Individuen, sondern in noch höherem Grade den der Staaten untereinander. Jene hielten sich wenigstens durch ihr Treuwort für gebunden; dagegen galt für diese jeder Vertrag, mochte er auch mit den heiligsten Eiden bekräftigt sein, nur so lange, bis der Volksversammlung etwas neues einfiel, sodass die deutsche Treulosigkeit bei den Römern fast sprüchwörtlich wurde.

Das festeste Band, das die Einzelnen zusammenhielt, war natürlich das der Familie, aber auch dieses erwies sich locker genug. Zwar die Ehen waren rein und keusch, und eben darin lag das einzige Moment der Überlegenheit, welches die Deutschen den Römern gegenüber besassen und das endlich auch ihren Sieg entscheiden sollte. Denn unnatürliche Lüste waren so gut wie unbekannt; der Fortpflanzung Einhalt zu gebieten, verstand man nicht, und des Neugebornen Tötung widerstrebte dem innigen Familiensinne. Während daher im Reiche die Bevölkerungsziffer zurückging, wuchs sie bei den Germanen ins Ungemessene, und die furchtbaren Blutbäder, die bald das römische Schwert, bald die Kämpfe der Nachbarstämme untereinander anrichteten, schwächten die „leicht herzustellende Nation“ immer nur auf kurze Zeit. „Dies wilde Volk“, sagt Ammianus Marcellinus von den Alamannen, „wird schon von der Wiege an

durch mannigfache Schläge vermindert und wächst doch stets so wieder heran, dass es seit langen Jahrhunderten unberührt zu sein scheint.“ Dasselbe gilt auch von den andern deutschen Stämmen. Hundertmal besiegt, wurden sie doch niemals dauernd geschwächt, und gelang es wirklich, eine Völkerschaft gänzlich auszurotten, so hatte dies keine andere Folge, als dass die Nachbarstämme Raum zu ungehemmterer 190
Vermehrung fanden.

Die Frau fühlte sich ihrem Gatten untrennbar verbunden; bei vielen Stämmen war ihr jede zweite Ehe versagt, bei einzelnen entwickelte sich sogar die barbarische Sitte, die sich in Indien bis auf unsere Zeit erhalten hat, dass sie mit ihm sterben musste. Doch wurde sie ihm nicht, wie Sklaven, Pferde und anderes willenloses Eigentum, ins Grab mitgegeben, sondern bestimmte frei die Zeit ihres Todes und vollzog ihn mit eigener Hand. Ein Zwang bestand nur insofern, als die Säumige der allgemeinen Missachtung verfiel. Denn das Weib besass eine so angesehene Stellung, wie kaum bei einem andern Volk auf dieser Kulturstufe. Sie war eben kein zartes Püppchen, das seine Lebensaufgabe nur darin fand, den Männern zu gefallen, sondern von derbem Teig geknetet, besass sie alle Eigenschaften, um wilden Kriegern Achtung zu gebieten. Hochgewachsen und von gewaltiger Kraft, scheute sie nicht davor zurück, auch einmal in eine Rauferei mit wuchtigen Faustheben einzugreifen; ja es kam sogar vor, dass sie Speer und Schild in die Hand nahm und Seite an Seite mit dem Gemal in der Schlacht ihren Mann stand. Geriet sie in feindliche Gefangenschaft, so war sie schnell bereit, sich der Schmach der Knechtschaft durch freiwilligen Tod zu entziehen. Nicht

ohne Grund pflegte der Neuvermählte seiner jungen Frau ein gezäumtes Ross und eine Waffenrüstung als Morgengabe zu bieten. Das starke Weib galt daher auch als ebenbürtige Genossin des starken Mannes. Ihr Rat besass eine grosse Macht über ihn, und nichts begeisterte den deutschen Recken mehr zu tapferem Kampf, als das Mahnwort seiner Gattin.

Doch so klar und entschieden ihre Stellung im Leben war, so schwankend und unsicher blieb sie noch lange im Rechte. Die Braut wird durch Kauf von ihren Machthabern erworben und kann von ihrem Gemal weiterverkauft werden. Danach erscheint sie als rein leidender Gegenstand des Besitzes. Trotzdem aber kann sie auch in der Ehe selbständiges Eigentum erwerben, und ihre Tötung scheint dem Gatten nicht gestattet zu sein. Denn selbst den Ehebruch pflegt er nicht mit dem Tode zu strafen, wie das fast bei allen Völkern üblich war, sondern nur indem er das untreue Weib mit Schimpf und Schlägen aus seinem Hause vertreibt. Selbst über das Neu-
191 geborne besitzt noch in sehr viel späterer Zeit nicht nur der Vater, sondern auch die Mutter Gewalt und kann seinen Untergang auch ohne Einwilligung des Mannes beschliessen, ja nach dem Tode desselben kann sie sogar die Vormundschaft über ihr Kind antreten. Diese sich widersprechenden Züge verraten deutlich, dass eine konsequente Rechtsauffassung sich auch auf diesem Gebiete noch gar nicht gebildet hatte. Die Frau empfing man meist nach Erlegung des Kaufpreises von ihren Verwandten, doch wenn man sie ohne deren Einwilligung raubte, war die Ehe darum nicht minder giltig. Die Monogamie herrschte vor, aber auch Vielweiberei war nicht verboten und wurde namentlich von den Vornehmen oft benutzt, um durch

Verschwägerung mit mehreren einflussreichen Familien ihre Verbindungen zu erweitern. Wie alle Rechtsverhältnisse noch im Flusse waren, so hatte auch die Eheschliessung noch gar keine feste und allgemeingiltige Form angenommen. Lebte man mit einem Weibe in dauernder Gemeinschaft, so war sie Gattin, wie man auch immer zu ihr gekommen sein mochte. Der ältesten deutschen Geschichte sind daher die Begriffe der Konkubine und des Bastards vollkommen fremd; erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts, wo schon die Monogamie die Alleinherrschaft gewonnen hatte, beginnen sie aufzutreten.

Wurde die Ehe trotz ihrer lockeren Formen heiliggehalten, so nahm man es mit den andern Verwandtschaften viel minder genau. Die Genossen der gleichen Sippe kämpften zwar in der Schlacht Seite an Seite und siedelten meist auf der gleichen Dorfflur. Doch der enge Verkehr, der diese scharfkantigen Individualitäten zwang, sich immer wieder aneinander zu reiben, führte oft dazu, dass sich in der nächsten Verwandtschaft gerade die grimmigsten Feindschaften ausbildeten. Und war das einmal geschehen, so liessen sich die wilden Natursöhne durch kein göttliches oder menschliches Recht, durch keine Rücksicht auf die öffentliche Meinung abhalten, ihren Kampf bis aufs Messer durchzufechten. In den Reihen der Römer stritt keiner mit heisserem Ingrimm gegen den Bataver Civilis, als dessen Schwestersohn, keiner gegen Armin, als dessen Bruder und Schwiegervater. Sein Oheim war unter den Cheruskern der Führer der Gegenpartei und ging im entscheidenden Kampfe gegen Marbod zum Feinde über; andre Blutsfreunde ermordeten den Befreier Deutschlands in der Blüte seiner Jahre. Und noch drei Jahrhunderte

später stand es nicht anders. Auch der stolze Richter der Gothen, Athanarich, wurde durch seine Angehörigen aus der Heimat zu den Römern vertrieben. Keine Verwandtenpflicht erkannte man an, als die der Blutrache, und auch diese musste hinter der naiven Habgier der Barbaren zurücktreten. Bei den Germanen galt es noch nicht als Schande, sich für den Mord des Blutgenossen durch bare Zahlung abfinden zu lassen, eine Sitte, die bei den Griechen schon in homerischer Zeit im Schwinden war und bei den Römern überhaupt nicht mehr nachzuweisen ist. Machte sich gar der Druck materieller Not geltend, so trat der roheste Egoismus der Unkultur in seine vollen Rechte und sprengte jedes Band natürlicher Zuneigung. Als die Friesen den römischen Steuerforderungen nicht mehr gerecht werden konnten, entschlossen sie sich eher, Weib und Kind, so fest sie sonst an ihnen hingen, in die Sklaverei zu verkaufen, als zum Verzweiflungskampfe die Waffen zu ergreifen, und nicht anders machten es die Gothen nach ihrem Übergange über die Donau, als die Habgier der römi-
193 schen Beamten unter ihnen künstlich eine Hungersnot erzeugte. Noch nach Jahrhunderten, als das Familienrecht schon in viel festere Formen geprägt war, hatte jeder die Befugnis, nach eigenem Willen und ohne Zustimmung irgend eines andern sich von allen Verpflichtungen gegen die Sippe öffentlich loszusagen. Damals war zwar schon ein Rechtsakt dafür erforderlich, doch dass ein solcher für diesen Zweck überhaupt geschaffen wurde, erklärt sich nur aus dem wilden Unabhängigkeitstriebe der Deutschen und ist ohne jede Analogie bei den übrigen Völkern des Altertums.

Wenn die Germanen ihre individuelle Willkür selbst durch die Bande des Blutes kaum einengen

liessen, so waren sie noch weniger geneigt, sich dem Zwange eines Staatswesens zu unterwerfen. Jeder ging seinem persönlichen Vorteil nach, ohne sich um den Willen der Gesamtheit viel zu kümmern. Im Frieden erkannte man keine gesetzliche Obrigkeit an; soweit nicht die Geschlechtsältesten die Streitigkeiten ihrer Familienglieder durch Schiedsspruch schlichteten, wurde jeder Zwist nicht auf dem Wege des Rechtes, sondern mit den Waffen ausgemacht. Für den Krieg wählte man einen oder mehrere Herzoge, die Gewalt über Leben und Tod erhielten; doch mit dem Feldzug endete ihre Macht. Freilich brachen die Kriege fast niemals ab, da jeder Stamm mit seinen Nachbarn in ewiger Uneinigkeit lebte. Noch um das Jahr 500 n. Chr. schmähten die Heruler, bei denen die alten Sitten am festesten hafteten, ihren König als weibischen Feigling, weil er ganze drei Jahre lang mit allen Nachbarstämmen Frieden gehalten hatte. Noch schlimmer war es in Caesars Zeiten. Schickten doch die Sueben jedes Jahr, das Gott werden liess, die Hälfte ihrer waffenfähigen Mannschaft aus, um bei irgend einem der angrenzenden Völker das Vieh wegzutreiben und durch Niederbrennen der Dörfer ihre wüsten Jagdgründe zu erweitern. Aber diese jährlich wiederkehrenden Volkskriege genügten dem Tatendrange der wilden Recken noch nicht, und keinem verkümmerte 194
der Staat sein freies Menschenrecht, auch auf eigne Faust nach Belieben Kühe zu stehlen. Wurde es einem angesehenen Krieger langweilig, müssig am Herde zu liegen, so trat er wohl vor die Volksversammlung und rief seine Stammesgenossen zu irgend einem Streifzuge auf, der meist gar keinen andern Zweck hatte, als Beute zu gewinnen. Wer sich anschliessen wollte, ging mit; die Gemeinde als solche ignorierte diese Privatkriege.

Im Allgemeinen galt zwar der Grundsatz, dass man nur auf fremdem Gebiete rauben dürfe; doch machte sich keiner ein Gewissen daraus, auch auf Kosten des eigenen Volkes Ruhm und Besitz zu gewinnen. Wenn ein Coriolan zu den Volskern, ein Themistokles zu den Persern floh, so galt das den Römern und Griechen als ein Frevel, den nur der Tod sühnen konnte. Die Germanen dagegen fanden es garnicht auffallend, dass der Franke Arbogast gegen die Franken, der Cherusker Flavus gegen die Cherusker kämpfte. Den Sohn des letzteren erbat sich dasselbe Volk, an dem er nach unserer Auffassung zum Verräter geworden war, sogar von den Römern zum König, nicht etwa, weil die persönlichen Eigenschaften des Jünglings den Makel seiner Geburt vergessen machten, sondern gerade deshalb, weil er aus dem edlen Blute jenes Flavus stammte. Für die Pflichten gegen das Vaterland hatten eben die Deutschen noch gar keine Empfindung, wie überhaupt ihr Pflichtgefühl nicht über dasjenige hinausging, was ihre Auffassung von Ehre ihnen vorschrieb. Dem Kriegsherrn, dem man sich angelobt hatte, diente man treu und tapfer; aber man kämpfte dort, wo man seinen Mut am reichsten belohnt fand. Für wen oder gegen wen, hielt man für gleichgiltig.

Wenn kaum einer unter den Deutschen imstande war, etwas wie Vaterlandsliebe in sich auszubilden, so lag der Grund nicht am wenigsten in den schwankenden Formen ihrer Gemeinwesen, namentlich in der losen Verknüpfung derselben mit der Heimaterde. Denn in einem primitiven Gedankenkreise kann ein sittlicher Begriff nur dann sich fest einbürgern, wenn er eine sinnlich wahrnehmbare Grundlage hat. Die Völker der antiken Kultur fanden, schon als sie zuerst

in das Licht der Geschichte eintraten, den Mittelpunkt ihres Staatswesens in einem festen Mauerringe. Jeder wusste, dass, wenn die Feinde diesen durchbrachen, ihm Tod oder Sklaverei, im besten Falle das Leben eines rechtlosen Flüchtlings bevorstand; er stritt daher für seine Existenz, wenn er für seine Stadt kämpfte. Im Frieden sass hier alles in trautester Gemeinschaft eng beieinander; der ganze Staat setzte sich aus Nachbarn und guten Bekannten zusammen, mit deren Charakter und Lebenslage jeder vertraut war, an deren Lust und Leid jeder teilnahm. An diesen kleinsten Verhältnissen entwickelte sich der Patriotismus, um sich später auch in grösseren zu bewähren. Die Deutschen zogen Jahr für Jahr mit ihren Dörfern an einen andern Ort; wurden diese eingenommen und verheert, so verloren sie nichts weiter, als ein paar Hütten, welche doch zum Abbruch bestimmt waren, und vielleicht noch einige Stück Vieh, die ein glücklicher Raubzug ersetzen konnte. Zog ein Feind heran, dem sie nicht Stand zu halten wagten, so verbrannten sie selbst ohne Zaudern ihre Wohnsitze und bargen sich und ihre fahrende Habe hinter Sümpfen und Wäldern, oder sie liessen ihr Land auch ganz im Stich und gingen mit 196
Kind und Kegel auf die Wanderschaft. Der Gegenstand des Patriotismus konnte also nicht das Vaterland, sondern nur der Stamm sein, d. h. eine Gemeinschaft von hunderttausend oder mehr, aus denen der Einzelne nur seine Gaugenossen genauer kannte. Denn die Übrigen wohnten über einen ungeheuren Raum verstreut; höchstens war er mit ihnen auf dem Feldzuge einmal zusammengetroffen. Aber auch die Kriegskameradschaft war nicht immer ein Band, das ihn mit den eignen Volksgenossen enger verknüpfte, als mit den Recken manches andern Stammes. War es doch

keinem verwehrt, auch unter fremdem Banner Abenteuer und Beute zu suchen, und gerade die Tüchtigsten, deren Handeln und Denken dem ganzen Volke seinen Stempel aufdrückte, machten von dieser Erlaubnis den ausgiebigsten Gebrauch. Ja selbst dass Teile desselben Volkes als Bundesgenossen zweier feindlichen Staaten gegeneinander kämpften, war keineswegs unerhört. Wo sollte also bei den Germanen die Empfindung herkommen, die bei Griechen und Römern so stark entwickelt war, dass der Einzelne untrennbar zu seinem Staatswesen gehöre und mit ihm stehn und fallen müsse? Wilde Naturkinder begeistern sich nicht für einen Begriff, sondern sie kämpfen für Menschen, die sie lieb haben, oder für ein Stück Erde, an dem ihr Herz hängt. Wo keins von beiden durch den Staat vertreten wird, muss seine Gewalt über rohe Gemüter eine sehr kleine sein.

Bei allen Gemeinden der ältesten Zeit, in denen sich ein kräftiges Bewusstsein ihrer Individualität ausbildete, fand dieses zuerst seinen Ausdruck in strengem Abschluss gegen die Aussenwelt. Die Ehegemeinschaft mit Fremden hörte auf; nur Einheimische wurden zu Ämtern und Ehrenstellen zugelassen. Bei den Germanen ist nichts davon eingetreten. Die Chauken
197 wählten ohne jedes Bedenken einen Canninefaten zu ihrem Herzoge. Die Chatten und Cherusker lagen in ewigem Hader: gleichwohl galt der Sohn des Flavus trotz seiner chattischen Mutter den letzteren durchaus als legitim. Ariovist heiratete eine Frau aus Noricum, Alboin gar die Tochter des feindlichen Königs, den er kurz vorher erschlagen hatte. So sind denn auch die germanischen Staaten von dem losesten Zusammenhalt. Gleich den Organismen niederster Ordnung vermehren sie sich einfach durch Teilung; aus einem

werden zwei, drei oder auch zehn, ohne Wehen und Geburtsschmerz. Nicht nur dass Bruchstücke sich abtrennen, um selbständig auf die Wanderschaft zu ziehn; nein, auch diejenigen, welche in der Heimat bleiben, fliessen auseinander wie eine Gallertmasse. Die Sueben sind bei Caesar noch eine geschlossene Einheit, die gemeinsame Grenzen besitzt und gemeinsame Kriege führt; Tacitus kennt nur noch vereinzelte suebische Völkerschaften, deren einziger Zusammenhang in der Feier eines religiösen Festes besteht. Der Stamm der Marsen spielt in den Kriegen des Germanicus eine wichtige Rolle; ein Jahrhundert später bedeutet ihr Name nicht mehr, als der der Ingväonen, Istväonen und Herminonen: er ist zum Ausdruck geworden für die gemeinsame Abstammung ganz getrennter Staaten. Die Lugier bildeten um Christi Geburt einen Teil von Marbods Königreich; später scheiden sie sich nicht nur von den Marcomannen, sondern zerfallen auch ihrerseits in mehr als ein halbes Dutzend unabhängiger Gemeinwesen. Aus den Gothen werden Ost- und Westgothen, zwei Völker, die zwar noch immer nebeneinander hausen, aber durch keinerlei politisches Band verknüpft sind. Und, was namentlich beachtenswert ist, alle diese Spaltungen gehen vor sich, ohne dass uns ein Wort 198
über grosse Revolutionen oder schwere innere Kämpfe berichtet würde. Ganz unmerklich scheinen sie sich vollzogen zu haben, sodass kein auswärtiger Beobachter, ja vielleicht nicht einmal die Germanen selbst irgend etwas Aussergewöhnliches wahrnahmen. Wahrscheinlich spielte sich die Sache folgendermaassen ab. Kleinere Gemeinschaften von Dörfern oder Gauen feierten in den heiligen Hainen, die in ihrer Mitte lagen, gesonderte Götterfeste mit den dazu gehörigen

Volksversammlungen. Allmählich begannen die regelmässigen Teilnehmer derselben die allgemeinen Zusammenkünfte des ganzen Stammes über ihren kleineren zu vernachlässigen und kamen endlich nur noch einmal im Jahre zu dem höchsten Feste. Da diese Versammlungen das einzige Organ waren, in dem die staatliche Gemeinschaft der Gaue zum Ausdruck kam, löste sich dieselbe nach und nach, um endlich ganz zu verschwinden. Wurde dann einmal ein Volkskrieg beschlossen, bei dem ein solcher Dörferbund nicht mittun wollte, so war damit sein Austritt aus dem früheren Stammverbande erklärt, und er bildete hinfort einen Staat für sich. Dann dauerte es kaum sehr lange, und die früheren Genossen begannen sich gegenseitig die Hütten niederzubrennen und das Vieh wegzutreiben. Damit waren sie in den normalen Zustand eingetreten, wie er zwischen unabhängigen Nachbarstaaten zu herrschen pflegte.

Ebenso schnell und leicht, wie die deutschen Völkerschaften zerfielen, wuchsen sie auch zusammen. Sehr mit Unrecht hat man die Alamannen, die Franken, die Sachsen Völkerbünde genannt. Denn barbarische Stämme können sich wohl zeitweilig zu einem Raub- oder Wanderzuge vereinigen, aber eine dauernde
199 staatsrechtliche Verbindung zu schliessen, in der jeder Teil seine Sonderstellung bewahrt und sich doch zu gewissen Zwecken der Gesamtheit unterordnet, dazu gehört eine klare Selbstzucht der Volksmassen, eine feine juristische Scheidung zwischen den Rechtsgebieten des Bundes und des Einzelstaats, wie wir sie den Germanen des zweiten und dritten Jahrhunderts unmöglich zutraun können. Auch sind bei den Alamannen, so reichlich über sie die Nachrichten fliessen, doch die Stämme, aus denen sie erwachsen waren,

garnicht mehr zu unterscheiden, und bei den Franken und Sachsen treten sie nur insofern hervor, als sie einzelnen Gauen die Namen gegeben haben. Durch Kriege geschwächt und von Feinden bedrängt, hatten sie sich eben zu grösseren Völkern zusammengetan und ihre Individualität nicht nur bündisch beschränkt, sondern völlig aufgegeben, ein weiteres Zeichen dafür, wie schwach sie entwickelt war. In den neuen Gemeinschaften sind sie dann so vollständig aufgegangen, dass, auch als diese wieder auseinanderfielen, sie sich nicht nach den Völkerschaften spalteten, die sie ursprünglich gebildet hatten, sondern nach Einteilungen, die sich erst aus dem späteren Verlauf ihrer Geschichte ergaben. Ja selbst mit nichtdeutschen Nationen mischten sich die Germanen oft so innig, dass später die Bestandteile kaum noch zu scheiden waren. Diese Schwäche des Staatsbewusstseins und des Nationalgefühls, so schwer wir sie bei den Deutschen noch heute zu beklagen haben, hat sie doch erst zu der historischen Rolle befähigt, die ihnen damals beschieden war. Denn nie hätten sie das römische Reich als Untertanen und als Herren so gründlich umgestalten können, wenn sie nicht so leicht bereit gewesen wären, ganz in ihm aufzugehn.

Was uns von den Volksversammlungen der Deutschen berichtet wird, stammt erst aus einer Zeit, wo sich bereits ein Priestertum ausgebildet und die Leitung der Verhandlungen übernommen hatte. Dadurch müssen diese etwas festere und besser geregelte Formen gewonnen haben; denn da es eine weltliche Obrigkeit nicht gab, war vorher ein berechtigter Leiter überhaupt nicht vorhanden. Der Zweck der Zusammenkünfte war in erster Linie wohl kein politischer, sondern ein religiöser. An den Festtagen des neuen

und des vollen Mondes vereinigte man sich an heiligem Orte zum Opfermahle, dem dann, falls etwas vorlag, Beratungen der Volksgenossen nachfolgten. Da es kein anderes Mittel der Zeitrechnung gab, als die unmittelbare Himmelsbeobachtung und diese oft durch Wolken oder andere Zufälligkeiten gehemmt wurde, blieb das Erscheinen der Teilnehmer immer sehr unregelmässig. Der eine kam einen Tag früher, der andere einen Tag später, je nachdem er das erste Auftauchen der Mondsichel oder die Füllung der Scheibe wahrgenommen hatte. Unterdessen liessen die zuerst gekommenen sich die Zeit nicht lang werden. Das Trinkhorn kreiste fleissig in ihrer Mitte, und alle politischen Fragen, die eben den Stamm beschäftigten, wurden beim Zechen durchgesprochen, was die spätere Beschlussfassung wesentlich vereinfachte. Nicht etwa, weil im lallenden Geschwätz der Trunkenen die Ansichten sich geklärt hätten — das geschah damals ebensowenig, wie heute —, sondern weil man von den Argumenten sehr bald zu den Waffen überging und die Andersdenkenden einfach totschlug oder in die Flucht jagte. War so unter der Opposition ein
201 wenig aufgeräumt und hatte sich unterdessen die angemessene Zahl von Festgenossen eingefunden, so erreichte das Gelage seinen Höhepunkt im Opfermahle. Am andern Tage, wenn sie ihren Rausch verschlafen hatten, traten die Männer zum Ring zusammen. In ihrer Mitte redete, wer das Ansehn besass, um sich Gehör zu verschaffen. Stimmte man ihm zu, so klirrte man die Waffen aneinander; im andern Falle unterbrach ihn dumpfes Murren Dies regellose Getöse war die einzige Form, in welcher der Volkswille zum Ausdruck kam; jede Abmehrung, sei es durch Händeschau, Stimmsteinchen oder Auseinandertreten,

war unbekannt. Wie hätte man sie auch vornehmen sollen, da man vor der Bildung einer Priesterschaft gesetzlicher Organe, denen die Leitung der Debatte, das Feststellen und Verkündigen der Beschlüsse obgelegen hätte, gänzlich entbehrte?

Auf diese Weise konnten sich wohl übermächtige Stimmungen, welche die ganze Masse gleichmässig beherrschten, Geltung verschaffen; aber um das Für und Wider schwieriger politischer Fragen zu entscheiden, ist die rohe Form der Akklamation völlig ungeeignet. Eine abweichende Meinung konnte sich nicht durch ein Minoritätsvotum in gesetzlicher Weise Luft machen; wurde sie also von einer grösseren Zahl unterstützt, so musste das urdeutsche „Gelüst, alles mit den Waffen auszufechten", in seine Rechte treten. Fast jede Volksversammlung hätte mit einer Schlacht endigen müssen, wenn nicht die Macht der Verhältnisse sich selbst ihr Heilmittel geschaffen hätte. Man gewöhnte sich eben daran, nichts im Ring der Wehrmannen zur Sprache zu bringen, als was schon vorher fertig und abgemacht war, sodass ihr Waffengeklapper zur blossen Formalität wurde.

In jeder menschlichen Gemeinschaft, sei es auch 202
nur ein Turn- oder Gesangverein, finden sich einzelne, die durch persönliches Ansehn oder überlegenen Geist, Rührigkeit oder schnellen Entschluss die Leitung der übrigen an sich reissen. Wo jede gesetzliche Obrigkeit fehlt, muss der Einfluss solcher formlosen Autoritäten die meiste Kraft entfalten; denn die Masse hat immer das Bedürfnis sich unterzuordnen und sucht nach Männern, die für sie denken und ihr die Parole geben. Bei den Germanen fiel, dem Charakter des Volkes gemäss, die politische Führerschaft meist den berühmtesten Kriegshelden zu und gestaltete sich in

ihren Händen zu einer ganz eigenartigen Gewalt. Es wurde üblich, dass sich eine Anzahl kühner Jünglinge dem Dienst eines erprobten Recken zuschwor, um in seinem Gefolge Ruhm und Beute zu suchen, und die Macht des deutschen Treuwortes gab diesen Verhältnissen unerschütterliche Festigkeit. Da die Kriegsbeute, also auch die Sklaven, gewiss nicht einfach nach der Kopfzahl, sondern nach Ansehn und Verdienst ausgeteilt wurden; da jeder soviel Land bebauen durfte, wie die Arbeitskräfte, die ihm zur Verfügung standen, eben gestatteten; da ausserdem die Volksgenossen ihren berühmten Männern oft durch freiwillige Gaben ihre Huldigung darbrachten: so standen solchen Häuptlingen Sklavenzins und Bier, Vieh und Goldringe in genügender Menge zur Verfügung, um ihre Gefolgsleute fürstlich zu ernähren und reich zu beschenken. Dafür verpflichteten sich die Degen zu unbedingter Ergebenheit daheim und im Felde. Ging es in den Krieg, so dienten sie ihrem Herrn als Leibwache; im Frieden lebten sie bei ihm und vermehrten seinen Einfluss. Keinen höheren Lohn gab es für sie, als den vornehmsten Platz auf
203 seiner Bank und in seinem Schlachtgeleite. Ihn im Kampfe zu überleben, war die schwerste Schande; ja, als König Chnodomar nach der Schlacht bei Strassburg (357) in die Gefangenschaft des Caesar Julianus fiel, bot sein ganzes Gefolge, zweihundert Mann stark, seine Hände der Schmach der Fesseln dar, um das Schicksal seines Herrn zu teilen.

Einen Adel im eigentlichen Sinne kannten die Germanen nicht; denn wo kein Recht besteht, kann es auch keine Vorrechte geben. Doch wie alle Völker von unverkünstelter Denkart betrachteten sie die Abstammung von grossen Vätern und Ahnen als wert-

vollen persönlichen Vorzug. Wer sich seiner rühmen durfte, der konnte schon in früher Jugend auf die Beachtung seiner Volksgenossen rechnen. Zwar hielt er es meist nicht für unter seiner Würde, sich die Sporen im Dienst eines bewährten Kriegers zu verdienen; doch löste er das Verhältnis in reiferen Jahren, so verhalf ihm das Andenken seiner Väter wohl immer zu einem ansehnlichen Gefolge. Daher sind die führenden Persönlichkeiten der ältesten deutschen Geschichte, ein Armin, ein Marbod, ein Julius Civilis, in der Regel Männer von altem Stammbaum, die mit ihren Taten den Ruhm ihrer Ahnen nur erneuerten.

Der Ruf eines tapferen Recken und seiner getreuen Schar verbreitete sich mitunter weit über die Grenzen seines Volkes hinaus. Auch die Nachbarstämme sandten ihm Ehrengeschenke und suchten ihn für ihre Kriegszüge als Helfer zu gewinnen, da oft schon sein Name allein Schrecken unter den Feinden verbreitete und den Sieg entschied. Wie viel mehr musste sein Einfluss in der eigenen Gemeinde übermächtig werden, wo er in der Volksversammlung ebenso über die Stimme seiner Degen gebot, wie über ihren Speer in der Schlacht. Eine geordnete 204
Beamtengewalt wäre in den deutschen Völkerschaften schon deshalb unmöglich gewesen, weil jene stolzen Häuptlinge in ihrem ungezähmten Freiheitsgefühl sich ihr niemals unterworfen hätten und immer die Macht besassen, ihr Trotz zu bieten. Die Leitung des Staates nahmen sie selbst in die Hand, nicht nach einem gesetzlichen Auftrage, sondern kraft ihrer tatsächlichen Gewalt. Tauchte irgend eine politische Frage auf, so traten sie zusammen und berieten zunächst unter sich, wobei sie Greise von erprobter Weisheit, auf deren Stimme das Volk hörte, hinzuzogen. Angelegen-

heiten von geringerer Wichtigkeit entschieden sie selbständig; sie durften kühnlich im Namen des Gesamtvolkes handeln, da, falls sie einig waren, ein Widerspruch aus der namenlosen Menge nicht zu gewärtigen war. Fragen von grösserer Tragweite brachten sie vor die Volksversammlung wohl mehr zur Kenntnisnahme, als zur Beschlussfassung; denn ihren gemeinsamen Anträgen fehlte das obligate Waffengeklirr kaum je. Bemächtigte sich einmal der Feind dieser Leiter im Rat, dieser Helden, deren Arm dem Volk ein Heer bedeutete, so ging der Masse Mut und Entschluss gänzlich verloren. Der schon begonnene Krieg wurde aufgegeben oder, falls dies nicht ging, liess sie sich niedermetzeln, wehrlos wie eine Schafheerde. Sie war eben so gewohnt, die Häuptlinge für sich raten und taten zu lassen, dass durch ihren Verlust die Handlungsfähigkeit des Stammes vernichtet wurde.

Unter diesen Spitzführern befand sich meist einer, der an Ruf und Einfluss alle andern zeitweilig überragte und, so lange es dauerte, für das Haupt des ganzen Volkes gelten konnte. Im Kriege wählte man ihn zum Herzog, im Frieden wurde ihm die Befragung der Orakel übertragen, und wenn er in der Volksversammlung sprach, klirrten die Waffen am lautesten zusammen. Armin beherrschte zwölf Jahre lang die Cherusker ganz in derselben Weise, wie einst Perikles die Athener beherrscht hatte, ohne rechtlich formulierte Stellung, nur durch die Gewalt seiner Persönlichkeit. Natürlich hatten beide zahlreiche Gegner, die ihre Macht zu brechen suchten, mit verschiedenen Mitteln, je nach den Sitten ihres Volkes. Bei den Griechen mussten die Gerichte herhalten, bei den Germanen der Mordspeer, oder man ging auch wohl zum Landes-

feinde über, um mit seinen Waffen den verhassten Nebenbuhler zu bekämpfen. Und die dies taten, waren Bruder, Oheim und Schwiegervater des Helden, gewiss nicht durch Zufall. Denn da sein Einfluss nicht zum kleinsten Teile darauf beruhte, dass er dem vornehmsten Adelsgeschlecht der Cherusker entstammte, so hatten die Angehörigen der gleichen Familie die nächste Anwartschaft auf die Führung ihres Volkes, sobald der bessere Mann beseitigt war. Und ähnliche Kämpfe des Ehrgeizes tobten ohne Zweifel fast in allen germanischen Staaten, weil überall die Elemente vorhanden waren, aus denen sie sich mit Notwendigkeit entwickeln mussten. Auch in Gallien herrschte das Häuptlingsunwesen, wenngleich durch etwas fester geordnete staatliche Institutionen eingedämmt; auch hier stützte es sich auf zahlreiche, ihren Herren treu ergebene Gefolge. Das Ergebnis war, dass, wie Caesar schreibt, „nicht nur in jeder Gemeinde, in jedem Gau und Staatsteil, sondern fast in jedem einzelnen Hause Parteiungen waren.“ Wenn er von Germanien nicht das gleiche zu berichten weiss, so kann das nur daran liegen, das die innern Verhältnisse des noch wenig erforschten Landes dem römischen Feldherrn ungenügend bekannt waren. Führten doch diese Parteiungen dazu, dass bei den Cheruskern der ganze Adel bis auf den letzten Mann ausgerottet wurde. Bei den Chatten veranlassten sie grosse Teile des Volkes zur Auswanderung, und wie viele Bürgerkriege mögen sich im dunkeln Innern des deutschen Landes abgespielt haben, von denen für uns jede Kunde verschollen ist!

206

In den damaligen Zuständen Germaniens lagen die Keime zu allen drei Verfassungsformen, welche die Staatsweisheit des Altertums unterschied, und alle

drei haben sich im Laufe der Zeit daraus entwickelt. Gelang es einem Häuptling, alle Nebenbuhler auszurotten oder sich zu unterwerfen und dann seine Gewalt in feste, staatsrechtliche Formen zu kleiden, so entstand eine Monarchie; frassen sich die Adligen, wie die beiden Löwen der Fabel, gegenseitig auf, sodass zuletzt kein einziger mehr übrigblieb, so war die Demokratie da; einigten sie sich gütlich zu einer Gesamtherrschaft und schufen dieser verfassungsmässige Organe, so bildete sich eine Aristokratie. Neben diesen dreien sollte bald auch die Theokratie als vierte Mitbewerberin auftreten und sich in einzelnen Volksstämmen jede weltliche Macht unterwerfen. Damals aber wogte noch alles gestaltlos hin und her, und aus dem Nebelmeere trat nur ein Gesetz klar hervor: die ungehemmte Freiheit des souveränen Individuums.

Dies beneidenswerte Dasein wurde durch die römische Herrschaft jählings unterbrochen, welche trotz ihrer kurzen Dauer auf alle Verhältnisse der Germanen eine tiefgreifende Wirkung übte. Nicht nur die Länder westlich der Elbe, die einige Jahre lang eine Provinz des Weltreichs gebildet hatten,
207 empfanden diesen Einfluss; mittelbar griff er auch auf die Völker des Ostens hinüber und rief gerade hier den ersten deutschen Staat ins Leben, der diesen Namen wirklich verdiente und dessen Vorbild die politische Entwicklung Deutschlands auf Jahrhunderte bestimmen sollte.

Schon die Besetzung der Rhein- und Donaulinie durch die Römer hatte einen wichtigen Erfolg. Die wilden Horden wurden dadurch auf zwei Seiten mit einer gut verteidigten Grenze umzogen, welche wohl noch kleinere Raubscharen hin und wieder durch-

brechen konnten, die aber jede Völkerwanderung grossen Stiles nach diesen Richtungen hin einstweilen unmöglich machte. Denn der Satz, dass nur Gebirge, nicht auch grosse Ströme, zu natürlichen Grenzen geeignet seien, gilt nur den technischen Mitteln der modernen Kriegführung gegenüber; Barbaren, die fast täglich den rauhen Urwald als Jäger oder Räuber durchzogen haben, klettern viel leichter über unwegsame Berge, als sie breite und tiefe Flussläufe überschreiten. Denn Brücken zu bauen verstehn sie nicht, und nie gelingt es ihnen, so viele Fahrzeuge an einer Stelle anzusammeln, dass sie eine erhebliche Menschenmenge mit einem Mal übersetzen könnten. Als die Helvetier sich auf die Wanderschaft begaben, hatten sie in zwanzig Tagen kaum drei Viertel ihrer Scharen über die Saone befördert, und doch ist diese lange nicht so reissend wie Donau und Rhein. Nur wenn die Flüsse sich im Winter mit einer Eisdecke überzogen oder wenn sie in heissen Sommern soweit austrockneten, dass man sie an einzelnen Stellen durchwaten konnte, fanden grössere Heerhaufen ihren Weg ins Reichsgebiet. Doch solange die römischen Legionen noch ihre Pflicht taten, waren auch solche Übergänge zwischen ihren Standlagern hindurch beinahe ausgeschlossen. Da im Norden das Meer den Völkerzügen der Germanen eine Grenze setzte, konnten sie sich nur nach den sarmatischen Steppen hin ausbreiten, und dies haben ihre östlichen Stämme getan. Sie bewahrten daher am ungeschwächtesten die alte Wander- und Rauflust und wurden in späterer Zeit die gefährlichsten Feinde des Weltreiches, aus deren Mitte endlich auch seine Zerstörer hervorgehn sollten. Den Westgermanen dagegen war der Weg auch nach Osten hin durch die ebenbürtige Kraft deutscher Waffen versperrt. Nach

208

einigen Versuchen, die meist missglückten, die Unstetigkeit der alten Zeit auch in der neuen fortzusetzen, mussten sie sich höchst widerwillig zu einem sesshafteren Leben entschliessen, das alsbald seine Wirkungen äusserte.

Durch das starke Anwachsen der Bevölkerung, das die Germanen trotz ihrer steten Fehden immer auszeichnete, sahen sie sich gezwungen, jene wüsten Landstriche, die, zum Teil in ungeheurer Ausdehnung, das Gebiet jeder Völkerschaft umgeben hatten, allmählich zu besiedeln, so dass sie schon nach einem Jahrhundert gänzlich verschwunden waren. Indem so die Stämme einander näherrückten und zugleich das wirksamste Mittel ihres bisherigen Grenzschutzes einbüssten, wurde der ununterbrochene Kriegszustand, der früher zwischen allen Nachbarstaaten geherrscht hatte, auf die Dauer unerträglich. Die privaten Raubzüge hörten auf, eine alltägliche Erscheinung zu sein, weil sie durch die Rache, die ihnen jetzt schneller und regelmässiger folgen konnte, ihren Urhebern verderblich wurden. Die meisten Volkskriege waren durch das Bestreben, jene Wüsteneien immer weiter auszudehnen, veranlasst worden; seit man darauf verzichtet hatte,
209 wurden sie nicht mehr alljährlich geführt, sondern nur noch, wenn ein ernster Grund vorlag. Bald war es nichts Unerhörtes mehr, dass einzelne germanische Staaten eines langjährigen Friedens genossen; Handel und Verkehr traten an die Stelle der immer wiederholten Kriegszüge und Räubereien.

Vielleicht noch wichtiger war, dass durch die Besiedelung der Grenzwälder die Jagd anfing unergiebig zu werden und damit ihre Bedeutung für das Leben der Deutschen mehr und mehr verlor. Denn in demselben Grade, wie diese Nahrungsquelle ver-

siegte, sahen sie sich gezwungen, den Ackerbau intensiver zu betreiben. Über den ganzen Westen des alten Germaniens, von Bayern und Würtemberg bis nach Pommern, Dänemark und Oldenburg hinüber, findet sich eine eigentümliche Art uralter Ackerbeete verbreitet, die man technisch Hochäcker zu nennen pflegt. Es sind Reihen paralleler Landstreifen, deren Breite selten über zwanzig Schritt beträgt, die sich aber in der Länge oft über Tausende von Fuss erstrecken. Um den Abfluss des Wassers zu erleichtern, sind sie nach der Mitte zu leicht gewölbt, auf den Seiten von flachen Gräben eingefasst. Ihre streng rechteckige Form verrät, dass das Beispiel römischer Koloniegründungen, bei denen das Land ja nach Quadraten unter die Ansiedler verteilt wurde, auf ihre Anlage eingewirkt hat. Ohne Zweifel sind dies die Ackerfluren, welche sich die germanischen Dörfer erschufen, indem ihre freien Einwohner einen Streifen Wald nach dem andern gemeinsam durch die Sklaven roden liessen. Der jährliche Wechsel der Feldflur dauerte fort, doch bewegte er sich auf beschränkterem Raume. So konnten die Deutschen wenigstens feste Häuser beziehen, ja sie begannen sogar, diese mit weissem Anstrich und bunter Bemalung zu schmücken. Und wie die Jagd wohl noch hin und wieder einen Leckerbissen, aber nicht mehr die regelmässige Kost hergab, so beschränkte sich auch ihr Einfluss auf die Bekleidung. Die Felle wichen dem Linnen, dem Bast und der Wolle, und wo sie ihre Stelle behaupteten, da geschah es in der Form des Pelzwerks, zu dessen Herstellung man schon die eingeführten Häute fremdländischer Tiere benutzte. Bei der festeren Sesshaftigkeit und dem regeren Verkehr gewann auch der Gebrauch der Metalle grössere Ausdehnung, das Handwerk grössere

Geschicklichkeit. Schon bedienten sich einzelne Völkerschaften statt des Speeres kurzer Schwerter, ja selbst Helm und Harnisch drangen hier und da ein; an die Stelle der ausgehöhlten Baumstämme traten in manchen Seestaaten schon wirkliche Schiffe. Und unter der Herrschaft friedlicherer Zustände entstand bald auch ein höheres geistiges Leben, das seine Wirkungen freilich noch auf das religiöse Gebiet beschränkte.

In Gallien bildete die hochgelehrte Priesterschaft der Druiden den Kern der nationalen Partei. Bei allen Erhebungen ihres Volkes, die von Caesar bis auf Vespasian herab immer wieder aufflammten, übernahm sie die geistige Führung, und die natürliche Folge war, dass ihre Mitglieder nach der Niederschlagung jedes Aufstandes über den Rhein flohen und bei den unabhängigen Germanen Schutz suchten. Hier verbreiteten sie ihre abergläubische Weisheit und bewirkten dadurch die Entstehung eines Priesterstandes, der die Pflege des Kultus allmählich den Händen der alten Weiber entrang und sich bald auch im staatlichen Leben eine hervorragende Stellung erwarb. Da die Volksversammlungen sich regelmässig an religiöse Feste
211 anschlossen, fiel es ihm nicht schwer, sich ihrer Leitung zu bemächtigen. Waren früher die Beratungen oft genug durch wilde Kämpfe unterbrochen worden, so fanden sie jetzt ihren Schutz in der Verkündigung eines Gottesfriedens. Zunächst wohl um dessen Bruch zu ahnden, schufen die Priester einen Blutbann, der dann auch auf andere Verbrechen ausgedehnt und von ihnen teils gemeinsam mit der Volksversammlung, teils auch selbständig gehandhabt wurde. Der höchsten Gerichtsbarkeit trat bald auch eine niedere mit Vermögensstrafen hinzu. So wuchs die geistliche Gewalt stetig und überwucherte schnell die geringen Keime

einer weltlichen, die sich bis dahin gebildet hatten. Hatte dem Herzog das Recht über Leben und Tod zugestanden, so riss es jetzt die Priesterschaft auch im Kriege an sich. Später kam es so weit, dass in einzelnen Stämmen der Oberpriester über dem Könige stand und seine Absetzung veranlassen konnte, falls Missernten oder Niederlagen die Ungnade der Gottheit zu verraten schienen. Vielleicht wären die Deutschen zuletzt noch gänzlich der Theokratie verfallen, wenn nicht zu rechter Zeit das Christentum bei ihnen eingedrungen wäre und die weitere Entwicklung der Priestermacht unterbrochen hätte. Immerhin lag auch in den Anfängen dieser Staatsform ein Fortschritt gegenüber der früheren Ungebundenheit. Auch im Frieden gewann jetzt die Allgemeinheit eine Gewalt über den Einzelnen, die sich freilich noch nicht auf ein staatlich begründetes Recht, sondern nur auf die abergläubische Scheu vor dem Zorne der Götter stützte.

Dies waren die Einwirkungen, welche die Römer nur dadurch ausübten, dass sie in Gallien geboten und die beiden grossen Flusslinien gegen den Durchbruch der Germanen verteidigten. Noch in anderer Weise machte sich ihre kurze Herrschaft über die 212 rechtsrheinische Provinz geltend. Die wilden Natursöhne waren gezwungen worden, den Einfluss einer hoch entwickelten Kultur aus nächster Nähe auf sich wirken zu lassen, und so schnell sie das ungewohnte Joch auch abgeschüttelt haben, die empfangenen Eindrücke blieben lebendig, ja der Sieg steigerte vielleicht noch ihre Macht.

Nicht alle Germanen hatten die Fremdherrschaft als Unglück und Schmach empfunden. Die Bataver und Friesen waren freiwillig Untertanen des römischen Kaisers geworden; die Chauken und Sigambrer hatte

man zwar unterwerfen müssen, aber auch nach der Niederlage des Varus blieben sie den Besiegten treu; die Ubier waren stolz darauf, als ihr Staat von Claudius zur römischen Kolonie gemacht wurde, und nannten sich lieber mit dem neuen Namen Agrippinenser, den sie als solche empfangen hatten, als mit ihrem alten Volksnamen. Fast in keinem Stamme hatte es an einer Partei gefehlt, welche die straffe Ordnung der Ruten und Beile der deutschen Häuptlingsanarchie vorzog. Als diese in ihre alten Rechte wieder eingesetzt war und sie mit all der Hitze, die jede Reaktion kennzeichnet, aufs neue zu missbrauchen begann, da mochte sich wohl auch in manchem Krieger, der eben noch unter dem Banner Armins seinen Speer geschwungen hatte, die Empfindung regen, dass die Herstellung echt germanischer Freiheit ein Erfolg von zweifelhaftem Werte sei. Nichts hatte die Deutschen lebhafter gegen die Eroberer aufgereizt, als dass in ihrer Mitte nach römischer Weise Recht gesprochen wurde; unter den Gefangenen der Teutoburger Schlacht wurden die Juristen mit den ausgesuchtesten Martern
213 hingemordet. Es war nicht so sehr der Inhalt des Rechtes, der diesen Sturm erregt hatte — denn das *ius gentium* der Römer war geschmeidig genug, um sich den Sitten jeder unterworfenen Völkerschaft einigermaassen anzupassen —; nein, das Rechtnehmen als solches, der Zwang, sich einer Obrigkeit zu beugen und ihre Eingriffe in die Privatsachen des Einzelnen zu dulden, war den „freien“ Deutschen unerträglich erschienen. Aber kaum hatte man ihn beseitigt und die Segnungen der altgewohnten „Freiheit“ wieder genossen, so schuf man sich selbst einen Zwang ganz ähnlicher Art. Der magistratlose Zustand hörte auf, und durch die Volksversammlung wurden Richter aus

der Mitte der Häuptlinge gewählt, die ganz in derselben Weise, wie die römischen Statthalter ihre Conventus abzuhalten pflegten, von Dorf zu Dorf reisend Recht sprechen sollten. Auch dass ihnen ein Kreis von Notabeln aus den Gauleuten als Berater zur Seite stand, war eine Nachahmung des römischen Consilium. Noch immer bewahrte sich zwar der deutsche Mann die Freiheit, jede Verletzung seiner Person nicht auf dem Wege des Rechtes, sondern durch Privatfehde zu sühnen. Aber es gab doch wenigstens eine Obrigkeit, bei welcher der Bedrückte Schutz suchen konnte, und natürlich hatte sie das Bestreben, ihre Machtbefugnisse immer weiter auszudehnen. Aus ihren Sprüchen konnte sich allmählich ein Gewohnheitsrecht entwickeln, das sich dann bald in jene starren Formeln kleidete, wie sie den ältesten Rechtsbildungen fast bei allen Völkern eigentümlich zu sein pflegen.

Am folgenreichsten wurde die römische Eroberung für diejenigen Teile des deutschen Volkes, die sich ihr entzogen hatten; denn die Furcht vor der Fremdherrschaft rief unter ihnen zum erstenmal ein wirkliches Königtum ins Leben. Schon früher war der Name vorhanden gewesen, aber in viel beschränkterer 214
Bedeutung. Wie wir oben dargelegt haben, pflegten sich die Deutschen im Kriege der Macht gewählter Herzoge zu unterwerfen und ihnen das Recht über Leben und Tod ihrer Untergebenen zu übertragen. Doch diese ausserordentliche Gewalt dauerte höchstens einige Monate, da der Winter den Feindseligkeiten meist ein Ende machte. Eine Ausnahme trat nur ein, wenn ein Stamm sich auf die Wanderschaft begab. Während er durch weite feindliche Gebiete mit dem Speer in der Hand den Durchzug erzwang, lebte er jahrelang in dauerndem Kriegszustande; und

auch nachdem er sich neue Sitze erkämpft hatte, bedurften diese noch lange Zeit der Verteidigung teils gegen die vertriebenen Bewohner, teils gegen deren Nachbarn, die in den Eindringlingen auch für sich selbst eine Gefahr erblicken mussten. So wurde in diesem Falle das Herzogtum ein dauerndes, und seine Inhaber wurden, um den Unterschied ihrer Stellung gegenüber der gewöhnlichen kurzen Feldherrnschaft auszudrücken, mit einem keltischen Lehnworte *rix* benannt, das dem lateinischen *rex* dem Laute wie dem Sinne nach verwandt war und von den Römern auch so übersetzt wurde. Ob die Führung des Zuges einem Einzelnen oder, wie das nicht minder häufig vorkam, einem Kollegium von zweien oder mehreren übertragen war, machte dabei keinen Unterschied. Denn nicht in der Ausschliesslichkeit des Oberbefehls, sondern nur in seiner Dauer erblickte man das unterscheidende Merkmal des Königtums. Übrigens blieb es noch immer kurzlebig genug. Hatte man sich in den neuen Wohnsitzen häuslich eingerichtet und die ersten Gefahren überwunden, so verschwand es wieder; auf die zweite Generation war es, soweit unsere Nachrichten reichen, niemals übergegangen. Dies hinderte aber nicht, dass auch die Kinder und Enkel der Könige immer eines hohen Ansehns genossen und ihr Geschlecht für alle Folgezeit als der höchste Adel des Stammes betrachtet wurde.

Dass aus einem Amte, welches, nur für den Zweck der Wanderung geschaffen, mit ihr zu Ende ging, eine dauernde Königsgewalt erwuchs, war das Verdienst eines genialen Mannes, der die echt deutsche Fähigkeit, fremde Vorzüge zu begreifen und sich anzueignen, im höchsten Maasse besass, ohne dass er doch das Verständnis für die Eigenart seines Volkes

darüber verloren hätte. Marbod, ein Marcomanne aus edlem Geschlecht, war in frühen Jahren, wahrscheinlich als Geisel, an den Hof des Augustus gelangt und hatte dort Kultur und staatliche Einrichtungen des Römerreiches gründlich kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat sollte dies den Deutschen zugute kommen. Als Drusus vom Rhein her ins Innere Germaniens vordrang, versuchten anfangs die Marcomannen, welche damals am mittleren Main hausten, ihm Widerstand zu leisten; doch eine schwere Niederlage belehrte sie schnell, dass ihre rohe Kraft der römischen Taktik nicht gewachsen war. Da entschlossen sie sich, vor der Fremdherrschaft, die sie in ihrem offenen Gebiet nicht abwehren konnten, hinter die Gebirge Böhmens zurückzuweichen, und wählten den Marbod zum Führer ihres Zuges. So erlangte er ein Königtum, das nach Zweck und Wesen von dem der Cimbern und Teutonen nicht verschieden war; doch wusste er es mit den Mitteln der römischen Verwaltung zu festigen und siebenundzwanzig Jahre lang (9 v. Chr. — 19 n. Chr.) zu behaupten, wodurch es einen ganz neuen Charakter erhielt. Die zahlreichen Völkerschaften, die er seinem Scepter 216
unterworfen hatte, gewannen Zeit, sich an ein Regiment zu gewöhnen, das sich nicht nur Führung im Kriege, sondern auch Recht und Ordnung im Frieden zur Aufgabe gestellt hatte, und die Erinnerung daran wirkte fort, auch als sein Begründer vertrieben war. Denn endlich lehnte sich die Zügellosigkeit der Germanen gegen die ungewohnte straffe Herrschaft auf. Nicht nur seine eigenen Untertanen empörten sich gegen Marbod, sondern auch die Nachbarstämme sahen in dem Königtum, wie er es gestaltet hatte, ein gefährliches Beispiel und bekämpften ihn im Namen

der deutschen Freiheit. Er musste bei den Römern Schutz suchen, und das neu begründete Reich zerfiel in seine ursprünglichen Bestandteile. Doch als die Häuptlinge, von dem Drucke befreit, wieder ihr altes Spiel begannen, lernte man sich bald nach dem Joche zurücksehnen, das man kürzlich abgestreift hatte. Die Marcomannen beriefen die Nachkommen ihres vertriebenen Königs auf den Thron zurück, und von den Völkerschaften des germanischen Ostens, die er unter seiner starken Faust vereinigt hatte, schuf eine nach der andern sich ein neues Königtum. Und wie man schon bei Lebzeiten Marbods gefürchtet hatte, wirkte dies Beispiel auch nach dem Westen hinüber, wo die Häuptlingsanarchie nicht minder schwer auf dem Volke drückte. Bei den Cheruskern war Armin gefallen, weil er angeblich nach der Krone strebte; ein Menschenalter später erbaten sie selbst den letzten Spross seines Geschlechts von den Römern zu ihrem Könige.

Die Schicksale dieser neuen Herrscher pflegen sich in ganz typischer Weise zu entwickeln. Dafern nur ihr Reich nicht so bedrohliche Dimensionen annimmt,
217 wie das marcomannische unter Marbod, finden sie alle bei den Römern lebhafte Sympathien und tatkräftige Hilfe. Denn seit sie auf die Unterwerfung Deutschlands verzichtet hatten, konnte es den zivilisierten Nachbarn nur willkommen sein, wenn die Germanen in feste staatliche Ordnungen hineingezwungen wurden. War es doch bei den freien Stämmen gang und gäbe, dass die Häuptlinge mit ihrem Gefolge und andern Anhängern auf eigene Faust Raubzüge unternahmen. Solche Vorfälle, die für die Provinzen zwar keine Gefahr, wohl aber eine arge Plage waren, konnte ein König verhindern, oder tat er dies nicht, so besass man in ihm doch eine

fassbare Vertretung seines Staates, die man zur Verantwortung ziehn konnte. Dieser Schutz der Römer hat ohne Zweifel sehr viel dazu beigetragen, das Königtum zu verbreiten und zu befestigen. Denn das Eingreifen einer befreundeten Macht in ihre innern Verhältnisse erschien den Germanen durchaus nicht anstössig und hat der Popularität ihrer Herrscher niemals Abbruch getan. Diese pflegte anfangs eine sehr grosse zu sein. Bei seiner Thronbesteigung, ganz gleich, ob sie durch römischen Einfluss, Waffengewalt oder Volkswahl eintritt, wird der König mit überströmendem Jubel begrüsst; jeder erblickt in ihm den Bürgen einer bessern Zukunft, den Retter aus Anarchie und Bedrückung. Aber bald wendet sich das Blättchen. Die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit zwingt ihn zu Maassregeln, die seine Beliebtheit gefährden müssen. Bei den Suionen ging der König so weit, sein Volk aller Waffen zu berauben und sie in Arsenalen, die ein Sklave beaufsichtigte, unter strengem Verschluss zu halten; germanische Männer, für die es gegen den Anstand verstiess, ohne Speer und Schild öffentlich zu erscheinen, mussten das als die tiefste Schmach 218 empfinden. Dies blieb zwar Ausnahme: überall aber waren die Herrscher naturgemäss bemüht, die Macht des Adels zu brechen. Was sie später in einzelnen germanischen Staaten erreichten, dass nur an ihrem Hofe und um ihre Person sich ein Gefolge sammelte, haben sie ohne jeden Zweifel zu allen Zeiten erstrebt. Denn in den Händen von Privatleuten bildeten diese abhängigen Kriegerscharen, die nach Abenteuern dürsteten und auf jeden, wer es auch sei, nach dem Befehl ihres Herrn loszuschlagen bereit waren, eine stete Gefahr für den Staat und mehr noch für den König. Aber wer sie anzutasten wagte, erbitterte

nicht nur die Häuptlinge, sondern in noch höherem Grade die Gefolgsleute, die sich bis dahin an fremdem Tische gemästet hatten und wenig geneigt waren, künftig selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Herr wie Mannen hatten ihre Sippen, ihre Freundschaften und Verbindungen. So verbreitete sich die Unzufriedenheit immer weiter; die Herrschaft, die man zuerst so freudig willkommen geheissen hatte, hielt man bald für eine unerträgliche Tyrannei; überall brachen Aufstände aus, und nach harten Kämpfen wurde endlich der König erschlagen oder fortgejagt. Doch hatte man die neugewonnene Freiheit eine zeitlang genossen, so seufzte man wieder nach ihm zurück und berief seinen Sohn, falls er einen solchen hinterlassen hatte, auf den verwaisten Thron. Denn das Gesetz der Erblichkeit, obgleich es niemals rechtlich formuliert wurde, war doch dem Sinne der Germanen so tief eingeprägt, dass es bei jeder Königswahl den Ausschlag gab.

So kämpften lange Zeit Königtum und Anarchie, aber die geordnete Staatsform breitete sich immer weiter aus und schlug zugleich festere Wurzeln. Hier
219 und da begann sich sogar eine Art von Kabinetsregierung auszubilden, bei der die Kammerdiener des Fürsten einflussreiche Persönlichkeiten waren. Doch wurde nur ausnahmsweise und auf kurze Zeit die Monarchie zum Despotismus. In der Regel hatte der König Grund, die Häuptlinge um ihren Rat zu befragen und auf das Murren der Volksversammlung zu achten, und wollte er seinen Verfügungen Festigkeit und Dauer geben, so liess er sie durch ihr Waffenklirren genehmigen. Auch die Wahl seines Nachfolgers blieb ein Recht des Volkes; doch übte es dieses fast immer im Sinne der Erblichkeit aus, ja

dies Prinzip gewann eine solche Ausdehnung, dass es die deutschen Staaten wieder in die Anarchie zurückzuleiten drohte. Hinterliess ein Herrscher zwei oder mehrere Söhne, so erschien es den Wehrmannen oft als Ungerechtigkeit, einen davon den andern vorzuziehn; denn ein Recht der Erstgeburt kannte man noch nicht. Da nun das Doppelkönigtum den Germanen schon bei ihren Wanderungen eine ganz geläufige Form der Herrschaft gewesen war, stellte man es in solchen Fällen wieder her und berief alle Erbberechtigten zugleich auf den Thron. Doch auf die Dauer liess sich bei einem solchen Gesamtregiment die Einigkeit zwischen den Königen nicht aufrecht erhalten. Man schritt daher zu Teilungen, die sich mit der Vermehrung des Herrschergeschlechts immer weiter fortsetzen konnten. Die Einheit des ursprünglichen Reiches wurde nicht ganz dadurch aufgehoben, da beim Aussterben einer Linie die Stücke sich wieder vereinigten; doch blieb seine Kraft gelähmt, und mitunter kam es selbst zu Bürgerkriegen zwischen den Verwandten und ihren Mannen. So wurden aus den Königen Königlein *(reguli)* oder, wie man sie auch nannte, Prinzen *(regales)*, die von den Häuptlingen der älteren Zeit nicht sehr wesentlich verschieden waren und sich wohl auch kaum viel besser unter einander vertrugen. Immerhin war ihre Macht eine rechtlich begründete, keine bloss tatsächliche; ihre kleinen Reichsteile verdienten den Namen staatlicher Bildungen, so unvollkommen diese auch waren. Ein Fortschritt gegen früher war also jedenfalls bemerkbar.

Damit dieser weitere Folgen habe, war die erste Vorbedingung, dass die Sesshaftigkeit, zu der die Römer einen Teil der Germanen gezwungen hatten, bei diesen fortdauere und ihren Einfluss auch auf

den Osten des deutschen Landes geltend mache. Das Aufsteigen zu einer höheren Stufe der Zivilisation pflegt bei Naturvölkern ein sehr langsames zu sein, und stets neigen sie zu Rückfällen in den kürzlich überwundenen primitiveren Zustand. Immer enger wurde den Germanen ihr Land, denn die Volksvermehrung schritt stetig fort; immer intensiver hätte ihr Ackerbau werden müssen, um die grössere Menschenzahl auf ihrer Scholle zu ernähren. Gewiss wäre die gesteigerte Arbeitslast für die trägen Barbaren zum Segen geworden; doch ihnen selbst wollte dies am wenigsten einleuchten. Mehr und mehr wuchs die Sehnsucht, mit der sie über ihre verengten Grenzen hinausblickten, und jeder Stamm war bereit, aufs neue die Rinder an seine Karren zu schirren und in die weite Welt hinauszuziehn, sobald ein solches Unternehmen irgend eine Aussicht auf Erfolg darbot. Ob die Deutschen die Keime der Zivilisation, die bei ihnen ausgestreut waren, auf dem heimischen Boden grossziehn oder sich wie Wanderheuschrecken zerstörend über die Nachbarländer ergiessen und erst aus der Durchdringung mit einer fremden höheren Kultur eine eigene bei sich ausbilden sollten, hing
221 also wesentlich von der Festigkeit der römischen Grenzen ab. Die Wehrkraft des grossen Nachbarreiches war der entscheidende Faktor auch für das Schicksal unserer Vorfahren.

Zweites Kapitel.

Das römische Heer.

Als mit der Wanderung der Cimbern und Teutonen 222
unsere Vorfahren zuerst in den Gesichtskreis Roms eintraten, war es eben im Begriff, sich eine neue Wehrverfassung zu schaffen, wie sie gerade diesen Feinden gegenüber nicht wirksamer erdacht werden konnte. Auf langem Solddienste beruhend, stellte sie der rohen Kraft jener Naturkinder die hochentwickelte Kunst gewerbsmässiger Soldaten entgegen und sorgte zugleich, indem sie zum ersten Male das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht aufstellte, das hinter den geschulten Heeren unerschöpfliche Volksmassen als Reserve standen. Der Begründer dieses Systems war Marius; seine volle Ausbildung sollte es erst ein Jahrhundert später durch Augustus erhalten.

Das römische Heerwesen wurzelte in einer Zeit, da Steuern und Finanzen noch unbekannte Begriffe waren, der Staat also nur solche Krieger brauchen konnte, die ihn nichts kosteten. Daher lastete die Wehrpflicht nicht auf allen Bürgern, sondern nur auf denjenigen, welche imstande waren, sich selbst für den Krieg auszurüsten; der besitzlose Proletarier blieb davon befreit. Plünderten Volsker oder Etrusker den römischen Acker, oder wollte man zur Vergeltung den

223 ihrigen verwüsten, so hoben die Consuln so viele der Pflichtigen aus, wie ihnen für den Zweck erforderlich schienen; der Bauer nahm Schild und Speer von der Wand, hing ein Säckchen mit Brot über den Rücken und stellte sich in Reih und Glied. Da der Kriegsschauplatz kaum ein paar Meilen vor den Toren lag, konnte man hoffen, in wenigen Tagen wieder daheim zu sein. Zog sich die Sache etwas länger hin und begann die Nahrung spärlich zu werden, so schickte man Botschaft nach Hause, und Frau oder Söhnchen kam ins Lager, um den leeren Brotbeutel mit einem vollen zu vertauschen. Nach Beendigung des Kampfes löste sich das Heer auf und stand im Falle eines neuen Bedarfes ebenso schnell wieder bereit.

Nur solange die Kriege sich in der nächsten Umgebung Roms abspielten, konnten diese einfachen Zustände dauern; aber die Grundsätze, die sich aus ihnen für das Heerwesen ergaben, hat man mit echt römischer Zähigkeit festgehalten, auch als ihre Bedingungen schon seit Jahrhunderten geschwunden waren. Überlebsel früherer Zustände finden sich in Recht und Sitte jedes Volkes; bei keinem aber waren sie zahlreicher und haben sich mit grösserer Hartnäckigkeit behauptet, als bei den Römern. Wie die Stadt ihr Machtgebiet ausdehnte und ihre Waffen in immer weitere Fernen trug, hörte für den Soldaten die Möglichkeit auf, sich während des Feldzuges aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Der Staat musste für seine Verpflegung sorgen, ja er entschloss sich sogar zu Soldzahlungen; auch in Rom fand die Lehre Anerkennung, dass zum Kriege Geld und dreimal Geld gehört. Trotzdem blieb es dabei, dass der Krieger seine Waffenrüstung selber stellen musste, nicht um der geringen Ersparnis willen, die sich hieraus ergab, sondern nur, weil es seit Urväter-

zeiten so gewesen war. Kaum in der allerdringendsten Not griff man dazu, auch die Proletarier auszuheben und auf öffentliche Kosten zu bewaffnen; doch in solchen Fällen stellte man wohl auch Sklaven ein, 224 obgleich sie sonst vom Militärdienste streng ausgeschlossen waren. Die Kriegsmacht Roms wuchs also keineswegs in demselben Verhältnis, wie seine Bürgerschaft sich ausbreitete. Denn mit der Steigerung seiner Macht ging auch die Hebung seiner Kultur, die Entwicklung der materiellen Hilfsquellen Hand in Hand, und die nächste Folge eines solchen Aufschwungs ist immer, dass die Kluft zwischen Arm und Reich weiter gerissen wird und zugleich mit den grossen Vermögen auch die Masse der Besitzlosen sich vermehrt. Unter König Servius dürften noch die meisten Bürger kleine Grundbesitzer gewesen sein, welche die Vorbedingung für den Kriegsdienst erfüllten; nach den punischen Kriegen hatte sich die Zahl der freien römischen Bauern ohne Zweifel bedeutend vergrössert, aber unverhältnismässig stärker das bürgerliche Proletariat.

Auch die fremden Gebiete, die dem Reiche nach und nach angegliedert wurden, trugen zur Vermehrung seiner Kriegsstärke nicht in dem Maasse bei, wie man es nach ihrem Umfang und ihrer Volkszahl erwarten müsste. Wo man auf dem gewonnenen Lande Römer ansiedelte, ohne ihnen das Bürgerrecht zu nehmen, da verwandelte man allerdings Proletarier in Grundbesitzer und machte sie damit waffenfähig. Auch die Gründung latinischer Kolonien verminderte zwar die Bürgerschaft — denn wer sich in die neue Stadt aufnehmen liess, wurde Latiner und hörte auf, Römer zu sein —; doch traf dieser Verlust fast nur die besitzlose Masse und schuf zugleich den Gewinn einer neuen Bundesgemeinde, deren Krieger Seite an Seite mit

den römischen kämpften. Aber diese beiden Arten, eroberte Gebiete nutzbar zu machen, blieben mit wenigen Ausnahmen auf Italien beschränkt und kamen auch hier nicht überall zur Anwendung. Meistens erklärte man das unterworfene Land und seine Bewohner für Staatseigentum, machte also jenes zur Dömäne, diese zu öffentlichen Sklaven. Das klang sehr hart, war aber nicht gar so schlimm gemeint. Denn fast immer überliess man den Grund und Boden seinen früheren Eigentümern zur Nutzniessung und machte das Recht des Eroberers nur insofern geltend, als man von ihnen Kopf- und Grundsteuern erhob. Im Rechtssinne blieben sie nichtsdestoweniger Knechte, was für sie die sehr annehmbare Folge hatte, dass sie zum Kriegsdienst garnicht oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen verwendet wurden. Viele Landschaften Italiens und die grosse Masse des Provinzialgebietes vermehrten die militärische Macht Roms also nur durch ihre Tribute, nicht durch ihre waffenfähige Mannschaft.

In einer andern Lage befanden sich diejenigen Staaten, die nicht durch Eroberung, sondern durch Bündnis zu Rom in Abhängigkeit getreten waren. Steuern konnte man ihnen nicht abverlangen; dafür nahm man ihre Kriegshilfe bis zu dem Maasse in Anspruch, wie es der Vertrag jedes einzelnen erlaubte. Je nach den Verpflichtungen, die sie übernommen hatten, waren also ihre Leistungen sehr verschieden, bei den meisten aber ziemlich gering. Wenn man in Spanien Krieg führte, wurden wohl auch die spanischen Verbündeten mit herangezogen, wenn in Syrien, die syrischen; aber während der römische Bürger überall kämpfte, wo es Not tat, wurde der Bundesgenosse nur selten fern von seiner Heimat verwendet. Ganz abgesehn von den Schwierigkeiten des Trans-

portes, wusste man eben mit so buntscheckigen Heeren nichts anzufangen, wie sie sich aus den Contingenten aller der Völkerschaften, die den Römern dienstbar waren, notwendig ergeben hätten; der Feldherr hätte 226
die Kampfart, die jeder seiner Truppen eigentümlich war, nicht gekannt, der fremde Soldat das lateinische Kommando nicht verstanden. Regelmässigen Zuzug verlangte man daher nur von den Verbündeten, welche den Römern an Sprache, Sitten und Bewaffnung gleichartig waren. Wenn man die Hülfe der ausseritalischen Bundesstaaten nur gelegentlich anrief, fehlten die Cohorten der Latiner in keinem römischen Heere.

Die Streitmacht, die man einem Consuln anvertraute, bestand in der Regel aus zwei Legionen und zwei Alae, so benannt, weil ihnen im Kampfe die Plätze auf den beiden Flügeln eingeräumt wurden, welche die gefährlichsten, aber eben darum auch die ehrenvollsten waren. Jene wurden aus römischen Bürgern gebildet, diese setzten sich aus den Cohorten zusammen, deren jede das Contingent einer italischen Bundesstadt umfasste. Die Legion zählte je nach dem Bedürfnis 4—6000 Mann, und die Ala pflegte ihr gleich zu sein. Der herrschende Staat stellte also regelmässig die volle Hälfte der Armee. Ja seit im Jahre 89 v. Chr. das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, fiel das bundesgenössische Element, wenigstens soweit es ständig gewesen war, ganz hinweg. Die Untertanen und die provinzialen Verbündeten bot man zwar noch hin und wieder auf, doch liegt es in der Natur der Sache, dass diese Streitkräfte um so unbrauchbarer geworden waren, je weniger man sie gebraucht hatte.

So lastete der Kriegsdienst mit voller Schwere auf Römern und Latinern, und unter diesen ausschliesslich auf den Besitzenden, d. h. in erster Linie

auf den Bauern und Ackerbürgern. Denn der städtische Gewerbebetrieb war unbedeutend, und die Zahl
227 der grossen Grundbesitzer natürlich viel zu klein, um für die Zusammensetzung der Heere irgendwie in Betracht zu kommen. Solange Rom sich noch mit seinen nächsten Nachbarn herumschlagen musste, erschien es ganz natürlich, dass der Bauer, welcher durch die Verwüstung der Äcker und das Wegtreiben von Vieh und Knechten am schwersten geschädigt wurde, zur Verteidigung von Hab und Gut selber die Waffen ergriff. Auch war diese Pflicht nicht eben drückend, da die Kriege sich meist in kurzen Sommerfeldzügen abspielten. Bot sich eine militärische Aufgabe, so hob der Beamte, dem ihre Lösung übertragen war, die nötige Anzahl von Bürgern aus und befahl zugleich den Bundesgenossen, die entsprechenden Contingente zu stellen. War der Kampf beendet oder wurde der Feldherr abberufen, so kehrten mit ihm meist auch seine Krieger in die Heimat zurück. Der neue Magistrat hatte für ein neues Heer zu sorgen und stellte, soweit es anging, nur solche Leute ein, die bei dem früheren Ausmarsch zu Hause geblieben waren. Dies änderte sich, als die punischen Kriege das Reich zwangen, seine ganze Wehrkraft bis aufs äusserste anzustrengen. Lange Jahre musste jetzt der Bauer seinem Acker fern bleiben; das Gut verkam, die Familie darbte und musste Schulden machen, und kehrte er endlich schlachtenmüde heim, so war aus dem behäbigen Grundbesitzer oft ein Proletarier geworden. Dies ertrug man mit opferfreudiger Hingebung, solange die Existenz des Staates auf dem Spiele stand; man liess es sich seufzend gefallen, solange noch grosse Ziele winkten, deren Bedeutung auch der gemeine Mann begriff. Aber seit dem Ende

der macedonischen Kriege fand man kaum noch einen Feind, dessen Besiegung solcher Opfer würdig schien. Zwar ruhten auch jetzt die Waffen nie; immer wieder 228
musste der Römer Weib und Kind verlassen, um in Afrika oder Macedonien, in Spanien oder Syrien ein jahrelanges Lagerleben zu führen. Doch die Aufgaben, die ihm jetzt gestellt waren, konnten ihn nicht dazu begeistern. Es galt Aufstände niederzuschlagen oder wilde Horden zu züchtigen, welche die Provinzen gebrandschatzt hatten. Die Untertanen, die für den stolzen Bürger nur als Steuerzahler ein Interesse hatten, wollten doch von ihm verteidigt sein; und um ihre Äcker zu schützen, sollte er den seinen dem Verfall überlassen!

Zum Ruin des kleinen Besitzes in Italien wirkten viele Gründe zusammen, aber ohne Zweifel war der Kriegsdienst einer der gewichtigsten. Was half es, dass die Gracchen durch ihre Ackergesetze einige Tausend neuer Bauernhöfe schufen, wenn durch die lange Abwesenheit ihrer Herren die Wirtschaft vernachlässigt wurde, Schulden sich auf den Besitz häuften und er zuletzt doch in kapitalkräftige Hände übergehn musste. Die Heilmittel, welche die vornehmen Herren Demokraten anwandten, richteten sich nur gegen Symptome; das Übel an der Wurzel zu fassen, blieb dem Bauernsohne Marius vorbehalten, der aus eigener Erfahrung wusste, wo den kleinen Mann der Schuh drückte. Auch seine Reform sollte sich freilich in ihren schliesslichen Folgen unheilvoll erweisen, doch schuf sie wenigstens die erste Bedingung für ein ruhiges Gedeihen der Landwirtschaft. Wenn nur nicht derselbe Marius zugleich das Elend der Bürgerkriege über sein Vaterland heraufbeschworen und so mit der einen Hand genommen hätte, was er mit der andern gab!

Während sich der kleine Eigentümer in fernen
229 Kriegen ruinierte, war der Besitzlose noch immer vom regelmässigen Dienste ausgeschlossen. Und doch wären Sold und Beute, welche die Verarmung des Bauern oder Handwerkers nur in den seltensten Fällen aufzuhalten vermochten, dem Proletarier als köstlicher Preis erschienen. Wäre es ihm nur gestattet gewesen, mit Freuden hätte er die Waffen ergriffen, unter deren Druck die gesetzlich Berufenen seufzten. Diesen Zustand beseitigte Marius, indem er die Wehrpflicht zu einer allgemeinen machte und ohne Rücksicht auf den Besitz in erster Linie diejenigen einstellte, welche sich selber anboten. Scheinbar war diese Neuerung sehr unbedeutend; sie brauchte nicht einmal durch Gesetz eingeführt zu werden, sondern vollzog sich einfach auf dem Wege der Verwaltung. Denn zu allen Zeiten hatten die Consuln das Recht gehabt, die Proletarier auf Staatskosten zu bewaffnen; doch pflegten sie nur in der äussersten Notlage des Staates Gebrauch davon zu machen. Marius tat es ohne solchen Zwang und erhob dadurch zur Regel, was früher Ausnahme gewesen war. Denn natürlich war das Verfahren, welches er zuerst bei der Aushebung anwandte, so populär, dass auch seine Nachfolger, obgleich sie gesetzlich nicht behindert waren, auf die frühere Übung zurückzugreifen, sich doch durch die Stimmung des Volkes zur Nachahmung gezwungen sahen.

So unscheinbar sich diese Neuerung einführte, bedeutete sie doch nichts geringeres, als eine Umkehrung aller militärischer Verhältnisse Roms, die bald auch auf die politischen einwirken sollte. Nach wie vor war jeder Bürger verpflichtet, unter die Fahnen zu treten, sobald die Obrigkeit es ihm befahl.

Die Möglichkeit der Aushebung fand ihre Grenze allein in der Zahl der Römer, die Waffen tragen konnten; ihr Material war also fast unerschöpflich. Aber der gesetzliche Zwang kam nur zur Anwendung, soweit die freiwilligen Meldungen nicht genügten. Diese liefen natürlich nur von solchen Leuten ein, die, wenn sie ins Feld zogen, zu Hause nichts versäumten. Ausser dem kleinen Häuflein vornehmer Jünglinge, welche durch den Kriegsdienst ihre politische Laufbahn einleiteten, waren es Landstreicher und arme Teufel. Hatte man früher die Proletarier nur in der dringendsten Not aufgeboten, so bildeten sie jetzt den regelmässigen Bestand der Heere, und statt ihrer waren die Eigentümer zur Reserve geworden, auf die man nicht ohne zwingendes Bedürfnis zurückgriff. Im Drange der Bürgerkriege geschah dies zwar sehr oft, aber der Charakter der römischen Heere bestimmte sich nicht nach solchen Ausnahmen, so zahlreich sie auch sein mochten, sondern nach den Elementen, aus welchen ihr dauernder Kern bestand. Wie früher die Blüte des Volkes, so repräsentierten sie jetzt dessen Hefe.

Politisch mochte dies schwere Bedenken haben: militärisch war es zunächst ein unverkennbarer Fortschritt. Wer nicht daneben noch Bauer oder Handwerker, sondern nur Soldat ist, der ist gewiss nicht der schlechteste Soldat. Dass auch auf kriegerischem Gebiete nur der Spezialismus zur Vollkommenheit führt, hatte Rom schon vor Jahrhunderten aus mancher schweren Erfahrung lernen können. Nach jedem Feldzuge hatte man das Heer aufgelöst; eine militärische Ausbildung im Frieden war unbekannt gewesen, und in den frühesten Zeiten hatte man auch kaum Gelegenheit gehabt, ihren Mangel zu empfinden. Denn die

kleinen Nachbarvölker, mit denen man sich herumschlug, wussten ebensowenig von Kriegskunst und
231 soldatischer Schulung, wie ihre römischen Gegner. Doch während man hier mit Volskern, Aequern und Etruskern in naturwüchsiger Rohheit Hiebe wechselte, waren im höher entwickelten Osten Heere von Berufssoldaten entstanden, die durch lebenslange Übung die Technik des Waffenhandwerks bis zur höchsten Vollendung entwickelten. Zwar war es zusammengelaufenes Gesindel ohne Vaterland und Pflichtgefühl. Von schlechten Feldherrn geführt, zerfielen sie daher leicht in wilde, ordnungslose Banden und wurden dem Staate, den sie verteidigen sollten, oft gefährlicher, als seinen Feinden. Trat aber der rechte Mann an ihre Spitze, so besass er in diesen Söldnerscharen ein Werkzeug von unvergleichlicher Sicherheit und Schneidigkeit: jeder Mann ein studierter Fechtmeister, jede Truppe durch vieljähriges, nie unterbrochenes Exercitium zusammengeschweisst und auf die schwierigsten Manöver eingedrillt. Und dann hatte das Leben dieser Vagabunden an sich gar keinen Wert; je weniger man nach dem Friedensschlusse abzulohnen hatte, desto vorteilhafter für den Staat. Man brauchte sie also nur zu schonen, soweit der Krieg selbst dies erforderte. Für den Feldherrn spielten sie ganz dieselbe Rolle, wie Pferde oder totes Material, und keiner hatte die Verantwortung zu fürchten, wenn er eine Entscheidung mit ungeheurem Menschenverlust erzwang. In den Händen eines Pyrrhus und Xanthippus, eines Hamilkar und Hannibal waren solche Heere eine Waffe, der die ungeschulte Naturkraft römischer Bauern unmöglich widerstehen konnte. Trotzdem blieben diese Bauern, nachdem sie Niederlage auf Niederlage ertragen hatten, zum Schlusse dennoch Sieger, und der

Grund für diesen Sieg war ebenso, wie für die Niederlagen, ihre primitive Wehrverfassung.

Die Anwerbung und der Unterhalt von Söldnern 232
sind äusserst kostspielig; ein Heer, das sich aus solchen Elementen zusammensetzt, kann daher niemals sehr zahlreich sein, ohne die finanziellen Kräfte des Staates schnell zu erschöpfen. Für die Entscheidung der einzelnen Schlacht kam die Überzahl, mit der die römischen Milizen auftreten konnten, freilich nur bei ungeschickten Feldherrn in Betracht. Im Winter 1870/71 haben wir selbst es erlebt, wie ungeheure Massen wenig geübter Rekruten an der Disziplin und Schulung unserer kleinen Heere immer wieder zu Schanden wurden, und im Altertum musste das Übergewicht der Ausbildung über die Menge sich noch mehr fühlbar machen. Wenn man auf eine Million Flintenkugeln nur mit hunderttausend erwidern kann, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, dass jene vielleicht nicht zehnmal, aber doch wenigstens fünfmal so viel Verheerungen anrichten werden, selbst wenn sie von ungeschickteren Händen abgeschossen sind. Dagegen konnte in der geschlossenen Ordnung des antiken Nahkampfes immer nur die erste Reihe von ihren Waffen Gebrauch machen, und hier fand der einzelne Mann nicht mehr als *einen* Gegner vor sich, weil seine Nebenmänner die andern von ihm abzogen. Im reinen Frontalangriff, der die Regel bildete, konnte sich die Übermacht nur darin äussern, dass in die Stellen der Gefallenen und Verwundeten immer frische Kräfte nachdrängten; sie kam also nur successive, nicht gleichzeitig zur Geltung. Da nun ein geübter Fechter sehr schnell mit dem rohen Naturkämpfer fertig wird und die steten Exercitien, denen die Söldner sich unterzogen, auch ihre Aus-

dauer stählen mussten, konnten wohl die meisten, ohne sehr zu ermatten, drei oder vier Bürgersoldaten
233 nach einander abtun. Dazu mussten Männer, die den Krieg zu ihrem Gewerbe gemacht hatten, schon durch die Gewohnheit der Gefahr eine grössere Kaltblütigkeit besitzen, und dies Moment spielte in den Kämpfen des Altertums eine viel bedeutendere Rolle als heutzutage. Ist durch Aufregung der Kopf benommen und das Auge getrübt, so kann man wohl noch Kugeln ins Blaue hinein versenden, von denen doch immer die eine oder die andere trifft, aber wohlgezielte Stösse parieren und die Blössen des Gegners erspähen wird dann zur Unmöglichkeit. Und begann die Furcht erst an einer Stelle ihre Wirkung zu äussern, so war auch dies den antiken Heeren verhängnisvoller als den modernen. Bei uns wird fast jedes Bataillon gesondert in den Kampf geführt; es siegt für sich oder flieht für sich. Die Schlachtordnung des Altertums dagegen bildete eine fest geschlossene Masse, in der jeder Stimmungswechsel des einzelnen Teiles sich durch die unmittelbare Berührung schnell über das Ganze fortpflanzte. Was half es da, dass die hinteren Reihen noch garnicht ins Gefecht gekommen waren? Wenn ihre vorn stehenden Kameraden sie mit angstverzerrten Gesichtern rückwärts drängten, so vermochten sie nur in den seltesten Fällen der moralischen Ansteckung zu widerstehn, und schnell wurde die Flucht eine allgemeine. Und während heute die Verfolgung einen ganz neuen Abschnitt des Gefechtes bildet und oft erst beginnt, wenn die Fühlung mit dem Feinde schon verloren ist, schloss sie sich damals unmittelbar an den heissesten Kampf. Der Soldat sah dicht vor sich plötzlich den Rücken desselben Gegners, der ihm eben noch die Brust gezeigt hatte,

und schlug mit erneuter Freudigkeit drauf los, bis ihm der Arm erlahmte. Daher die grauenvollen Verluste, welche der Besiegte fast immer zu erleiden pflegte, auch wenn der Sieger nur wenige Mann einbüsste. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn uns die alte Geschichte so häufig von der Vernichtung ungeheurer Massen durch ganz kleine, aber tüchtige Heere zu berichten weiss.

Etwas anders gestaltete sich der Kampf, wenn man nicht einfach Front gegen Front stritt, sondern durch Überflügelung, Flankenangriff, Hinterhalt oder andere künstlichere Mittel zu wirken suchte. Doch auch diese waren den Söldnerführern, die den Krieg als Kunst studiert hatten, viel geläufiger, als den jährlich wechselnden Bürgergeneralen Roms, und zugleich waren ihre Truppen zu jedem Manöver komplizierterer Art auch viel besser zu brauchen. So mussten sie trotz ihrer geringeren Menge im Anfang des Krieges fast ausnahmslos die überlegenen sein; aber in seinem weiteren Verlaufe hörte dies nach und nach auf. Denn jede Schlacht, auch die siegreiche, riss Lücken in die ohnehin schon dünnen Reihen der Söldnerschar, und geschulte Soldaten liessen sich nicht so leicht ersetzen, wie die rohen Fäuste der Landmiliz. Hatte das Leben der Landsknechte für den Staat keinen Wert: für den Krieg war es um so kostbarer. So wurde auf der einen Seite das Heer immer schlechter, je mehr Rekruten in die leergewordenen Stellen einrückten, und auf der anderen bildeten sich die Bürger und Bauern im Verlaufe des Kampfes allmählich zu geübten Soldaten aus. Denn war der Krieg lang und schwer, so konnte man nicht, wie man sonst pflegte, für jeden Feldzug neue Leute ausheben, sondern der gediente Mann musste wieder

und wieder gegen den Feind, und die Truppenmacht gewann den Charakter eines stehenden Heeres. Auf diese Weise kamen die Gegner in der Qualität ihrer Soldaten einander immer näher; da nun das Übergewicht der Zahl auf Seiten der Miliz verblieb, musste diese zum Schlusse doch den Sieg gewinnen. Freilich kam er meist so spät und kostete jedesmal so unermessliche Opfer, dass man an der Vorzüglichkeit dieses Wehrsystems dennoch irre werden konnte.

Seit der Reform des Marius kämpfte auch Rom mit Berufssoldaten. Denn der Proletarier, der freiwillig in das Heer eintrat, wollte vom Kriegsdienst leben und wird sich daher, auch nachdem er entlassen war, doch bei jeder neuen Aushebung wieder gemeldet haben. Es ist daher kein Zufall, dass erst in dieser Zeit ein kunstgemässer Fechtunterricht in der römischen Armee eingeführt wurde. War es doch nur durch jahrelange Übung erreichbar, dass alle Handgriffe desselben dem Soldaten zur zweiten Natur wurden und das Bewusstsein seiner Geschicklichkeit ihm jenes kalte Blut verlieh, das die Legionen der ersten Kaiserzeit so unwiderstehlich machte. Ihre Schlachten unterschieden sich nur dadurch von Exercitien, dass Blut floss; jede Bewegung des Einzelnen und der Massen wurde dabei mit solcher Sicherheit und Ruhe ausgeführt, wie auf dem Paradefelde.

Diese Vollkommenheit liess sich freilich nur erreichen, wenn die Mannschaften dauernd in dem gleichen Truppenverbande blieben, und solange die republikanische Staatsform bestand, war dies keineswegs die Regel. Der Soldat leistete seinen Eid nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn; wurde dieser abberufen, was bei dem schnellen Wechsel der römischen Beamten meist schon nach ein bis zwei Jahren geschah,

so pflegte das Heer entlassen zu werden. Mochten auch zum Teil dieselben Leute sich in die neugebildeten Legionen aufnehmen lassen, so war doch ihr früherer 236
Zusammenhang verloren; der Einzelne focht noch ebenso gut wie vorher, aber die Präzision der Massenbewegungen konnte nicht mehr die alte sein. Allen Anforderungen entsprachen also diese Söldnerheere nur, wenn ihre Führer lange Zeiträume hindurch dieselben blieben: aber solche dauernde Gewalten, wie die des Marius, Sulla, Pompeius, Caesar, waren nicht mehr republikanisch, sondern Vorläufer der Monarchie, die allein imstande war, alle Konsequenzen der Marianischen Reform zu ziehen.

Gelangte bei den kurzen Kommandos die Ausbildung der Söldnerheere nicht zum Abschluss, so machte sich bei den langen ihre Kostspieligkeit in drückendster Weise geltend. Hatte der Soldat erst mehrere Jahre nacheinander unter demselben Feldherrn gedient, so erhob er den Anspruch, dass dieser auch nach der Entlassung seine Zukunft vor Not sichere, und die öffentliche Meinung gab ihm ein Recht zu dieser Forderung. Schon seit den frühesten Urzeiten war jeder vornehme Römer von Scharen armer Klienten umgeben. Sie bildeten sein Gefolge, wenn er öffentlich erschien, agitierten bei Wahlen und sonstigen Volksversammlungen in seinem Sinne und suchten überhaupt Einfluss und Ansehen ihres Patrons in jeder Weise zu heben. Dafür verlangten sie aber nicht nur, dass die Macht, die zum grossen Teil ihr Werk war, auch vor Gericht oder wo sich sonst Protektion wirksam zeigen konnte, zu ihren Gunsten angewandt werde, sondern auch, dass ihr Schutzherr für ihren materiellen Unterhalt sorge. Diese Pflicht wurde allgemein anerkannt, und der fürstliche Reichtum, den damals fast

jeder angesehene Senator besass, setzte ihn auch in
237 den Stand, sie einigermaassen zu erfüllen. Die entlassenen Soldaten betrachteten sich allesamt als Klienten ihres früheren Feldherrn; von ihm erwarteten sie, dass er sie nicht im Elend verkommen lasse, und dieses Verlangen war bei denjenigen, deren Blut ihm Ruhm und dem Vaterlande Schutz gewährt hatte, gewiss viel berechtigter, als bei all den Pflastertretern, die sich auf dem Markt um ihn drängten und seinen Volksreden Beifall brüllten. Aber für so viele reichte das Vermögen eines Einzelnen nicht hin; er musste den Staat zu Hilfe rufen. So endete im letzten Jahrhundert der Republik kaum ein länger dauerndes Kommando, ohne dass grosse Ackerverteilungen beantragt wurden, um den Veteranen zu Grundbesitz zu verhelfen.

Nachdem Rom seine ganze Domäne in dieser Weise vergeudet hatte, sah es sich gezwungen, für ungeheure Summen Landankäufe zu machen, und was es damit erreichte, war nur eine Minderung seiner Wehrkraft. Denn die Ansprüche, welche man an die militärische Ausbildung stellte, hatten sich unterdessen so gesteigert, dass der Rekrut zum Kampfe kaum noch als brauchbar galt. Und doch musste man sich mit diesem geringwertigen Material begnügen, wenn Leute, die nach zehn- bis zwölfjährigem Dienste noch in der Blüte ihres Lebens standen und einen trefflichen Kern für neue Heere hätten abgeben können, es in heissen politischen Kämpfen erzwangen, dass man sie aus guten Soldaten zu schlechten Landwirten machte.

So heftig die Ackergesetze in Senat und Volksversammlung auch immer wieder bekämpft wurden, die Veteranenversorgung setzte sich durch; die öffentliche Meinung sprach zu laut dafür, als dass sie sich

trotz der unerschwinglichen Kosten hätte beseitigen lassen. Wohl aber konnte man sie erträglicher machen, wenn die Zahl der Empfangenden mit einiger Gleich- 238
mässigkeit über die verschiedenen Jahre verteilt und zugleich beträchtlich vermindert wurde. Beides war dadurch zu erreichen, dass man den Soldaten länger unter der Fahne hielt und dass Aushebung und Entlassung nicht mehr nach dem zeitweiligen Bedürfnis, sondern nach einer festen Regel stattfanden. Drängte so schon die finanzielle Not auf die Gründung eines stehenden Heeres hin, so wirkten die militärischen Aufgaben, die dem Reiche damals gestellt waren, gleichfalls nach derselben Richtung.

Ebenbürtige Feinde besass Rom nicht mehr, und doch kamen seine Waffen niemals zur Ruhe. Denn überall war das unterworfene Gebiet teils umgeben, teils auch durchbrochen von den Wohnsitzen kleiner, unabhängiger Stämme, die ihre barbarische Raubsucht immer wieder auf Kosten der Provinzen zu befriedigen suchten. Sie zu besiegen, war leicht genug; desto schwerer, sie auszurotten oder zu dauernder Ruhe zu zwingen. Denn sie hausten in Wüsten, sumpfigen Urwäldern oder wilden Gebirgen, wo ein zivilisiertes Heer kaum eindringen, geschweige denn alle Schlupfwinkel durchsuchen und ihre Bewohner unschädlich machen konnte. So liess man sie denn meist, wo sie waren, und sorgte nur dafür, dass sie die friedlichen Landschaften nicht zu schwer belästigten. In der Mehrzahl der Provinzen fand also der römische Soldat sehr wenig zu kämpfen, ohne dass doch seine Anwesenheit entbehrlich gewesen wäre; denn nur die Furcht vor seinen Waffen hielt die räuberischen Nachbarn etwas im Zaume. Für diesen Polizeidienst genügten sehr kleine Truppen, nur ständig mussten sie sein, und

wenn der Krieger das Gebiet und die Kampfweise derjenigen Feinde, mit denen er sich immer wieder
239 zu messen hatte, durch langjähriges Verweilen in derselben Garnison ganz genau kennen lernte, so war er für seine Aufgabe jedenfalls brauchbarer, als wenn er fast alljährlich zugleich mit den Proconsuln wechselte.

So zwingend diese Gründe auch scheinen, konnte es die römische Republik, obgleich sie immerfort Soldaten unter den Waffen hatte, doch nicht zu einem stehenden Heere bringen. Denn wie die Rekruten nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn Treue und Gehorsam schwuren, so fanden auch die Veteranen nicht im Staate, sondern in seiner Person die Bürgschaft ihrer Versorgung. Ein gesetzliches Recht darauf besassen sie ja nicht, und ihr moralischer Anspruch liess sich nur durchfechten, wenn ein starker politischer Einfluss ihm seinen Schutz lieh. Sie waren daher nicht geneigt, den persönlichen Zusammenhang mit ihrem General zu opfern, indem sie in die Dienste seines Nachfolgers übertraten, der vielleicht minder angesehn und mächtig war. Die Voraussetzung des stehenden Heeres war daher der stehende Feldherr, und dieser fand sich erst im Kaiser.

Augustus knüpfte das Recht auf Altersversorgung an eine bestimmte, ziemlich hoch bemessene Zahl von Dienstjahren, und auch wenn diese erfüllt war, begründete sie nur einen Anspruch, dessen Befriedigung noch recht lange auf sich warten lassen konnte. Denn der Soldat war nicht berechtigt, seinen Abschied zu fordern; er musste warten, bis der Imperator, dem er geschworen hatte, ihn seines Eides entband, und dies geschah nicht leicht, solange er zum Kampfe noch tauglich war. So füllten sich die Legionen mit kriegsgewohnten Graubärten, unter denen die kleine Anzahl

von Rekruten, die zu ihrer Ergänzung nötig war, ganz verschwand. Brachte schon dies bedeutende Ersparnisse, so wurden sie noch gesteigert durch die neuen Rangunterschiede der Truppen, nach denen sich der Sold während des Dienstes und die Geschenke nach der Entlassung mannigfach abstuften.

Ehe das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, hatte man immer die Hälfte der Kriegslast auf nichtrömische Schultern abgewälzt. Auf diese alte Sitte griff Augustus wieder zurück, nur in Formen, die den veränderten Zeitverhältnissen angepasst waren. Früher hatte man nur die Verbündeten zur Hilfe herangezogen; die Untertanen blieben vom Militärdienst, der als Ehrenpflicht des freien Mannes galt, in der Regel ausgeschlossen. Seitdem aber hatten sich die italischen Bundesstaaten in Bürgergemeinden verwandelt, und die provinziellen waren zu wenig zahlreich, ihre Einwohner auch meist zu unkriegerisch, als dass sie dem römischen Heere eine nennenswerte Verstärkung hätten bieten können. So bildete denn Augustus die nichtbürgerliche Hälfte seiner Armee aus den unterworfenen Volksstämmen, was grosse Vorteile mit sich brachte. Diese Soldaten waren aus Knechten des römischen Volkes hervorgegangen; sie durften also keine Ansprüche machen, wie die stolzen Bürger, sondern mussten, was man ihnen gewährte, als Gnade hinnehmen. Sie bekamen den Sold, der für ihren Unterhalt genügte — natürlich einen geringeren als die Legionare —, doch ihre Altersversorgung ging den römischen Staat nichts an. Der Kaiser tat genug, wenn er nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit ihnen und ihren Familien das Bürgerrecht verlieh, wodurch sie Steuerfreiheit und eine bevorzugte Sonderstellung innerhalb ihrer Heimatgemeinden er-

langten; wie sie sich nach der Entlassung ernähren wollten, war ihre Sache.

241 Unter diesen Umständen konnte man freilich nicht erwarten, dass sich die Leute zum Kriegsdienst drängen würden. Während sich das Bürgerheer noch immer zumeist aus Freiwilligen rekrutierte, bildete man die untertänigen Truppen durch zwangsweise Aushebung. Die Stellung ihrer jungen Mannschaft wurde als eine Art Blutsteuer betrachtet, die auf den unterworfenen Völkern lastete, und einzelnen, die man besonders stark heranzog, vergalt man diese Leistung durch Freiheit von allen sonstigen Abgaben.

Trotzdem war dieser Teil des Heeres recht wohlfeil, dafür aber nicht sehr zuverlässig; denn er ging aus halb oder ganz barbarischen Völkerschaften hervor, in denen sich die Neigung zum Aufstande immer wieder regte. Ein gewisses Misstrauen gegen ihn gibt sich daher schon in seiner Organisation kund. Die Einheit des Bürgerheeres war die Legion, die in zehn Cohorten von je sechs Centurien zerfiel. Obgleich sie ihre Normalstärke von fünftausend Mann wohl nur selten erreichte, blieb sie doch immer eine Körperschaft von ansehnlichem Umfange, die schon für sich allein den bescheidenen Anforderungen des Altertums als fertiges Heer gelten konnte. Dagegen besassen die untertänigen Truppen keine grösseren Korps als diejenigen, welche man beim Fussvolk Cohorten, bei der Reiterei Alae nannte; beide zählten höchstens je tausend, in der Regel nur fünfhundert Mann. Offenbar scheute man bei diesen Soldaten den Zusammenhang grosser Massen und das Kraftgefühl, das er zu erwecken pflegt. Der Bürgerlegion gegenüber sollte jeder einzelne Truppenkörper ohnmächtig sein, und dass nicht gar zu viele sich zu gemeinsamem Handeln

vereinigten, dafür sorgte unter gewöhnlichen Umständen die Verschiedenheit der Nationalitäten und Interessen, 242
welche die meisten von einander trennte.

In der bevorzugten Hälfte der Armee lassen sich drei Hauptbestandteile unterscheiden, deren Privilegien sich danach abstuften, wie alt das Bürgerrecht ihrer Werbebezirke war. Zum Dienst in der Garde wurden nur diejenigen zugelassen, welche aus Rom selbst oder aus den ihm zunächst gelegenen Landschaften, Latium, Etrurien und Umbrien, oder aus den ältesten Bürgerkolonien herstammten; die Legionen rekrutierten sich aus dem übrigen Italien; die Bürger der Provinzen und die Freigelassenen wurden in die Freiwilligencohorten eingestellt. Allerdings galten diese Regeln nur, soweit die Meldungen aus den betreffenden Bezirken in genügender Zahl einliefen. Entsprach das Ergebnis der Werbungen nicht dem Bedürfnis, so füllte man die Lücken aus den minder berechtigten Landschaften. Denn die Bürgerschaft durch erzwungene Aushebungen zu drücken, vermied man, solange die Verhältnisse dies irgend gestatteten. Alle drei Klassen besassen das Recht, nach ihrer Entlassung auskömmlichen Grundbesitz aus öffentlichen Mitteln zu fordern; doch die Prätorianer erhielten doppelten Sold und brauchten nur sechzehn Jahre zu dienen, während zwanzig dem Legionar gesetzlich auferlegt waren und diese Zahl mitunter bis zum Doppelten überschritten wurde. Für die Cohorten der Freiwilligen scheint der Minimalsatz, wie für die Untertanen, fünfundzwanzig Jahre gewesen zu sein; auch erwies man ihnen nicht das Vertrauen, sie in grosse Heerkörper zusammenzufassen, sondern gab ihren einzelnen Abteilungen nur die bescheidene Kopfzahl, die bei den untertänigen Truppen üblich war.

Die Garde bestand während des grössten Teiles der Kaiserzeit aus zehn Cohorten von je tausend Mann. Die Zahl der Legionen schwankte zwischen fünfund-
243 zwanzig und dreissig. Freiwillige Cohorten gab es unter den julischen Kaisern mindestens zweiunddreissig, was der Kopfzahl von drei bis vier Legionen gleichkam; später gingen sie zum Teil ein, zum Teil füllten sie sich mit Untertanen und sanken so auf den Rang der gewöhnlichen Cohorten herab. Alles in allem werden die Bürgersoldaten bis auf Diocletian kaum je die Zahl von 180000 erreicht haben. Das gesamte Reichsheer darf man auf 300—350000 schätzen, sehr wenig für ein Gebiet, das sich von Schottland bis Mesopotamien ausdehnte und von feindlichen Stämmen überall umgeben und durchsetzt war.

Doch diese kleine Macht hat sich drei Jahrhunderte lang zu behaupten gewusst und wäre auch weiter auf ungemessene Zeit allen ihren Gegnern überlegen geblieben, wenn ihre Organisation sich unverändert hätte erhalten können. Denn für die Abwehr wilder Barbaren, die zwar überall verbreitet und in ihrer Gesamtheit unendlich zahlreich waren, aber immer nur vereinzelt angriffen, war sie von unübertrefflicher Wirksamkeit. Ein kleiner Teil der Legionen und ihrer untertänigen Hilfstruppen stand im Innern der Provinzen, aber nur dort, wo die Bevölkerung noch zum Aufstande geneigt war, oder wo unbezwungene Räuberstämme in ihrer Mitte hausten. Die grosse Masse reihte sich an der römischen Grenze auf. Bei deren ungeheurer Ausdehnung konnte jeder einzelne Punkt natürlich nur schwach besetzt sein; aber hinter den grossen Strömen, zum Teil auch hinter künstlichen Befestigungslinien gedeckt, vermochten selbst einzelne Cohorten den Plünderungs-

zügen kleinerer Raubscharen, wie sie in diesen Kämpfen die Regel bildeten, ohne Schwierigkeit Einhalt zu gebieten. Vereinigten sich mehrere Stämme zu gemeinsamem Angriff oder brach von Osten der Partherkönig 244
mit seiner gesammelten Macht in das römische Gebiet ein, so zog meistens der Kaiser persönlich ins Feld, und mit ihm kamen aus Rom die 10000 Prätorianer, die nicht nur als seine Leibwache, sondern zugleich als allgemeine Armeereserve dienten. Diese Kerntruppe repräsentierte trotz ihrer kleinen Zahl doch eine ganz bedeutende Macht, die wohl die Entscheidung bringen konnte. Freilich verging eine lange Zeit, bis sie zur Stelle war, und unterdessen konnte die schwache Grenzbesatzung von übermächtigen Feinden vernichtet sein. Doch vor solchen Schlägen ist keine Militärmacht sicher, und die meisten anderen hätten sie schwerer getroffen, als das römische Reich in seiner gewaltigen Ausdehnung. Denn niemals drohten ja alle seine Feinde zugleich; man hatte daher immer die Möglichkeit, von denjenigen Grenzen, welche zur Zeit in Frieden waren, Verstärkungen an die gefährdeten Stellen zu schicken. Bis die Legionen vom Rhein an den Euphrat marschierten oder umgekehrt, verflossen allerdings lange Monate, in denen die schlecht beschützten Provinzen furchtbar verwüstet sein konnten; in der geringen Zahl und weiten Verzettelung seiner Streitkräfte lag für das Reich also zweifellos ein Moment der Schwäche. Doch grosse Katastrophen, in denen es sich fühlbar machte, ereigneten sich im Jahrhundert, wenn's hoch kam, drei oder vier Mal. Man musste sie hinnehmen wie Pesten oder Erdbeben; denn die Wehrverfassung des Reiches auf so seltene Ausnahmen einzurichten, erlaubten die Geldmittel nicht.

Übrigens brauchten die römischen Heere dank der Vorzüglichkeit ihrer Organisation auch grosse Übermachten nicht zu scheuen. Ein erheblicher Vor-
245 teil für sie lag schon in der Unterscheidung von
5 Bürgertruppen und Hilfstruppen. Von den letzteren waren viele in der eigentümlichen Kampfart ihrer Heimat weiter ausgebildet und lieferten so Spezialwaffen von grosser Mannigfaltigkeit und Brauchbarkeit. Als Beispiele seien nur die balearischen Schleuderer,
10 die orientalischen Bogenschützen, die arabischen Kameelreiter angeführt. Die meisten waren leichter bewaffnet als die Bürgersoldaten und taugten daher gut zu Rekognoszierungen, plötzlichen Überfällen, und wo sonst Schnelligkeit erforderlich war. Ausserdem
15 war das Blut dieser Barbaren in den Augen des Römers ziemlich wertlos, und es ist immer bequem für den Feldherrn, wenn er Truppen besitzt, die er wichtigen Zwecken zu Liebe ohne Bedenken aufopfern kann. Die eigentliche Kraft des Heeres aber ruhte
20 in den Bürgersoldaten, nicht nur, weil ihre Ausrüstung mit Schutz- und Trutzwaffen so vollkommen war, wie sie die Technik des Altertums nur herstellen konnte, sondern noch mehr, weil sie das zivilisierteste Element der römischen Kriegsmacht darstellten. Den
25 Vorteil langjähriger Schulung hatte auch der Auxiliare vor den Feinden jenseit der Reichsgrenzen voraus; ihnen gegenüber besass auch er die Fechtkunst und und Manövriergewandtheit, die den Söldnern Hannibals eine so grosse Überlegenheit über die römischen Milizen
30 verliehn hatte. Doch blieb er immer der Barbar, der ungezähmten Trieben blindlings gehorchte und sich ebenso leicht von panischer Furcht, wie von wilder Begeisterung hinreissen liess. Prätorianer und Legionare waren geworbene Landsknechte, d. h. Gesindel; mo-

ralisch standen sie tief unter den Soldaten der Cohorten und Alen, die der Zwang der Aushebung ihrem Volk entrissen hatte; ihre Unbotmässigkeit und Hab- 246
gier hat das Reich oft in schwere Wirren gestürzt. Doch sie besassen in viel höherem Grade die sichere Haltung, leichte Findigkeit und ruhige Kaltblütigkeit gebildeter Menschen, und diese Eigenschaften, mochten sie auch nach modernem Maassstabe noch immer schwach genug in ihnen ausgebildet sein, sicherten doch ihr militärisches Übergewicht gegen alle Barbaren.

Wohl hatten die römischen Krieger gezittert, da sie zum ersten Mal die halbnackten Riesengestalten der Deutschen mit den wallenden blonden Mähnen vor sich sahen. Grauenvoll tönte ihr Kriegsgesang, der in die Schilde hineingebrüllt und dumpf von deren Wölbung zurückgeworfen wurde. Und als dann die Keile ihrer ungefügen Schlachtordnung wild vorstürmend in die Legionen eindrangen, als der grasse Blick ihrer blauen Augen aus nächster Nähe auf die kleinen Südländer herabdrohte und ihre wuchtigen Hiebe niedersausten, hatte selbst der Mutigste nicht Stand gehalten. In dem Kampfe Mann gegen Mann, wo man kaltblütig die Stösse des Gegners abwehren und seine Blössen treffen muss, ist Kraftgefühl und ruhiges Blut die erste Bedingung des Sieges. Jeder neue sinnliche Eindruck, der beängstigend auf die Phantasie der Soldaten wirkte, ist daher in den Schlachten des Altertums verhängnisvoll geworden. Doch alle diese Schrecken wurden unschädlich, sobald man sich an sie gewöhnt hatte. Der fechtgewandte Legionar merkte schnell, dass die grimmigen Hiebe der Germanen sehr ungeschickt geführt waren und meist an Helm und Schild wirkungslos abglitten, dass sein kurzes Schwert leicht die nackte Brust des

Gegners durchdrang und keine künstlichen Paraden ihm wehrten. Furchtbar war ihr erster begeisterter
247 Ansturm; doch hatte man ihn ausgehalten, so war die Gefahr auch schon beinahe vorüber. Denn schnell erlahmte ihre ungeschulte Kraft, und begann ihr Mut zu schwinden, so packte die Todesangst die rohen Naturkinder bald mit unwiderstehlicher, elementarer Gewalt. Kam es doch vor, dass grosse germanische Heere von einem plötzlichen Schrecken erfasst, ohne jeden vernünftigen Grund in wilder Flucht auseinanderliefen. Von geschickten Manövern, um den Feind zu überflügeln oder im Rücken zu fassen, von Reserven, welche die halbverlorene Schlacht vielleicht herstellen konnten, wusste ihre Seele nichts. Alle Kunstmittel des Krieges waren nur auf seiten ihrer Gegner, und alle wirkten auf sie mit der vollen Wucht der Überraschung. So blieben die Römer selbst gegen weit überlegene Massen fast immer Sieger, falls nicht die Legionen, wie beim Aufstande des Civilis, durch innere Wirren zerrüttet und entmutigt waren. Sonst vermochte nur ganz erdrückende Überzahl, grosse Ungunst des Geländes oder plötzlicher Überfall, wie sie alle drei im Teutoburger Walde zusammenwirkten, den Deutschen hin und wieder einen Erfolg zu verschaffen; aber immer blieb er vereinzelt und wurde in der Regel bald wieder wettgemacht.

Doch die Überlegenheit Roms beruhte zum grossen Teil auf der höheren Zivilisation des Menschenmaterials, das die Bürger des Reiches, vor allem die Italiker, für den Kriegsdienst stellten, und dieses begann allmählich zu versagen. Die Söldnerheere erschöpften sich, wie die des Pyrrhus und Hannibal getan hatten, nur dass der Prozess sich hier viel langsamer vollzog. Gewiss wäre es nicht schwer gewesen, die kleine Zahl

von 5000—7000 Mann, die man jährlich zur Ergänzung der Garde und der Legionen brauchte, dauernd aus Italien zu rekrutieren, wenn man Zwang hätte anwenden wollen. Doch nach den Leiden der Bürgerkriege hielt es Augustus für geboten, dem tief erschöpften Lande Erholung zu gönnen. Er wollte ihm 248
nur die überschüssigen Kräfte entziehn, die sich freiwillig darboten, nicht den Bauern, der seinen verwüsteten Acker eben wieder urbar machte, vom Pfluge wegnehmen. Auch hatte die lange Kriegszeit Landstreicher genug hinterlassen, die sich zu den Fahnen drängten. Einstweilen lieferten daher die Werbungen sogar noch einen Überschuss. Man musste Rekruten, die durch ihre Abstammung zum Prätorianerdienst qualifiziert waren, in die Legionen einstellen, weil die Garde überfüllt war, und einzelne Freiwilligen-Cohorten konnten aus Italikern gebildet werden, die in den Legionen keinen Platz mehr fanden. Der regelmässige Ersatz bot also noch keine Schwierigkeiten; wohl aber traten sie ein, sobald sich ein aussergewöhnliches Bedürfnis geltend machte. Mit Staunen lesen wir, welchen Schrecken die Niederlage des Varus in Rom hervorrief und wie schwer jene 15000 Bürgersoldaten, die seine Legionen gebildet hatten, zu ersetzen waren. Zum Teil lag dies freilich daran, dass Heere, welche den damaligen Anforderungen als brauchbar galten, sich nicht mehr, wie zur Zeit der punischen Kriege, improvisieren liessen; denn der Rekrut brauchte Jahre, bis er zum ausgebildeten Soldaten wurde. Daher entschloss sich Augustus, eine galatische Truppe, die nach römischem Muster organisiert und eingeübt war, mit dem Bürgerrecht zu beschenken und zur Legion zu erheben. Doch war hiermit nur eine der drei untergegangenen ersetzt. An Stelle der beiden andern trat

eine einzige, die noch dazu aus Rekruten bestand; aber selbst die ärmliche Zahl von 5000 Mann liess sich aus Italien nur gewinnen, indem man auch die nichtbürgerlichen Elemente der Bevölkerung heranzog. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass durch
249 die Furcht, welche jene Niederlage hervorrief, die Zahl der freiwilligen Meldungen wahrscheinlich sehr zurückging; doch das gleiche Moment musste immer seine Wirkung äussern, sobald ein grosser Krieg plötzliche Verstärkungen des römischen Heeres nötig machte. In solchen Fällen musste man jedesmal zum Zwange der Aushebung greifen, und da man Italien mit dieser harten Maassregel gern verschonte, fanden dann immer Provinziale und Nichtbürger in den Legionen Aufnahme.

Dies waren zwar Ausnahmen, die im ganzen recht selten vorkamen und die Zusammensetzung der Heere nur auf kurze Zeit beeinflussten; doch unter Tiberius begann auch die regelmässige Ergänzung schon schwierig zu werden, und selbst für die Garde reichten bald ihre ursprünglichen Werbebezirke nicht mehr aus. Unter Claudius nahm man schon die Prätorianer aus ganz Italien, in die Legionen drangen provinzielle Bürger ein, und die Freiwilligen-Cohorten füllten sich mit Unterworfenen. In einzelne Provinzen sandte man lange Jahre hindurch keine bürgerlichen Rekruten; erst wenn ein Teil der Legionare so greisenhaft geworden war, dass die Schlagfertigkeit der Truppen ernstlich darunter litt, entliess man mit einem Schlage grössere Massen und musste dann Ersatz durch die verhassten Aushebungen schaffen, die wieder nicht Italien, sondern die Provinzen trafen. Jenes konnte unter Trajan kaum noch die Mannschaften der Garde stellen, unter denen zur Zeit

Hadrians auch schon zahlreiche Provinziale auftreten; aus den Legionen waren unterdessen die Italiker ganz verschwunden, doch setzten sie sich noch immer aus Bürgern zusammen. Von Antoninus Pius wird auch dieser Grundsatz aufgegeben. Man wirbt die Legionen in denjenigen Landschaften an, in welchen sie stehn, ohne nach der Rechtsstellung der Rekruten zu fragen. Sie können Bürger, Verbündete oder Untertanen sein; von dem Soldaten der Cohorte oder Ala unterscheidet sich der Legionar nur noch dadurch, dass er das Bürgerrecht schon beim Eintritt in das Heer, nicht erst bei der Entlassung erhält.

Wir haben oben dargelegt, wie im langen Verlauf des hannibalischen Krieges sich die Armeen der Römer und ihrer Gegner immer ähnlicher wurden. Entsprechendes wiederholte sich jetzt bei den Legionen und den Heerkeilen der Deutschen. Jene barbarisierten sich immer mehr, diese zivilisierten sich in der Berührung mit den gebildeten Nachbarn. Denn natürlich konnten die Fechtkünste und Exerzitien der Römer jenseit des Rheines kein Geheimnis bleiben, und nichts hat unser Volk schon seit den Urzeiten mehr ausgezeichnet, als die Erkenntnis und geschickte Aneignung fremdländischer Vorzüge. Römische Disziplin zu lernen, war die wilde Ungebundenheit der Germanen freilich noch ausser Stande; ein wichtiges Moment der Überlegenheit blieb also auf Seiten ihrer Feinde. Doch dafür waren die Heere der Römer klein und konnten nicht jeden Augenblick beliebig vermehrt werden, während den Germanen eine unerschöpfliche Volksmenge zur Verfügung stand. Häufiger und häufiger wurden die Siege, welche sie über die Legionen errangen, obgleich die gesammelte Kraft des Weltreiches mit ihren vereinzelten Stämmen zum Schlusse immer noch fertig wurde.

Nichts ist verhängnisvoller für den Bestand des römischen Reiches geworden, als diese allmähliche Barbarisierung seiner Heere, die langsam, aber unaufhaltsam seine Überlegenheit den wilden Nachbarn
251 gegenüber untergrub. Was waren die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung? Die Entvölkerung Italiens hatte zwar mit dem Ende der Bürgerkriege keineswegs ihren Abschluss gefunden; auch die zwei friedlichen Jahrhunderte, welche der Begründung der
10 Monarchie folgten, hatten die Blüte des verödeten Landes nicht herstellen können. Dennoch ist es ganz undenkbar, dass die Volkszahl jemals so herabgegangen sei, um die 700 Freiwilligen, deren die Garde jährlich zu ihrer Ergänzung bedurfte, nicht mehr stellen zu
15 können. Aber selbst wenn wir dies glauben wollten, so bliebe es dennoch unbegreiflich, warum zur Füllung der Legionen auch die Bürger der Provinz endlich nicht mehr genügten; denn diese hatten sich nicht vermindert, sondern schnell vermehrt. Unter Claudius
20 hatte man im ganzen Reiche sechs Millionen waffenfähiger Bürger gezählt; seitdem war jeder Soldat, der aus den Alen und Cohorten entlassen wurde, mit dem Bürgerrecht beschenkt worden und hatte es auf seine Nachkommen fortgepflanzt. Zahlreichen Städten, ja
25 mitunter selbst ganzen Provinzen war es durch kaiserliche Gnade verliehen, sodass gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nur wenige Gebiete innerhalb des Reiches übrig blieben, die sich einer höheren Zivilisation rühmen konnten und nicht von Bürgern
30 bewohnt waren. Wenn man sich also mit den Werbungen immer mehr auf die Untertanen, d. h. auf halbwilde Barbaren, angewiesen sah, so bedeutet dies nichts anderes, als dass, wo die Kultur herrschte, die Waffentüchtigkeit allmählich schwand.

Sollen wir daraus schliessen, wie es wohl die Alten selbst getan haben, dass die Zivilisation als solche die Völker entnerve? Ich denke, unsere eigenen Erfahrungen müssen das Gegenteil beweisen. Oder sind es etwa unter den Nationen des modernen Europa, 252
von den anderen Weltteilen ganz zu geschweigen, die mindest zivilisierten, welche die grösste militärische Kraft entfalten? Auch die Heere Roms fanden ihre Stärke nicht in den barbarischen Hilfsvölkern, sondern in den Legionen, und es war gewiss nicht ohne Grund, dass man diese, solang es noch anging, aus denjenigen Landschaften rekrutierte, die in der Kultur am höchsten standen. Von Augustus bis auf Marc Aurel hatte sich in Italien die Zivilisation nicht erhöht, war vielmehr auf allen Gebieten zurückgegangen. Wenn also das Land unter jenem nach einer langen Epoche verheerender Bürgerkriege noch 150000 Freiwillige stellen konnte und dann nach zwei Jahrhunderten friedlicher Erholung nicht mehr 10000, so müssen die Gründe andere gewesen sein.

Ein grosser Krieg kann zwar viele tausend Menschen verschlingen, doch setzt er die Wehrkraft einer Nation nicht mehr herab, als sich aus der Minderung ihrer Kopfzahl von selbst ergibt, und dieser Verlust ist unter normalen Verhältnissen in wenigen Generationen wieder eingebracht. Bei den Aushebungen der letzten Jahre hat man sowohl in Frankreich als auch in Deutschland die Beobachtung gemacht, dass unter den Wehrpflichtigen, die bald nach dem grossen Kriege von 1870/71 gezeugt waren, die Zahl der Untauglichen auffallend gering und überhaupt die ganzen Jahrgänge von hervorragender Kraft und Tüchtigkeit waren. Die Kämpfer, welche die Strapazen des Feldzuges überstanden hatten, waren eben gehärtet

in Wind und Wetter; sie hatten Hunger und Müdigkeit ertragen lernen, ihren Körper in steter Anstrengung geübt und vererbten die kriegerische Stärke, die sie
253 so erworben hatten, auch auf ihre Nachkommen. Ähnliche Folgen müssen auch die Kriege Roms gehabt haben, solange Bürger und Bauern sie führten und nach ihrer Beendigung wieder in den Schoss der Familie zurückkehrten. Zwar der Ersatz für die Gefallenen vollzog sich nicht so schnell, wie unter den Germanen alter und neuer Zeit; denn wie weiter unten gezeigt werden soll, waren die sozialen und wirtschaftlichen Zustände der Volksvermehrung zu ungünstig. Doch was man an Zahl einbüsste, wurde ersetzt durch die grössere Tüchtigkeit des Nachwuchses, und trotz aller Verluste blieben die Italiker das erste Kriegsvolk der damaligen Welt.

Aber die Söldner der Kaiserzeit hinterliessen keinen Nachwuchs; denn so lange sie unter den Fahnen standen, war ihnen das Heiraten verboten, und wurden sie endlich entlassen, so waren sie meist zu alt und zu sehr an das wilde Lagerleben gewöhnt, um eine Familie zu gründen. Freilich unterhielten sie oft Verhältnisse mit den Weibern, die in der Nähe ihrer Standlager wohnten, und in der späteren Zeit, als man nach der bürgerlichen Qualität der Rekruten nicht mehr fragte, haben die Bastarde, die aus diesen Verbindungen hervorgingen, beinahe die halbe Mannschaft der Legionen gebildet. Dies ist um so beachtenswerter, als ihre Zahl niemals sehr gross gewesen sein kann. Selbst heute, wo das Leben jedes menschlichen Wesens durch das Gesetz geschützt ist, pflegt die Sterblichkeit unter den Bastarden viel bedeutender zu sein, als unter den ehelich Geborenen. Im Altertum war jeder befugt, einen Sprössling, der ihm unbequem kam, zu töten oder auszu-

setzen, und es lässt sich kaum bezweifeln, dass ein ansehnlicher Bruchteil jener Lagerkinder, wenn nicht gar die Mehrzahl, auf solche Art ihren Untergang fand. Wenn sie trotzdem in so hervorragender Weise 254
zum Bestande der späteren Legionen beitrugen, so ist dies ein sprechender Beweis, welchen Einfluss das Gesetz der Erblichkeit, das die ganze organische Natur beherrscht, auch auf das römische Heerwesen ausübte. Aber vor Antoninus Pius konnten sie zum bürgerlichen Kriegsdienst nicht zugelassen werden, da sie fast alle von untertänigen Weibern, viele wohl gar von Sklavinnen geboren waren, also das Bürgerrecht nicht besassen. So verstärkten sie höchstens die Alen und Cohorten; den Legionen ging einstweilen noch ihre tüchtige Kraft verloren. Doch auch als sie in das Bürgerheer eintreten konnten, haben sie die Barbarisierung desselben nicht aufgehalten. Denn von barbarischen Müttern abstammend und an den fernen Reichsgrenzen aufgezogen, können sie mit der römischen Zivilisation nur sehr geringe Fühlung gehabt haben.

Man erinnere sich, dass der Legionsdienst jedem, der ihn ergriff, genügenden Unterhalt für seine kräftigen Jahre und nach der Entlassung ein sicheres Alter gewährleistete. Für arme Teufel — und solche bilden überall die grosse Mehrheit der Bevölkerung — mussten diese Lockmittel stark genug sein, um fast jeden, der Kraft und Mut in sich fühlte, unter die Fahnen zu ziehn; die zu Hause blieben, waren, im grossen Durchschnitt genommen, die Schwachen und Feiglinge. Aber nur diese durften sich fortpflanzen, während die kräftigen Elemente der Bevölkerung entweder gar keine oder doch keine bürgerlichen Nachkommen hinterliessen. Ist es da zu verwundern, dass die Bürgerschaft, die sich immer wieder aus so

schlechtem Blut erneute, von Generation zu Generation unkriegerischer wurde? Der Dienst in der Garde trug jeden Tag anderthalb Mark nach unserm Gelde und verlieh schon nach sechszehn Jahren die Anwartschaft auf ein hübsches Bauerngut. Wenn sich hierfür im zweiten Jahrhundert nicht 700 Freiwillige jährlich aus Italien gewinnen liessen, so kann dies nicht an der Entvölkerung des Landes gelegen haben, sondern nur an der Entartung seiner Bewohner, denen kein Vorteil mehr gross genug schien, um ihren schwächlichen Seelen die Anstrengungen und Gefahren des Soldatenstandes erträglich zu machen. Und wie das Bürgerrecht sich über die Provinzen verbreitete, folgte ihm überall das Werbesystem mit seinem verderblichen Einfluss und entnervte eine Landschaft nach der andern. Hatte im ersten Jahrhundert die Stärke Roms in seinen bürgerlichen Legionaren gelegen, so galt im fünften nur noch der Barbar für einen brauchbaren Soldaten.

Denn die Untertanen wurden von dieser Verderbnis nicht in dem gleichen Maasse ergriffen, weil bei ihnen die Aushebung, nicht die Werbung herrschend war. Ausserdem war den Soldaten der Cohorten und Alen die Heirat nicht durchaus verboten, sondern wahrscheinlich nur von der Erlaubnis ihrer Vorgesetzten abhängig gemacht. Sehr viele von ihnen besassen daher schon während ihrer Dienstzeit legitime Nachkommen, und wenn dies nicht der Fall war, konnten sie noch als Veteranen in die Ehe treten. Denn da die kostspielige Altersversorgung für sie nicht bestand, hatte man auch keinen Grund, sie sehr lange über die gesetzliche Dienstzeit unter den Fahnen zu halten; sie standen daher bei ihrer Entlassung meist noch im kräftigsten Mannesalter und konnten ihre

militärische Tüchtigkeit auf Kinder und Enkel fortpflanzen. Zwar verlieh ihnen Caracalla allen das Bürgerrecht, aber gleich darauf brach die zweite Periode innerer Kriege über das Reich herein, und 256
das Bedürfnis nach Rekruten wurde zu gross, als dass man auf die Aushebung hätte verzichten können. So erhielt sich in der barbarischen Bevölkerung ein Teil der alten militärischen Kraft, und durch neuen Zuzug verstärkt, sollte sie aus ihrer Mitte die Elemente hervorgehn lassen, welche dem Reich im vierten Jahrhundert noch einmal eine kurze Blüte brachten.

Drittes Kapitel.

Die Ausrottung der Besten.

257 Es ist einmal behauptet worden, der Untergang des römischen Reiches sei nur dadurch herbeigeführt, dass in ihm die Naturwissenschaften so wenig entwickelt waren; hätte man den Germanen mit Sprengstoffen statt mit den Schwertern der Legionen entgegentreten können, so wären sie niemals Sieger geblieben. Dieser Satz, so oberflächlich er ist, bezeichnet doch, zwar nicht den Grund, wohl aber ein wichtiges Symtom des Niederganges. Denn freilich sollte eine hochgestiegene Kultur rohen Barbaren gegenüber noch andere Mittel des Widerstandes besitzen, als die Fäuste der Soldaten. Jahrhunderte lang schlug man die Deutschen immer wieder und sah sie nach jeder Niederlage sich drohender erheben. Schon zur Zeit des Kaisers Trajan ahnte ein prophetischer Geist, dass diese Feinde einst dem Reiche verhängnisvoll werden könnten, und jede neue Erfahrung liess die Furcht begründeter erscheinen. Wenn heute eine Gefahr droht oder ein dringendes Bedürfnis sich geltend macht, sinnen alsbald Tausende erfinderischer Köpfe, wie ihm abzuhelfen sei. Kein Jahr vergeht, dass unserem Kriegsministerium nicht ein neues Gewehr, ein neuer Sprengstoff, ein neues Luftschiff empfohlen

würde, und sind die Pläne auch in ihrer Mehrzahl 258
unpraktisch, so findet sich darunter doch immer einer oder der andere, der die Wehrkraft tatsächlich steigert. Im Mittelalter sind die militärischen Erfindungen einander nicht so schnell gefolgt, aber ganz gefehlt haben sie nie, sondern jedes Jahrhundert hat neue Waffen oder neue Fechtweisen gesehn. Dagegen ist von Augustus bis auf Diocletian die Ausrüstung des Legionars immer dieselbe geblieben; keine Verbesserung der Taktik, kein neues Kriegsmittel ist in mehr als drei Jahrhunderten zur Anwendung gelangt. Man sah die Feinde immer furchtbarer, die eigene Armee immer schlechter werden; da bald diese, bald jene Provinz verwüstet wurde und alle bedroht waren, so lag es im dringendsten Interesse jedes Einzelnen, diesem Zustand abzuhelfen; die Kreise der höchsten Bildung waren mit den Bedürfnissen des Heerwesens aufs genaueste vertraut, weil alle oberen Offiziere aus den Senatoren und Rittern hervorgingen; und dennoch tauchte nicht eine Erfindung auf, die den römischen Soldaten ihre Überlegenheit zeitweilig hätte sichern können! Wohl schrieb man Bücher über Taktik, Strategie und Belagerungskunst, aber ihre Verfasser begnügten sich fast alle damit, auszuziehn und zu stilisieren, was die besseren Vorfahren gelehrt hatten; jeder neue Gedanke wurde auch in dieser Litteratur sorgfältig vermieden.

Ohne Zweifel zeigt sich hierin eine entsetzliche Trägheit des Geistes, die in solcher Weise über die ganze antike Welt verbreitet, schon allein genügen könnte, um ihren Untergang zu erklären. Denn wie auf militärischem Gebiete, so war es auch auf allen andern. Weder in der Landwirtschaft, noch in der Technik, noch in der Staatsverwaltung ist seit dem

259 ersten Jahrhundert nach Christus eine neue Idee von irgendwelcher Bedeutung aufgetaucht. Auch Litteratur und Kunst bewegen sich ausschliesslich in einer öden Nachahmung, die geistig immer dürftiger, technisch immer schwächer wird.

Nur ein Gebiet muss ausgenommen werden, das religiöse. Die neuplatonische Philosophie und die Ausbildung des christlichen Dogmas sind die einzigen schöpferischen Leistungen, welche diese Epoche vor dem Vorwurf absoluter Nichtigkeit bewahren. An anderer Stelle werden wir darauf zurückkommen; nur muss schon hier betont werden, dass wir dies letzte grosse Werk des sinkenden Altertums, so viele Männer auch daran tätig gewesen sind, doch von den zahlreichen Stämmen, die das Reich bildeten, nur einem einzigen zu danken haben. Die Länder, in denen die Kultur der Blütezeit erwachsen und weitergebildet war, Griechenland, Kleinasien und Italien, haben so gut wie nichts dazu beigetragen; auch der Norden und Westen des Reiches war, wie immer, nur empfangend, nicht gebend. Jeder Fortschritt der Spekulation auf heidnischem wie auf christlichem Gebiete ging aus von denjenigen Provinzen, in welchen eine tiefe Schicht semitischen Volkstums mit einem dünnen Firniss griechisch-römischer Bildung überkleidet war, von Syrien mit seinen Nachbarlandschaften, von dem phönicischen Afrika, namentlich von dem halbjüdischen Alexandria.

Auch wo sich in der weltlichen Literatur eine Kraft regt, die über die allgemeine Mittelmässigkeit hervorragt, da ist ihre Heimat immer semitisch oder doch halbsemitisch. Lucian, der geistvollste Satiriker des Zeitalters, Libanius, der freimütigste und formgewandteste Redner, Ammianus Marcellinus, der tief-

sinnigste Geschichtschreiber, stammten alle aus Syrien; Claudian, der geschmackvollste Poet, war Alexandriner. Nördlich des Mittelmeerbeckens hat nur der Deutsche Ulfilas den Mut gehabt, eine Sprache litterarisch zu benutzen, die nicht durch klassische Muster vorgebildet war. Selbst Römer und Hellenen wagten nicht mehr, zu schreiben, wie sie sprachen, sondern lernten ihr Latein bei Vergil, Cicero und Plautus, ihr Griechisch bei Homer und Plato. Von all den zahlreichen Sprachen, in denen sich damals der mündliche Verkehr des Volkes bewegte, ist uns daher so gut wie nichts erhalten geblieben, selbst die Dialekte der herrschenden Nation nicht ausgenommen. Nur unter den Semiten haben die Juden ihre alte Literatur fortgesetzt, die Syrer sogar eine neue geschaffen, und ihr Beispiel hat auch die Kopten im Nillande zur schriftlichen Ausbildung ihrer Nationalsprache angeregt. Was so geleistet wurde, war zwar nicht eben bedeutend; aber schon der Entschluss, Idiome, welche die Gebildeten als barbarisch verachteten, zu Schriftsprachen zu erheben, zeigt eine geistige Unabhängigkeit, wie wir sie in den nicht semitischen Gebieten des Reiches durchgängig vermissen.

Die Tatsache, dass sich der semitische Stamm in dem allgemeinen Verfall der antiken Welt bis zuletzt am frischesten erhalten hat, ist namentlich insofern von höchster Bedeutung, als sie eine Theorie widerlegt, die bisher die historische Betrachtung des Altertums beherrscht hat. Es ist ein uralter Gemeinplatz, dass die Völker Individuen seien und in ihrem Leben ganz dieselben Entwicklungsstufen durchmachen müssten, wie das Einzelgeschöpf. Schon Varro versuchte, indem er Kindheit, Jugend, Mannesalter und Greisentum der Römer nach gleichen Zeiträumen ab-

261 grenzte, genau zu berechnen, wann sein Volk der Natur den unvermeidlichen Zoll werde bezahlen müssen, und durch einen wunderlichen Zufall ist seine Prophezeiung so ziemlich eingetroffen. Bis auf den heutigen Tag ist dann die Phrase von dem allmählichen Altern und schliesslichen Tode der Nationen unzählige Mal nachgesprochen worden, und den Meisten muss sie noch immer als die schlagendste Erklärung für den Untergang des römischen Reiches gelten. Doch ob man sich die Menschheit als Nachkommenschaft eines erschaffenen Paares denkt, ob man glaubt, sie sei durch langsame Abänderung aus tiefer stehenden Tierrassen hervorgegangen, immer muss man zu dem Ergebnis kommen, dass von sämtlichen Völkern der Erde keines älter ist, als das andere, weil sie alle entweder demselben Mutterschosse oder denselben Ursachen der Entwicklung, die nur zu einer bestimmten Epoche der Erdgeschichte gerade nach dieser Richtung hin wirksam sein konnten, ihre Entstehung verdanken. Und wollte man wirklich annehmen, die einzelnen Menschenrassen entstammten verschiedenen, nicht gleichzeitig erschaffenen Paaren, so würde sich dies doch nicht auf Römer und Germanen anwenden lassen, da beide zweifellos gleichen Stammes sind. Wie ist es also denkbar, dass zu ganz derselben Zeit die einen in hinfälliger Altersschwäche, die andern in strotzender Jugendblüte standen?

Es ist also falsch, dass die gleichen Gesetze für Individuen und ganze Nationen gelten; die Zeit als solche zwingt nur jene, ihre Kräfte allmählich zu verbrauchen, während diese sich immer neugebären und niemals altern können. Wenn sich auch bei ihnen ein Verfall bemerkbar macht, so müssen andere Faktoren dies bewirkt haben; auch scheint man es

nicht sowohl ihrem eigenen Alter, wie dem Alter ihrer 262
Zivilisation zuzuschreiben, indem man nur diejenigen „alte“ Völker nennt, welche frühzeitig eine hohe Kultur in sich ausgebildet haben. Dementsprechend hat man das Wort Überkultur erfunden, als wenn ein zu grosses Maass von Kultur überhaupt denkbar wäre. Man schilt über den sündigen Luxus der Römer und vergisst dabei ganz, dass schon die Handelsherrn des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts einem Lucullus oder Apicius in dieser Beziehung kaum nachstanden, ohne damit den Fortschritt ihrer Nationen im mindesten aufzuhalten. Die Leute, denen ihre Mittel jenen Luxus erlaubten, waren im Römerreiche noch viel dünner gesät, als im modernen Europa; die grossen Massen lebten zu allen Zeiten ärmlich und sparsam, weil sie nicht anders konnten. Und ein Völkerkomplex von ungezählten Millionen sollte durch die Ausschweifungen weniger Hunderte von Grund aus entsittlicht und entkräftet sein? Diese abenteuerliche Meinung ist nur dadurch entstanden, dass die römischen Geschichtschreiber, deren Anschauungen uns noch immer beherrschen, fast alle aus dem Adel der Hauptstadt hervorgegangen waren und das Wohl und Wehe ihrer Standesgenossen für das Schicksal der Welt hielten. Zudem war das Reich als Ganzes keineswegs im Besitz einer alten Kultur; denn mindestens die Hälfte der Völkerschaften, die es zusammensetzten, waren rohe Barbaren, welche um die Zeit Christi eben erst begannen, die griechisch-römische Bildung langsam auf sich wirken zu lassen. Sollte das Verderben, das diese mit sich brachte, wirklich so ansteckend gewesen sein, dass es auch die „jungen“ Völker, sobald sie in ihren Kreis eintraten, unwiderstehlich mit ergriff? Dann müssten

auch die Germanen, die seit anderthalb Jahrtausenden von derselben Bildung zehren, längst zugrunde gegangen sein. Und wie kam es, dass gerade der uralte Stamm der Semiten, dessen Kultur die Mutter der griechischen gewesen war, in der allgemeinen Erschlaffung die frischesten Kräfte bewahrte?

In vielen Gegenden Deutschlands pflegt der Bauer, wenn er zu arm ist, um sich das teure Saatkorn zu kaufen, in folgender Weise die Aussaat des nächsten Jahres vorzubereiten. Er lässt kurz vor der Ernte seine Kinder am Felde entlang gehn und diejenigen Ähren abpflücken, welche sich durch Höhe, Fülle und Gewicht vor den andern auszeichnen. Diese werden dann gesondert ausgedroschen und ihr Korn im kommenden Frühling für die Saat benutzt. Wenn auf diese Art eine fortschreitende Veredelung des Getreides erzielt oder doch seiner Entartung vorgebeugt wird, so würde natürlich das Gegenteil eintreten, falls man die besten Ähren immer vernichtete und nur aus den schlechteren Nachwuchs zöge.

Periander von Korinth, so erzählt uns Herodot, schickte einst zu dem Milesier Thrasybul und lies sich von ihm Rat erbitten, wie er seine Herrschaft am besten befestigen könne. Dieser führte den Boten hinaus aufs Feld; dort hieb er immer diejenigen Ähren ab, welche die andern überragten, und warf sie in den Staub, bis der schönste Schmuck des Ackers zerstört war. Periander verstand die Weisung und liess in Korinth alle Bürger hinrichten oder verbannen, die sich vor den übrigen auszeichneten. — Diese Tyrannenweisheit ist im Altertum wieder und wieder angewandt worden und zwar noch mehr von den Freistaaten als von den Alleinherrschern. So wurden die Ähren immer niedriger, die Ernte immer dünner.

Als Griechenland zuerst in das Licht der Ge- 264
schichte tritt, finden wir in allen seinen Staaten Scharen von Verbannten und Flüchtigen, die von der Gnade ihrer Gastfreunde oder Parteigenossen leben und gierig darauf warten, dass innere Revolution oder fremde Hilfe ihnen die Rückkehr in ihre Heimat möglich mache. Hier sind es Aristokraten, die gegen die bestehende Demokratie ihrer Vaterstadt konspiriert haben oder vor deren Einführung haben weichen müssen; an andern Orten sammeln sich die Häupter der Volkspartei, denen eine aristokratische Reaktion verhängnisvoll geworden ist; wieder an andern die vertriebenen Tyrannen mit ihren Höflingen und Freunden. In den Städten, wo ihre Partei die herrschende ist, finden sie Aufnahme, meist wohl auch Mitleid und Achtung, aber fast niemals eine neue Heimat. Denn keiner hat den Wunsch, zu dem Orte, der ihm Schutz verleiht, in ein dauerndes Verhältnis zu treten. Kann er hier doch nur als rechtloser Fremdling leben, während ihn daheim ein neuer Umsturz, wie er bei den ewig schwankenden Verhältnissen jeden Augenblick zu erwarten ist, zum Herrn und Meister des Staates machen würde. So ist das Dasein dieser Flüchtlinge ein ewiges Provisorium; nur wenige haben die Lust und die Möglichkeit, eine Familie zu gründen oder zu unterhalten, sondern die Mehrzahl lebt als Junggesellen oder fern von ihren Frauen und stirbt kinderlos. Oft gelingt es ihnen freilich, ihre Heimkehr zu erzwingen; dann wird die Gegenpartei hingemetzelt oder muss ihrerseits in die Verbannung ziehn. So lösen sich Demokratie und Aristokratie in der traurigen Tätigkeit ab, die höchsten Ähren ihres Ackers auszurotten. Denn natürlich fallen immer die Männer, welche sich politisch hervorgetan und die

Augen ihrer Gegner auf sich gezogen haben, also gewiss nicht der schlechteste Teil der Bürgerschaft. Und man begnügte sich nicht damit, nur die wenigen Parteihäupter zu treffen, sondern bis in die tiefsten Schichten hinein wurde jeder, der sich als ihr Anhänger irgendwie bemerkbar gemacht hatte, von dem gleichen Verderben hingerafft. Als sich Isagoras mit Hilfe der Spartaner zum Herrn von Athen gemacht hatte, wollte er nicht weniger als siebenhundert Familien ins Elend schicken; als Mitylene, das sich gegen die attische Herrschaft erhoben hatte, nach langer Belagerung unterworfen war, überlieferte man mehr als tausend seiner besten Bürger dem Henkerbeil; Agathokles schlachtete in Gela mehr als viertausend hin. Und diese Beispiele stehen keineswegs vereinzelt da. Es blieb also nur übrig, wer politisch garnichts bedeutete, die grosse schlechte Masse, die zu gering war, um mächtige Feinde zu besitzen.

Neben dem Tyrannengrundsatz, die Besten wegzumähen, steht ein zweiter, der nicht minder verhängnisvoll geworden ist. Er lautet, man dürfe die Kinder nicht leben lassen, wenn man den Vater töte, da man sich sonst in ihnen Feinde grossziehe. Auch dieses Prinzip ist von allen politischen Parteien während der ganzen Dauer des Altertums befolgt worden und hat selbst durch das Christentum nur wenig von seiner Geltung eingebüsst. Als Beweis mag hier der Anfang eines Gesetzes, das der fromme Kaiser Arcadius auf Anregung seines nicht minder frommen Ministers Eutropius erlassen hat, im Wortlaute mitgeteilt werden: „Wer mit Soldaten oder Privatleuten, namentlich mit Barbaren, gegen uns eine verbrecherische Verschwörung eingegangen ist, mag er sie angestiftet haben oder ihr nur beigetreten

sein; wer auf die Ermordung der Excellenzen, die 266
an unseren Beschlüssen und unserem Rate teilnehmen, ferner der Senatoren — denn auch sie sind ein Teil unseres Leibes —, endlich jedes beliebigen, der in unseren Diensten steht, gesonnen hat — denn mit derselben Strenge muss nach dem Gesetz der Wille des Verbrechens, wie dessen Ausführung gestraft werden —, soll selber als Majestätsverbrecher durch das Schwert sterben und alle seine Güter der Staatskasse zufallen. Seine Söhne aber, denen wir das Leben infolge unserer kaiserlichen Milde ausdrücklich schenken — denn mit der Strafe des Vaters müssten untergehn, in denen das Beispiel des väterlichen, d. h. des erblichen Verbrechens zu fürchten ist —, sollen von Erbschaft und Nachfolge ihrer Mutter oder ihres Grossvaters und aller übrigen Verwandten ausgeschlossen sein und durch Testamente von Fremden nichts empfangen können. Ewig seien sie dürftig und arm, immer begleite sie die väterliche Schmach; nie sollen sie zu irgend welchen Ehren, irgend einem Staatsdienste zugelassen werden; sie sollen mit einem Worte so dastehn, dass ihnen im Elend ewiger Dürftigkeit der Tod ein Trost und das Leben eine Strafe sei. Endlich sollen auch diejenigen ohne Gnade der Infamie verfallen, welche je für solche Leute bei uns Fürsprache einzulegen versuchen. An alle Töchter des Verbrechers zusammen soll, wie zahlreich sie auch sein mögen, doch nur der vierte Teil von dem Vermögen der Mutter fallen, mag sie mit oder ohne Testament sterben, so dass sie mehr den Pflichtteil undankbarer Kinder, als den Gewinn und die Ehre der vollen Erbschaft erhalten. Denn gegen diejenigen muss der Richterspruch milder sein, von denen wir nach der Schwäche

ihres Geschlechts erwarten, dass sie sich weniger zu
267 Wagnissen werden bestimmen lassen.“ In diesem Falle wird den Söhnen der Verschwörer aus besonderer Milde das Leben geschenkt, und dasselbe kam auch sonst häufig vor. Doch durch die Konfiskation ihres Vermögens, die fast ausnahmslos über sie verhängt wurde, waren sie in die Hefe des Volkes hinabgestossen. Zu anderen Lebensansprüchen erzogen, werden wohl die meisten elend zugrunde gegangen sein.

Solange die Freiheit Griechenlands dauerte, brachen die Revolutionen und mit ihnen die Massenmorde und Verbannungen, die ihr Gefolge bildeten, niemals ab, und in den nicht griechichen Republiken wird es meist nicht viel anders gewesen sein, nur dass über sie die historischen Nachrichten fehlen. Man denke, welche Masse von geistiger Kraft in diesen selbstmörderischen Kämpfen vernichtet wurde! Denn wenn alles unterging, was sich über das Niveau der Mittelmässigkeit erhob, wie sollten die Geschlechter, die aus den Überlebenden erwuchsen, nicht auch dahinter zurückbleiben? Freilich ergab auch die Aussaat dieser verkümmerten Ähren noch immer einzelne Rückschläge in den alten höheren Wuchs; doch da wieder und wieder die stolzesten Häupter fielen, mussten auch diese Ausnahmen endlich schwinden. Ein Volksstamm, von dessen einstigem Geistesreichtum noch heute die Welt zehrt, war von Generation zu Generation künstlich zur Erbärmlichkeit gezüchtet worden.

Wer bezweifelt, dass die wenigen Jahrhunderte der griechischen Geschichte, die wir überblicken, ausreichend waren, um diese Veränderung herbeizuführen, der weiss offenbar nicht, wie schnell sich unsere Haus-

tierrassen unter dem Einfluss sorgsamer Zuchtwahl umgebildet haben. Der geschulte Züchter ist im Stande, sich das Ideal des Tieres, das er erzeugen will, theoretisch vorzustellen und es durch kluge Vereinigung der Paare, die demselben am nächsten kommen, meist noch in seiner eigenen kurzen Lebenszeit tatsächlich zu erreichen. „Früher wurde bestimmt, dass der Kamm des spanischen Hahnes aufrecht sein sollte, und in vier bis fünf Jahren hatten alle guten Vögel aufrechte Kämme. Es wurde bestimmt, dass der polnische Hahn keinen Kamm oder Lappen haben sollte, und jetzt würde ein hiermit versehener Vogel sofort auf die Seite gestellt werden. Bärte wurden angeordnet, und von siebenundfünfzig Gruppen von Hühnern die 1860 im Crystal Palace ausgestellt wurden, hatten alle Bärte.“ „Mr. Tollet von Betley Hall wählte Kühe und besonders Bullen, die von gut melkenden Kühen abstammten, zur Nachzucht aus zu dem einzigen Zweck, sein Rind zur Käseproduktion zu veredeln, und vermehrte in acht Jahren die Erzeugung der Milch in dem Verhältnis von 4 : 3.“ Auch aus der Geschichte der Menschheit ist ein Beispiel ähnlicher Zuchtwahl bekannt, die unabsichtlich, aber nicht viel minder konsequent geübt wurde. Napoleon I hob eine Reihe von Jahren alle hochgewachsenen Jünglinge aus und liess die meisten auf seinen zahlreichen Feldzügen, namentlich im Eise Russlands, zu Grunde gehn, so dass diejenigen Franzosen, welche Nachkommen hinterliessen, meist von kleiner Statur waren. Die Folge ist gewesen, dass man seitdem in Frankreich schon mehr als einmal das Militärmaass hat herabsetzen müssen. Hier hat sich also im Körperbau dasselbe Einschrumpfen gezeigt, wie wir es im geistigen Wuchs der Hellenen beobachten konnten, und das

durch eine Auslese, die nur während zweier Jahrzehnte wirksam war.

Auch dass geistige und moralische Eigenschaften nicht anders als die körperlichen den Gesetzen der Erblichkeit unterliegen, ist jedem Tierzüchter wohl bekannt. „Lord Oxford kreuzte seine berühmte Meute von Windspielen einmal mit einem Bulldoggen, welche Rasse deshalb gewählt wurde, weil ihr das Vermögen des Spürens abgeht, und weil sie das besitzt, was gewünscht wurde, Mut und Ausdauer. Im Verlaufe von sechs oder sieben Generationen waren alle Spuren der äusseren Form des Bulldoggen eliminiert, aber der Mut und die Ausdauer blieben.“ Natürlich erreichte man diesen Erfolg nur, indem diejenigen Individuen, welche jene moralischen Eigenschaften ihres Vaters und Ahnen in hervorragendem Maasse bewahrten, für die Nachzucht ausgewählt wurden. In China und Polynesien, wo der Hund nur zur Nahrung dient und deshalb nicht auf Intelligenz, sondern auf Fleisch und Fett gezüchtet wird, ist er ein ganz stupides Tier geworden.

Man hat oft darauf hingewiesen, dass das Genie nicht erblich sei, und damit die Anwendung der Darwinschen Theorie von dem geistigen Gebiete abzuwehren gesucht. Die Tatsache ist bis zu einem gewissen Grade richtig, aber sie passt auch aufs Allerbeste zu den Gesetzen der Erblichkeit, die man an Tieren und selbst an Pflanzen beobachtet hat. Dies wird ein sehr interessantes Experiment klar machen, das Fritz Müller in Brasilien angestellt hat.

Die Zahl der Reihen, in denen die Körner an den Kolben des gelben Mais angeordnet sind, schwankt dort zwischen 8 und 16, doch sind 10- und 12zeilige Exemplare am häufigsten, so dass man den Durchschnitt ungefähr auf 11,5 schätzen kann. Unter mehreren

hundert Kolben fand Müller nur einen 18reihigen und sähte dessen Körner aus. Der Erfolg war nicht, dass lauter 18reihige aufwuchsen, sondern dass unter den 205 geernteten Exemplaren sich nur 25 dieser Güte befanden; freilich waren die 8reihigen auf ein einziges reduziert, die 10reihigen, die sonst so häufig sind, auf 2; die grosse Mehrzahl, etwa 150, zeigten 14 und 16 Reihen, standen also hinter ihrem Erzeuger zurück, aber hoch über dem gewöhnlichen Durchschnitt; ein Kolben war sogar in seiner untern Hälfte 22-, in der obern 20zeilig. In der zweiten Generation, bei der gleichfalls nur 18reihiger Mais gesät wurde, steigerte sich der Prozentsatz der Exemplare, die ihrem Erzeuger gleichkamen, von 12,6% auf 18,2%; die 8reihigen waren ganz verschwunden, die 10reihigen von 1% auf 0,2% gesunken; dagegen waren die 20reihigen auf 20 Exemplare gestiegen und es fand sich sogar ein 22reihiges. Der aus diesem gezogene Samen ergab nur 1% 22reihige, aber 4,8% 20reihige, 24% 18reihige und ein 26reihiges Exemplar. Während der Durchschnitt der Reihenzahl gewöhnlich, wie schon gesagt, 11,5 betragen dürfte, stellte er sich bei reiner Aussaat mehrzeiliger Kolben folgendermaassen:

Reihenzahl der Eltern:	Durchschnittliche Reihenzahl der Kinder:	Minderzahl bei den Kindern:
14	12,61	1,39
16	14,12	1,88
18	15,06	2,91
20	15,76	4,24
22	16,15	5,85

Also mit der Reihenzahl der Eltern steigerte sich auch die der Nachkommen, aber nicht in demselben Maasse, sondern je höher jene über dem Durchschnitt von 11,5 standen, desto weiter blieb die Mehrzahl

ihrer Kinder hinter ihnen zurück. Dagegen wurde beobachtet, dass bei Aussaat von nur 8reihigen Kolben der Durchschnitt der Ernte über 8 stand, sich also gleichfalls der Normalzahl mehr annäherte.

Aus diesem Experiment verbunden mit zahlreichen anderen Beobachtungen ergibt sich das Gesetz, dass die Vererbung immer dahin strebt, einen Ausgleich zwischen den besonderen Eigenschaften der Eltern und den allgemeinen ihrer ganzen Rasse herbeizuführen. Besitzen jene eine Eigentümlichkeit in sehr hervorragendem Maasse, so werden ihre Kinder zwar auch ihrer Mehrzahl nach den Durchschnitt in derselben Richtung übertreffen, aber hinter den Eltern doch zurückstehen, und das umsomehr, je stärker diese von dem Normalen abweichen. Nur sehr wenige erreichen sie, eine verschwindende Zahl übertrifft sie sogar; aber dafür bleiben auch einzelne noch hinter dem Durchschnitt zurück. Vergleichen wir nun die Genies mit den 22reihigen Maiskolben, denen sie an Seltenheit ungefähr entsprechen dürften, so finden wir, dass genau 1,3 Prozent ihrer Nachkommen darauf Anwartschaft hat, den Eltern gleichzukommen oder noch über sie hinauszuwachsen, aber — wohlgemerkt! — auch das nur, wenn beide Eltern Genies sind. Da dies niemals vorkommt, darf man nicht darüber erstaunt sein, dass geniale Männer, mit untergeordneten Frauen verbunden, im besten Fall Talente, oft auch ganz gewöhnliche Menschen erzeugen. Denn durch die natürliche Tendenz, von dem Vater nach der Richtung des allgemeinen Durchschnitts abzuweichen, wird die Art der Mutter, die selber diesem Durchschnitt angehört, unterstützt und muss in Folge dessen in der Vermischung die Oberhand gewinnen. Bei Talenten, die einerseits viel häufiger sind als Genies,

andererseits von dem normalen Geistesmaasse der Menschheit nicht so erheblich abweichen, ist ihre Fortpflanzung oft durch mehrere Generationen beobachtet worden; ich erinnere nur an die 57 Musiker der Familie Bach, die sich durch mehr als zwei Jahrhunderte hinziehen. Wenn auch hier die Eigenschaften der Väter sich nicht ganz konstant erhalten, so liegt dies teils an den Müttern, teils daran, dass der Mensch eben nicht, wie ein Maiskolben, hunderte von Kindern produziert. Denn wenn nur eines oder zwei vorhanden sind, können sie sehr leicht zu jenen Ausnahmen gehören, die auf dem Durchschnitt stehen bleiben oder selbst darunter hinabsinken.

Aber auch in diesem Falle ist die Hoffnung berechtigt, dass die zweite oder dritte Generation wieder nach ihren besseren Ahnen zurückschlagen wird, und wie aus 18zeiligen Maiskolben ausnahmsweise 22zeilige und selbst 26zeilige hervorgehn, so können unter besonderen Umständen aus Talenten auch Genies erwachsen, natürlich nur sehr selten. Rottet man aber die Talente aus, so verschwinden solche Ausnahmen bald gänzlich; die geistige Durchschnittshöhe der Bevölkerung sinkt immer tiefer, und zum Schlusse sind auch diejenigen, welche die Masse überragen, nur noch imstande, die Gedanken ihrer grösseren Vorväter schwächlich nachzuempfinden und nachzubeten. Das Vermögen, selbständig über sie hinauszustreben, erlischt, und es erwächst ein Geschlecht matter Epigonen, wie es die Hellenen der späteren Jahrhunderte waren.

Die Römer haben nie den geistigen Schwung, aber auch nicht das hitzige Blut der Griechen besessen; die Parteikämpfe ihrer älteren Zeit sind daher fast immer maassvoll, meist sogar auf dem Boden des Gesetzes ausgefochten worden. Manche ihrer besten

Männer sind ihnen zwar zum Opfer gefallen; doch waren diese Verluste nicht so massenhaft, um den
268 Gesamtcharakter des Volkes zu beeinflussen. Im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. zeigt sich ihre frische Kraft dem entnervten Osten weit überlegen, und mit den kriegerischen Errungenschaften gehen die kulturellen Hand in Hand. Am Ende dieses Zeitraums sind sie so weit gelangt, um die Vorbilder, die ihnen das Griechentum einer besseren Epoche hinterlassen hat, voll in sich aufzunehmen und originell weiterzugestalten; die Reden des Gaius Gracchus, die Satiren des Lucilius, das Geschichtswerk des Coelius waren wohl das bedeutendste und eigentümlichste, was der römische Geist hervorgebracht hat. Doch über diese Anfänge hinaus zu einer echt nationalen Literatur vorzudringen, wie die Neuzeit aus dem antikisierenden Humanismus ihr modernes Geistesleben entwickelt hat, war den Römern nicht beschieden. Die Originalität, die ihre früheren Schöpfungen, z. B. die Werke des alten Cato, ausgezeichnet hatte, verschwindet plötzlich und macht einer strengen Nachahmung der Griechen Platz, die zwar viel glatter und formvollendeter, aber zugleich viel ärmer und sklavischer ist. Man verzichtet darauf, selbst zu denken und Neues zu schaffen; attische Philosophie und Beredsamkeit, jonische und aeolische Dichtung möglichst getreu in die lateinischen Formen zu übertragen, wird das höchste Ziel.

Es ist gewiss kein Zufall, dass dieser Umschwung in der römischen Literatur zusammenfällt mit dem Beginn der politischen Massenmorde. Das erste Beispiel derselben ist die Ausrottung der begeisterten Jünglinge, die sich um Tiberius Gracchus und seinen grösseren Bruder geschart hatten; und noch

grimmiger wird das Wüten, seit nicht mehr die Parteien um ideale Ziele, sondern einzelne Ehrgeizige um die Herrschaft streiten. Marius und Cinna morden die 269
Aristokraten und daneben ihre persönlichen Feinde zu Hunderten und Tausenden hin; Sulla räumt nicht minder gründlich mit den Demokraten auf; und was von edlem Blute noch übrig ist, das fällt den Proskriptionen der Triumvirn zum Opfer. Die Römer hatten weniger geistige Kraft zu verlieren, als die Griechen; die Verödung trat daher bei ihnen noch viel schneller ein.

Wer kühn genug gewesen war, sich politisch zu exponieren, war fast ausnahmslos zugrunde gegangen; nur die Feiglinge blieben am Leben, und aus ihrer Brut gingen die neuen Generationen hervor. Nach dem Gesetze der Vererbung versteht es sich von selbst, dass scheue Ängstlichkeit ihren hervorstechendsten Charakterzug bildete. Da der herrschende Stand von den Proskriptionen am schwersten betroffen wurde, musste sich auch in ihm diese Wandelung des Römersinnes zuerst bemerkbar machen, und wirklich lässt es sich leicht beobachten, wie der Senat, in dem der römische Adel seine Vertretung fand, mit jedem Menschenalter feiger und feiger wurde. Zur Zeit der Gracchen waren seine Mitglieder zwar feil, selbstsüchtig und gewissenlos; sie missbrauchten den Staat für ihre persönlichen Zwecke; aber wo die Parteien sich zum Kampfe gegenübertraten, hatte jeder noch den Mut seiner Meinung. Im äussersten Falle legten selbst die Greise des Senats den verrosteten Panzer an und warfen mit dem Schwert in der Faust den politischen Gegner nieder. Nach den Morden des Marius und Sulla herrscht auf dem Markte der Knüttel gemieteter Banden, und sehr wenige finden sich unter

den hochadeligen Herrn, die ihm nicht vorsichtig aus dem Wege gingen. Noch ist kein Machthaber furchtbar genug, um nicht auf eine kühne Opposition zu stossen; aber die Mehrzahl schielt ängstlich nach rechts und links, sucht es mit keinem Parteihaupt ganz zu verderben und scheut vor jedem entschiedenen Votum zurück. Und diese Schwächlinge waren noch ein Heldengeschlecht im Vergleich zu dem Senat, welcher die Proskriptionen des Antonius und seiner Genossen überlebte.

Dem Begründer der Monarchie graute selbst vor der ungeheuren Gewalt, die er in seiner Hand vereinigte. Um dem Kaisertum ein konstitutionelles Gegengewicht zu schaffen, stattete er den Senat mit Machtbefugnissen aus, wie dieser sie unter der Republik nie besessen hatte. Damit auch die Männer nicht fehlten, die von jenen neuen Rechten kühn und energisch Gebrauch zu machen wüssten, reinigte er die Körperschaft von allen anrüchigen und abhängigen Elementen, die unter den Wirren der Bürgerkriege in die Kurie eingedrungen waren. Der alte Senat wurde aufgelöst und durch ein scharfsinniges Wahlverfahren dafür gesorgt, dass der neugewählte nicht etwa aus den Kreaturen des Kaisers bestehe, sondern wirklich nur die Männer enthalte, die jedermann als die ersten im Volk anerkannte. Jeder einzelne Senator sollte durch Reichtum, alten Adel oder den Ruhm eigener Taten eine Stellung besitzen, die ihm auch dem Herrscher gegenüber die volle Unabhängigkeit des politischen Handelns sicherte. Und wo Augustus freimütiger Opposition begegnete, wie bei Messalla Corvinus und Asinius Polio, drückte er sie nicht etwa nieder, sondern würdigte vielmehr den Gegner ganz besonderer Achtung und Auszeichnung. Keiner sollte

durch irgend eine Furcht behindert sein, dem Herrscher zu widersprechen. Er wollte seinen Reichsadel zur Freiheit in der Monarchie erziehn, und sein gedanken- 271
reicher Nachfolger begriff und würdigte diese weise Absicht. Die erste Regierungshandlung des Tiberius war eine Aufforderung an den Senat, ihm einen Teil der kaiserlichen Mühen abzunehmen, mit andern Worten seine Macht zu beschränken, und ohne Zweifel war sie ganz ernstlich gemeint. Doch jenes Kollegium, das die Edelsten und Unabhängigsten der Nation in sich vereinigte, fand nicht den Mut, frisch zuzugreifen, wie es von ihm gefordert wurde. Kein Votum war von einer andern Rücksicht diktiert, als der Besorgnis, sich zu kompromittieren; Alle vereinigten sich in dem knechtischen Flehen, sie mit der Regierung nur ja in Ruhe zu lassen.

Dies wäre allenfalls verzeihlich gewesen, wenn dem Kühnen irgend eine unmittelbare Gefahr gedroht hätte. Aber die Proskriptionen waren längst zu einer Mär aus der Väter Zeit geworden; sie lagen mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, und ihnen war ein Regiment väterlicher Milde und strenger Gesetzlichkeit gefolgt. Wer dem Kaiser missfiel, hatte nach den Erfahrungen des letzten Menschenalters höchstens seine Ungnade zu fürchten, und was konnte das Männern bedeuten, von denen fast jeder an Rang und Besitz einem Fürsten gleichkam? Wenn trotzdem alle krochen und sich duckten, so war der Grund eben nur jene instinktive Feigheit, die von den Vätern ererbt, jede kühne Tat, jedes frische Wort verhinderte. Was Wunder, dass den unglücklichen Tiberius der Ekel vor diesem Sklavengezücht überkam und er das Pack schliesslich so behandelte, wie es verdiente!

Hätten im Senat Männer gesessen, der römische Kaiser wäre nicht mächtiger gewesen, als irgend ein

konstitutioneller Herrscher unserer Zeit. Denn den
272 Oberbefehl über das Heer und die Macht, einen Aufstand niederzuschlagen, besitzt auch jeder moderne Regent, und die Rechtsmittel, durch welche der Senat dem Willen des Staatsoberhauptes entgegenwirken konnte, waren mindestens ebenso zahlreich, wie sie den heutigen Parlamenten zur Verfügung stehn. Da Feldherrn aus seiner Mitte an der Spitze fast aller grösseren Armeen standen, hätte ihm auch die militärische Unterstützung nie ganz fehlen können, wenn er nur entschlossen aufgetreten wäre. Doch sehr selten wagte es ein Einzelner, niemals die Mehrheit oder auch nur eine ansehnliche Minderheit, anders zu stimmen, als der Herrscher zu wünschen schien. Sogar wenn dieser einen allgemein verehrten Senator anklagen liess und jeder andere sich selbst in dem Kollegen bedroht sehn musste, wurde das Todesurteil des Unschuldigen fast ausnahmslos ohne Widerspruch beschlossen. Die Kaiser wurden zu Wölfen, weil ihre Untertanen Schafe waren. Und ihre Bluturteile rafften auch noch die Wenigen hinweg, die sich in der allgemeinen Mattherzigkeit den Mut einer eigenen Überzeugung bewahrt hatten. So wurden die spärlichen Keime, aus denen ein edleres Geschlecht hätte hervorwachsen können, wieder und wieder ausgetilgt, und die Rasse verschlechterte sich immer mehr.

Man hat oft hervorgehoben, dass die Tyrannei der römischen Kaiser zwar den Adel der Hauptstadt furchtbar drückte, aber zugleich auch die Willkür der senatorischen Beamten einschränkte und dadurch in den Provinzen ein erträglicheres Dasein schuf. Dies ist ohne Zweifel richtig; doch je mehr man die Rechte der Untertanen denen der Römer annäherte, desto zahlreicher strömten die kühnen und strebsamen Leute

aus allen Teilen des Reiches dem Centrum zu, wo jeder tüchtigen Leistung der reichste Lohn zu winken schien. Die Hervorragendsten unter den Provinzialen wurden endlich auch in den Senat aufgenommen und verfielen hier dem unabwendbaren Verhängnis. Auch aus den unterworfenen Nationen zog Rom das edelste Blut an sich, um es nutzlos zu verspritzen.

Die Zahl der Männer, welche den Provinzen auf diese Weise verloren gingen, mag im Verhältnis zu ihrer gesamten Bevölkerung nicht sehr gross gewesen sein; doch war diese durch die Schreckensherrschaft der Republik schon so herabgekommen, dass auch der kleine Verlust ihr verhängnisvoll werden konnte. Wo nach der Unterwerfung durch Rom noch frischer Wagemut vorhanden war, also namentlich in den westlichen Provinzen, da hatten die besten Männer noch lange an der Hoffnung festgehalten, ihr Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. Sie hatten Verschwörungen gestiftet, Aufstände angezettelt und waren dabei meist dem Henkerbeil zum Opfer gefallen. Wer sich retten konnte, dem blieb nichts anderes übrig, als unter die Räuber zu gehn. Man erinnere sich jenes mächtigen Piratenstaates, der lange Jahre hindurch alle Küsten des Mittelmeeres fast unbeschränkt beherrschte. Über vierhundert Ortschaften sollen die Seeräuber damals eingenommen oder gebrandschatzt haben, und als Pompejus sie endlich unterdrückte, musste er nicht weniger als 1300 Raubschiffe vernichten. Auf ihnen hatten sich die Unzufriedenen aller Provinzen zusammengefunden; mit ihnen gingen die Kühnsten des Reiches zu Zehntausenden unter. 273

Der schwächere Teil der Bevölkerung, der die Fremdherrschaft widerstandslos über sich ergehen liess,

verfiel der Willkür römischer Proconsuln und Pro-
274 prätoren. Solange diese im Amte blieben, waren sie allmächtig; gegen ihre Entscheidungen gab es keine Appellation, gegen ihre Befehle keinen Widerspruch. Sie konnten nach Belieben Unschuldige hinrichten und Verbrecher laufen lassen, die Armen bedrücken und die Reichen plündern, und haben von dieser Freiheit bekanntlich ausgedehnten Gebrauch gemacht. Erst wenn sie abberufen waren, konnte man sie in Rom verklagen; doch der Prozess, in solcher Ferne geführt, war unbequem und kostspielig, die Entscheidung sehr zweifelhaft. Ein Urteil gegen den Angeklagten erreichte man fast nur, wenn er Feinde hatte, die noch mehr Einfluss besassen, als er selbst; und falls man es erreichte, so war damit kaum mehr gewonnen, als die Genugtuung der Rache; denn von dem geraubten Gut bekam man höchstens ärmliche Reste zurück, die vielleicht gerade ausreichten, um die Reisekosten für Ankläger und Zeugen zu decken. Und dabei riskierte man noch, dass ein künftiger Proconsul mit dem Räuber verwandt oder verschwägert war und dessen Verbannung die Provinz entgelten liess. Daher mussten die Untertanen schon ganz zur Verzweiflung getrieben sein, ehe sie sich zu einem Prozess entschlossen; denn entschieden war es für sie vorteilhafter, die Bedrückungen der Statthalter schweigend zu ertragen oder mit Geld abzukaufen.

Auch in der Kaiserzeit hörte dieser Zustand nicht ganz auf, obgleich der Monarch seine Beamten etwas besser unter Aufsicht hielt, als die Republik dies vermocht hatte. Nur die ärgsten Diebe wurden auch jetzt bestraft, und kein Statthalter war so grosssinnig, dass er nicht von den Untertanen kriechende Schmeichelei und unbedingten Gehorsam gefordert

hätte. So war im ganzen Reiche keine Bevölkerungsklasse vom vornehmen Senator bis zum armen Provinzialen herab, die nicht zum Ducken und Schweifwedeln erzogen worden wäre. Es ist klar, dass jeder Rest freien Mannesmutes, der etwa noch vorhanden war, dabei zugrunde gehn musste.

Eine weitere Einbusse an edlem Blut erlitt das Reich durch seine religiösen Verhältnisse. An anderer Stelle soll es dargelegt werden, wie seit dem Beginn der Kaiserzeit die Reaktion gegen die Aufklärung der vorhergehenden Jahrhunderte immer stärker wurde und endlich ein so begeisterter Glaubenseifer das Heidentum erfüllte, dass er dem der Christen kaum etwas nachgab. Ihr sittliches Ideal aber fanden beide Religionsparteien in der Askese, vor allem in der geschlechtlichen Enthaltsamkeit. Die grosse Masse konnte solch hohe Tugend freilich nur bewundern, nicht nachahmen, doch immer besassen eine Anzahl von Männern und Frauen die Charakterstärke, dasjenige, was ihnen als höchste Forderung der Moral erschien, auch in die Wirklichkeit zu übertragen. Die gotterfüllten Seher und Propheten, die religiösen Führer des Volkes starben fast alle ehelos, und ihre Zahl war durchaus nicht klein; wurde doch schon allein der jüdische Mönchsorden der Essäer zeitweilig auf 4000 Köpfe geschätzt. Auch in religiöser Beziehung waren es die Schwachen und Halben, die ihren Samen fortpflanzten.

Nach der gleichen Richtung hin wirkten zum Schluss auch noch die Christenverfolgungen. Der Glaube an den gekreuzigten Gottessohn fand seine Gemeinde anfangs sogut wie ausschliesslich bei den kleinen Leuten, doch unter diesen wandten sich ihm ohne Zweifel viele der besten zu. Denn immer sind es die geistig regsamsten Elemente eines Volkes, welche

276 nicht beim Altüberlieferten träge stehn bleiben, sondern neuen Lehren ihr Ohr öffnen. Da jeder Christ, der sich zum heidnischen Opfer bereit finden liess, seiner Begnadigung sicher war, so überlebten die Schwachen und Mutlosen alle Stürme, die sich gegen die Kirche erhoben. Die Kühnen und Energischen dagegen beharrten bei ihrem Bekenntnis; sie drängten sich begeistert zum Märtyrertum, und viele Tausend fielen für ihren Glauben.

So sank eine hohe Ähre nach der andern dahin. Bürgerkriege und Monarchenwillkür, Beamtenkorruption und Söldnerwesen, Askese und Glaubenseifer, sie alle wirkten zusammen, um jeden hochstrebenden Geist auszutilgen und ein Geschlecht von Feiglingen grosszuziehn.

Denn angeerbte Feigheit ist, wenn uns nicht alles täuscht, die beherrschende Eigenschaft, aus der alle Erscheinungen, die für das sinkende Altertum charakteristisch sind, hervorgehn. Wenn der Senat von den Rechten, die Augustus ihm so freigiebig eingeräumt hatte, niemals Gebrauch zu machen wagte; wenn dem Heere trotz der reichen Belohnungen, die zum Dienst einluden, immer mehr die Freiwilligen versagten und das Reich sich zuletzt durch Barbaren verteidigen lassen musste, so ist hierin die Wirkung jener Eigenschaft ganz offenbar. Doch auch in dem Niedergange des geistigen Lebens prägt sie sich unverkennbar aus. Denn auch auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet ist jede grosse Tat ebenso sehr eine Leistung des Charakters, wie des Talentes. Wer einen wirklich neuen Gedanken in die Welt hinausgehn lässt, der muss wissen, dass er verketzert werden wird, und muss den Mut haben, es zu ertragen.

Bei tatkräftigen und selbstbewussten Völkern
277 zieht jeder Fortschritt der Kultur einen zweiten

schnelleren nach sich. Jede Entdeckung stellt neue Fragen, die zu weiteren Entdeckungen führen; jede Erfindung regt Hunderte von Köpfen an, ihren Konsequenzen nachzudenken und auf ihr weiterzubauen. So war es auch in der Blütezeit des griechischen Lebens; doch als die antike Welt eine gewisse Höhe erreicht hatte, blieb sie unbeweglich stehn. Aus der ganzen Kaiserzeit können wir keine Verbesserung der Technik, keine Erleichterung der Fabrikation, nicht eine noch so kleine Erfindung nachweisen, die sich durchgesetzt hätte. Selbst diejenigen, welche früher schon gemacht waren, brauchen unglaublich lange Zeit, bis sie allgemeine Aufnahme finden. So war die Wassermühle schon dem grossen Mithradates bekannt, und doch zermalmte man noch vier Jahrhunderte später das Getreide durch Menschenhand oder liess von Zugtieren den Stein drehen. Soweit es irgend ging, liess man eben alles beim Alten, mochte der Vorzug der Neuerung auch noch so einleuchtend sein. Als ein Mechaniker dem Vespasian eine Erfindung vorlegte, durch die bei den grossen Bauten des Kaisers die schweren Steinmassen leichter und billiger fortbewegt werden konnten, da wurde er zwar reich belohnt, aber seine Maschine nicht in Tätigkeit gesetzt, angeblich weil dem niederen Volke sein gewohnter Verdienst nicht geschmälert werden sollte. Dass dieser ihm auch erhalten bleiben konnte, wenn man dieselben Kosten auf zahlreichere oder prächtigere Bauten verwandte, fiel dem Kaiser gar nicht ein; er wollte eben nicht anders bauen, als man bis dahin immer gebaut hatte. So stellt sich denn auch in den erhaltenen Fabrikaten der Kaiserzeit nirgend ein Fortschritt dar, sondern nur ein stetiger Rückgang; je später sie sind, desto schlechter in der technischen Ausführung, desto hässlicher in der Form.

Doch wenn heutzutage alle Patentbureaus von unzähligen Erfindern umdrängt sind, so liegt der Hauptgrund dafür in der Spekulation, und zu dieser gehört frische Wagelust. Damals aber wich der Geschäftsmann nicht aus den alten Geleisen, mochten diese auch noch so ausgefahren sein und den Wagen immer unerträglicher schütteln, weil jeder neue Weg zu unbekannten Gefahren leiten konnte.

Diese ängstliche Denkfaulheit tritt am deutlichsten auf den Gebieten des Geisteslebens hervor. Abgesehen
278 von den theologischen Grübeleien der Semiten kann man von einer Wissenschaft nach Hadrian kaum mehr reden. Die Tätigkeit der Gelehrten besteht ganz ausschliesslich im gedankenlosen Excerpieren ihrer besseren Vorgänger. Die Philosophie „war weniger Denkarbeit als litterarische Tätigkeit. Sie bestand im wesentlichen darin, die überkommenen Lehrsätze zu erklären. Die Frage nach dem, was an sich wahr ist, war vermengt mit der andern, was der Meister gesagt hatte. Der moralische Zwang, sich den Überlieferungen einer Schule anzuschliessen, war mächtiger als die moralische Verpflichtung, die Wahrheit auf jede Gefahr hin zu suchen.“ Für die Schriftsteller der Kaiserzeit ist es charakteristisch, „dass alle Philosophen und Rhetoren — und auch die Dichter, wenn sie nicht betteln gehn —, dass also die ganze freie Literatur des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts ohne Not von keinem Menschen und keinem Gegenstande spricht, der über das Ende der römischen Republik hinabreicht. Es sieht aus, als hätte man sich das Wort darauf gegeben. Die griechischen Sophisten wählen für ihre Schulexercitien vorzugsweise Situationen aus der Blütezeit des Griechentums, aus den Perserkriegen, dem peloponnesischen Kriege,

etwa noch aus dem Leben Alexanders des Grossen. Sie lassen Xenophon reden, der an Sokrates Stelle zu sterben verlangt, oder Pisistratus, der dem Solon gegenüber auf Abschaffung der Gesetze anträgt, oder Themistokles, der den Athenern rät, auf die Flotte zu fliehn u. dgl. m. Dio Chrysostomus (unter Trajan) glaubt sich irgendwo förmlich rechtfertigen zu müssen, nachdem er in einer Rede Ereignisse aus der Kaiserzeit, „moderne, ruhmlose Dinge", erzählt hat; er meint, sein Gegner verachte ihn als einen Schwätzer, weil er nicht nach üblicher Art von Cyrus oder Alcibiades 279 spreche. Die dem Quintilian zugeschriebenen Deklamationen behandeln entweder ebenfalls längst vergangene Dinge oder erdichtete Rechtsfälle, die in keine bestimmte Zeit gehören," aber auch schon lange traditionell geworden sind. „Die Geschichten von Brutus, Harmodius und Aristogiton waren ein sprüchwörtlich beliebtes Thema, während die merkwürdigsten Dinge der Kaiserzeit, die man noch dazu panegyrisch hätte behandeln können, wie z. B. der jüdische Krieg, die Taten Trajans, die Herrschaft der Antonine, freiwillig garnicht berührt wurden." Man scheute eben, wie die neuen Formen, so auch die neuen Stoffe, die noch keine klassische Behandlung erfahren hatten, weil man sich nichts ohne Vorbild zu unternehmen getraute.

Dass die bildende Kunst niedrig steht, bedeutet an sich nicht viel. Wir haben auch in neuerer Zeit Perioden ihres Sinkens erlebt, während doch der allgemeine Fortschritt der Menschheit rüstig weiterging. Wohl aber ist es charakteristisch, in welcher Richtung jenes Sinken sich vollzieht. In der Regel schliesst sich an einen Höhepunkt der Kunstentwicklung das gewaltsame Bestreben, die grossen Meister zu über-

bieten. Die Motive werden gesuchter, die Technik raffinierter; auf vornehme Ruhe folgt übertriebene Bewegung. So verhält sich der Pergamener Altar zur griechischen Plastik der Blütezeit, so Bernini und Caravaggio zu Michelangelo und Tizian, so Richard Wagner zu Beethoven. Erfreulich sind jene Erscheinungen des Verfalles nicht, aber keiner wird ihnen Lebensmut und Erfindungslust absprechen; sie wollen doch neu sein, wenn auch oft in übertriebenem Maasse. Die Kunst der Kaiserzeit hat dies Bedürfnis
280 nie gefühlt; sie begnügt sich durchaus mit dem Nachahmen überlieferter Vorbilder. Wo sie diese zu übertreffen strebt, da ist es nur durch räumliche Masse, Kostbarkeit des Materials oder Überladung mit Schmuck, der sich aber durchaus in den hergebrachten Motiven bewegt. Dass ihr Können garnicht zu verachten ist, zeigen ihre Porträts, die bis tief ins dritte Jahrhundert hinein lebensvoll und charakteristisch bleiben. Der Typus des Caracallakopfes in seiner wilden Grossartigkeit, ja selbst noch die Münzbildnisse des Postumus sind Kunstwerke, deren keine Zeit sich zu schämen hätte, und kürzlich erst haben die ägyptischen Gräber eine Reihe von Gemälden dem Lichte zurückgegeben, die gewiss nicht vor Hadrian entstanden sind und doch an Frische und Wahrheit mit manchem guten Holländer wetteifern können. Doch die Leistungsfähigkeit jener späten Kunst beschränkt sich ganz und gar auf das Bildnis; wo sie Idealgestalten oder historische Kompositionen schaffen will, wird sie immer kalt und konventionell. Der Grund liegt wohl darin, dass beim Porträt ihre Aufgabe die Künstler zwang, das Auge unmittelbar auf die Natur zu heften; die Darstellung des lebenden Menschen liess sich nicht gedankenlos aus alten Vorlagen abschreiben; man

musste notgedrungen selber sehn und auffassen. Die Kraft dazu besass man noch, doch fürchtete man sich, sie anzuwenden, wenn man nicht musste. Der Wert der alten Meister war widerspruchslos anerkannt; man bildete ihre Werke also nach, wo sich dies irgend tun liess. Denn schlug man neue Bahnen ein, so konnte man des Beifalls nicht ebenso sicher sein. Feigheit hier, wie überall!

Die Semiten haben am längsten einen Teil ihrer geistigen Frische bewahrt; doch soweit sie zum Reiche gehörten, sind endlich auch sie in das allgemeine Ver- 281
derben mit hineingezogen. Nur einer ihrer Stämme hat sich bis auf den heutigen Tag in ungebrochener Kraft erhalten und der Weltkultur Dienste geleistet, deren Grösse ausser allem Verhältnis zu seiner geringen Menschenzahl steht. Als das Altertum sich dem Untergange zuneigte, hat er die christliche Religion als Vermächtnis für eine bessere Zeit aus sich hervorgehn lassen, dann durch die Schöpfung der neuplatonischen Philosophie auch das Heidentum neu belebt. Im Mittelalter hat er fast den gesamten Geldverkehr zu monopolisieren verstanden, in der Neuzeit Europa einen seiner grössten Denker geschenkt; und seit in unserem Jahrhundert die gesetzlichen Schranken gefallen sind, die ihn bis dahin einengten, gibt es kein Gebiet der geistigen und wirtschaftlichen Tätigkeit, auf dem er nicht sogar den germanischen Nationen zum ebenbürtigen und oft überlegenen Mitbewerber würde. Und dieser Stamm ist nicht etwa ein Liebling des Glückes gewesen, sondern im ganzen Verlauf der Geschichte hat kein anderes Volk so viele Schläge und Niederlagen erlitten, wie die Juden.

Nachdem sie in den Kriegen mit ihren übermächtigen Nachbarn fast aufgerieben waren und der

kleine Rest zwei Menschenalter lang in der Verbannung hatte trauern müssen, machte sich ein Häuflein entschlossener Fanatiker, die an den Wassern zu Babel Zions nicht vergessen hatten, von neuem auf die Wanderschaft, um den heiligen Tempel wiederzuerbauen. Unter steten Kämpfen mit den feindlichen Samaritern erwuchs aus wenigen tausend Köpfen ein Volk von Millionen, das in seiner engen Heimat bald nicht mehr Raum fand und ganz Asien und Ägypten mit seinen Auswanderern überschwemmte. In den
282 Streitigkeiten der Ptolemäer mit ihren syrischen Nebenbuhlern war das Land immer wieder Durchzugsgebiet und Kampfplatz zuchtloser Söldnerscharen. Antiochus Epiphanes liess die Juden, die sich seinem tollen Bekehrungseifer nicht beugen wollten, zu Tausenden hinschlachten, und die langjährigen Befreiungskämpfe der Makkabäer, die mit aller Wut eines Religionskrieges geführt wurden, verbreiteten aufs neue Mord und Verwüstung über das ganze Volk. Kaum hatte es ein Jahrhundert Zeit gehabt, seine Wunden zu heilen, als der grosse Aufstand gegen die römische Herrschaft losbrach und Judäa völlig zur Wüste machte. Jeder Beschnittene, der den Soldaten in die Hände fiel, wurde niedergemacht oder in die Sklaverei verkauft, falls er nicht ganz besondere Verdienste um das römische Reich nachweisen konnte, und diese schaudervolle Metzelei blieb nicht auf Palästina beschränkt. Denn wo Juden wohnten, da waren sie gemieden und verhasst; fast in allen Städten des Orients benutzte man daher ihre Erhebung gegen das Reich als Vorwand, um unter dem Scheine der Loyalität der Volkswut freien Lauf zu lassen. In Alexandrien sollen ihr 50000 Opfer gefallen sein, in Damaskus 10000 und entsprechend in den anderen Gemeinden. Abermals

schien der jüdische Stamm fast ausgerottet. Und doch empörte er sich schon wieder unter Trajan in Ägypten, Cyrene und Cypern, unter Hadrian in Palästina, und von neuem erging ein Strafgericht über das Volk, so schrecklich, wie nur irgend eins der vorhergehenden. „Die 50 bedeutendsten Festungen", erzählt Cassius Dio, „und 985 der ansehnlichsten Dörfer wurden zerstört, 580000 Männer fielen bei Streifzügen und Schlachten; die Menge aber der durch Hunger, Seuchen und Feuer umgekommenen war ungezählt, so dass fast ganz Judäa 283
verödete." So wurden die Juden wieder und wieder ausgetilgt; doch während bei den übrigen Nationen des Reiches die Bevölkerungszahl zurückging, sind bei ihnen aus den spärlichen Überresten stets neue Millionen erwachsen. Und an geistiger Kraft haben sie niemals eingebüsst, sondern wie auch um sie die Kulturepochen wechselten, immer bis auf den heutigen Tag standen sie auf der vollen Höhe ihrer Zeit.

Diese Tatsache könnte verwunderlich scheinen, wenn sie nicht im ganzen Verlauf der Geschichte so zahlreiche Analogien fände. Neben Judäa war Spanien diejenige Provinz des Weltreiches, die am gründlichsten und wiederholtesten verheert worden ist. Von ihrer Eroberung durch Hamilkar Barkas bis auf Augustus herab haben sich immer wieder bald einzelne Stämme, bald grössere Landesteile erst gegen die karthagischen, dann gegen die römischen Herrscher aufgelehnt. Jedesmal verwüsteten die Empörer die treugebliebenen Landschaften, bis sie ihrerseits mit der Schärfe des Schwertes ausgetilgt oder als Sklaven fortgeschleppt wurden. Und in diese wütenden Völkerkämpfe mischten sich die nicht minder grausamen Bürgerkriege, die gegen Sertorius und später gegen Pompejus und seine Söhne geführt wurden und lange Jahre hindurch die Halbinsel mit

Mord und Verheerung füllten. Und doch ist es gerade Spanien gewesen, das im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit in der römischen Welt die geistige Führerrolle übernahm. Von dem älteren Seneca bis auf Quintilian und Martial ist eine lange Reihe glänzender litterarischer Talente aus der Provinz hervorgegangen, zwar kein Mann darunter, der ewige Bedeutung in Anspruch nehmen dürfte, aber sehr viele, die zu den
284 Besten ihrer Zeit gehörten. Und endlich sind ihre Bürger mit Trajan sogar auf den römischen Thron gelangt und haben dem Reiche die einzige kurze Periode frischer Tatenlust gebracht, welche die lange öde Mattigkeit jener Jahrhunderte so wohltuend unterbricht. Unterdessen genoss ihr Heimatland des tiefsten Friedens; doch gerade in dieser scheinbar glücklichen Zeit welkte seine geistige Blüte langsam dahin. Anderthalb Jahrtausende lang hat dann Spanien für die Weltkultur fast garnichts bedeutet, bis ihm mit Cervantes und Velasquez ein neues Heroengeschlecht erwuchs. Aber auch sie sind in einem Jahrhundert geboren, das dem Abschluss wild verheerender Völkerkriege folgte.

Ganz in ähnlicher Weise lässt sich auch bei den andern Kulturvölkern Europas die Beobachtung machen, dass regelmässig in zwei bis drei Generationen, nachdem eine gewaltige Verwüstung über sie hingegangen ist, die höchste Blüte ihres geistigen Lebens eintritt. Deutschland verlor durch den dreissigjährigen Krieg dreiviertel seiner Bewohner, und ähnlich haben die Befreiungskriege in den Niederlanden, die Kämpfe der beiden Rosen in England, die Hugenottenbewegung in Frankreich gewirkt. Etwa ein Jahrhundert nach dem wildesten Morden erstanden uns Goethe und Kant, den Engländern Shakespeare und Bacon, den Franzosen Molière und Bayle; in den Niederlanden

schloss sich die Zeit des Grotius und Rembrandt sogar noch enger an die Kampfepoche an. Am Ausgang des Mittelalters war das nördliche Italien immer wieder der Schauplatz wilder Völkerkriege, die den Süden der Halbinsel meist sehr wenig berührten; und nur von jenem vielgequälten Norden aus hat der Glanz der Renaissancekultur ganz Europa überstrahlt, während die südlichen Landschaften zum Ruhme des italienischen Namens so gut wie nichts beigetragen haben. 285 „Die österreichischen Provinzen südlich der Donau waren die einzigen deutschen Landschaften, die von der Geissel des dreissigjährigen Krieges nicht berührt wurden; aber gerade sie sanken, während Deutschland sich langsam erholte, in immer tiefere geistige und wirtschaftliche Verödung.“ Grosse Verheerungen scheinen also in demselben Maasse, wie sie die Kopfzahl eines Volkes zeitweilig herabsetzen, sein geistiges Niveau auf die Dauer zu heben, und unerklärlich wäre dies nicht.

Massenmorde, die mit Auswahl über die führenden Geister verhängt werden, wie dies in Griechenland und Rom geschah, müssen ein Volk zur Feigheit und Erbärmlichkeit züchten; doch rast der Würgengel scheinbar wahllos über die ganze Menge dahin, so darf man das entgegengesetzte Resultat erwarten. Denn wer Klugheit und Kraft mit kaltem Blute verbindet, hat am meisten Aussicht, dem allgemeinen Gemetzel zu entrinnen. In jedem einzelnen Falle treibt zwar der Zufall sein unberechenbares Spiel; manchen Schwachen und Feigen erhält er und lässt manchen untergehn, der eines andern Schicksals würdig gewesen wäre. Doch wie der Bankhalter an der Roulette hundert und tausend Mal trotz seiner besseren Chancen verlieren kann, aber bei Millionen Spielen

notwendig Gewinner bleiben muss, so werden sich bei den grossen Zahlen, in denen sich solche Völkermorde bewegen, immer die Normen der Wahrscheinlichkeitsrechnung geltend machen. Ein Mann, mag er auch noch so schlau und kühn sein, hat gar keine begründete Aussicht, sein Leben zu retten; doch wo von 100000 Starken 80000 zum Opfer fallen, da werden es von 100000 Schwachen sicher 90000 oder gar 95000 sein. Ist also der Sturm vorübergebraust, so muss die Nation an Mut und Kraft, Energie und Klugheit im Durchschnitt höher stehn als vorher, und nach dem Gesetze der Erblichkeit pflanzen sich diese Vorzüge der Überlebenden auch auf ihre Nachkommen fort und steigern sich wenigstens in einzelnen
286 von ihnen. Denn väterlicher- wie mütterlicherseits ist es fast nur auserlesene Zucht, aus der die junge Generation hervorgeht. Waren die Überlebenden der Schreckenszeit zumeist nur die Besten ihres Volkes, so werden unter denjenigen, welche ihre Söhne und Töchter erzeugen, die Besten ihres ganzen Zeitalters sein. Oft freilich hat der erste Nachwuchs noch nicht die Möglichkeit, den geistigen Bestrebungen, die doch fast alle zum schönen Luxus gehören, seine Kraft zu widmen; vorher muss für die nötigsten Lebensbedürfnisse gesorgt und die drückende Armut, welche die Zeit der Zerstörung hinterlassen hat, überwunden werden. Aber ist der Wohlstand hergestellt und der Menschenverlust ersetzt, so erhebt sich das gereinigte Volk zu seiner höchsten Höhe. Den Juden war dies Glück in der römischen Kaiserzeit und im Mittelalter nicht beschieden, weil die Schläge sich zu schnell folgten und auch in den Zwischenräumen der Druck, der auf ihnen lastete, zu hart blieb, um ihnen ein freies Regen des Geistes zu gestatten. Dafür sind

sie wieder und immer wieder durch die grause Zuchtwahl des Völkermordes veredelt worden; mit welchem Erfolge, das zeigt die Neuzeit, in der sie von dem neuverliehenen Rechte, an der geistigen Arbeit der Nationen unbeschränkten Anteil zu nehmen, in so glänzender Weise Gebrauch machen.

Bei den Germanen des Altertums hat die gleiche Zuchtwahl noch energischer gewirkt, weil sie sich nicht nur, wie bei den Juden, in einzelnen grossen Schlägen, die durch jahrhundertelange Ruhepausen getrennt waren, sondern fast in ununterbrochener Folge geltend machte. Als Caesar die Deutschen kennen lernte, liessen einzelne Stämme derselben kein Jahr vergehn, ohne dass sie einen ihrer Nachbarn überfielen, und da der erklärte Zweck dieser Kämpfe 287
war, die menschenleeren Wildnisse, welche die Grenzen jedes Volks umgaben, immer weiter auszudehnen, so wurde alles hingemetzelt, was der Speer erreichen konnte. Und im Innern der Dörfer gab es keine Rechtsprechung, sondern jeder Zwist der Stammesgenossen, der sich nicht gütlich beilegen liess, wurde durch Privatfehde ausgefochten. So standen neben den grossen Volkskriegen die Kämpfe der einzelnen Sippen und Gefolgschaften, die gewiss nicht weniger Blut kosteten. Anderthalb Jahrhunderte später, als Tacitus schrieb, waren die Zeiten etwas milder geworden; man hatte Könige und Richter eingesetzt, welche die Fehden zum Teil unterdrückten; ohne einen triftigen Grund wurden keine Kriege mehr erklärt, und manche Stämme erfreuten sich schon eines langen Friedens. Doch dieser glückliche Zustand sollte bald ein Ende nehmen. Der anbaufähige Boden, der damals noch im Überfluss vorhanden war, wurde durch das schnelle Wachstum der Bevölkerung allmählich be-

siedelt; der neue Zuwachs fand seinen Unterhalt nicht mehr auf der Heimaterde, und bittere Not zwang die germanischen Stämme, den Vernichtungskampf gegen ihre Brüder von neuem zu beginnen. So tobte der Völkermord weiter und übte von Generation zu Generation seine reinigende Kraft.

Der Veredlung der Nation, welche die Folge sein musste, wirkte allerdings auch bei den Deutschen die Ausrottung der Besten entgegen. Wir haben schon in einem früheren Kapitel dargelegt, wie die führenden Männer jedes Stammes untereinander in ewiger Fehde lagen und wie bei manchen Völkerschaften der ganze Adel diesen innern Kämpfen zum Opfer fiel. Da er keinen privilegierten Stand bildete, sondern nur die
288 Söhne berühmter Väter, die sich auch selbst durch Kriegstaten ihrer Ahnen würdig gezeigt hatten, in seinen Kreis gehörten, war sein Untergang ohne Zweifel ein unersetzlicher Raub an dem geistigen Besitzstande des deutschen Volkes. Wo ein Königtum erstand, kamen zwar die Bürgerkriege zeitweilig zur Ruhe; doch die Herrscher mussten in den stolzen Häuptlingen Nebenbuhler fürchten und werden daher weiter unter ihnen aufgeräumt haben. Als dann die römischen Kaiser begannen, auch von jenseits ihrer Grenzen Söldner anzuwerben, da eröffneten sich der deutschen Tapferkeit Aussichten auf Ruhm, Glanz und Reichtum, wie sie die arme Heimat nicht zu bieten vermochte. Gewiss waren es die Kühnsten und Unternehmendsten, welche sich der drückenden Landnot daheim entzogen und im Reiche einen Schauplatz für ihren Tatendrang suchten. So ging auch für Deutschland sein edelstes Blut verloren; doch konnte es dies leichter verschmerzen als die entnervten Völker, die unter dem römischen Scepter

seufzten, ja zum Teil wurde der Verlust ihm sogar zum Gewinn.

Um vor den ununterbrochenen Raubkriegen, die überall den Inhalt der ältesten Geschichte bilden, einen besseren Schutz zu finden, hatten die Völker der antiken Kultur sich früh in feste Mauerringe eingeschlossen. Auf engem Raum zusammengedrängt, musste sich hier der Nachbar mit dem Nachbarn vertragen lernen und jeder einen Teil seiner Freiheit opfern, damit die Gemeinschaft Aller um so stärker werde. Der Deutsche wohnte noch zur Zeit des Tacitus kühn auf seinem schutzlosen Gehöft; selbst den lockeren Verband der Dorfgemeinde empfanden viele als drückende Fessel und siedelten lieber allein unter den wilden Tieren des Waldes und den wilderen Menschen, als dass sie auf ihre volle Ungebundenheit 289 verzichtet hätten. Jede Art von Lebewesen passt sich im Laufe der Zeit immer mehr den Bedingungen an, unter denen sie ihr Dasein fristet. Denn einerseits wird das, woran sich die Eltern erst gewöhnen mussten, beim Kinde schon zum ererbten Habitus des Leibes und der Seele, andererseits werden die Untauglichen immer wieder ausgemerzt und nur die Geschlechter pflanzen sich dauernd fort, welche die nötigen Eigenschaften besitzen oder in sich ausbilden, um sich unter den gegebenen Verhältnissen zu behaupten. Auf diese Weise gestaltet jede Staatsverfassung und Gesellschaftsordnung, wie sie selbst aus der Art des Volkes hervorgeht, in steter Wechselwirkung auch das Volk nach ihrer Art. Bei den Nationen des Südens ging unter, wer sich dem Willen der Gesamtheit nicht fügte; bei den Germanen hatte derjenige die meiste Aussicht auf Rettung, der auch auf eigene Faust den Feind abzuwehren oder sich der Übermacht auf Schleich-

wegen zu entziehen verstand. So entwickelte sich bei jenen die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, d. h. die staatenbildende Kraft; bei diesen gelangte die freie Individualität zu einer so energischen Ausbildung, dass sie jedes staatliche Band zersprengte. Trotz ihrer grossen Begabung hatten sie sich nicht zu einer höheren Kultur erhoben, weil diese aus dem geordneten Zusammenwirken Vieler hervorgehn muss und ihre wilde Kraft sich keiner Ordnung fügen wollte. Diese ungezügelte Behauptung seiner persönlichen Eigenart war zum beherrschenden Zuge im Nationalcharakter der Deutschen geworden, wie er es in gemilderter Weise noch heute ist, und in den Edelsten des Volkes kam er zur reinsten Ausprägung. Sie mussten also fallen; die jüngeren Generationen mussten etwas von jener überschäumenden Kraft ihrer Väter verlieren, damit sie zahmer würden und sich dem Verbande eines geordneten Staatswesens einfügen lernten. Die Ausrottung der Besten, die jenen schwächeren Völkern die Vernichtung brachte, hat die starken Germanen erst befähigt, auf den Trümmern der antiken Welt neue, dauernde Gemeinschaften zu errichten.

Viertes Kapitel.

Sklaven und Klienten.

Ein historisches Ergebnis kommt nie so einfach zustande, wie das Experiment im Destillierkolben. Immer wirken dabei eine grosse Anzahl von Gründen teils zusammen, teils gegeneinander, und oft hat sogar dieselbe Ursache zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Folgen. So hat die Sklaverei die antiken Staaten anfangs zur Höhe ihrer Kultur erhoben, später aber nur die traurige Entwicklung beschleunigt, welche durch die Ausrottung der Besten hervorgerufen war.

Ein Reisender hörte einst von einem Australneger den weisen Ausspruch: „*White fellows work, not black fellow: black fellow gentleman.*“ Dies bezeichnet in höchst charakteristischer Weise die Denkart aller Naturvölker; denn ohne jeden Zweifel haben auch unsere Urahnen und die Vorfahren der Griechen und Römer die Arbeit nicht anders aufgefasst als jener Schwarze. Der freie Germane verdehnte bekanntlich sein halbes Leben auf der Bärenhaut, im Lateinischen werden die Begriffe Arbeit und Plage durch dasselbe Wort ausgedrückt, und die Griechen der Odyssee fanden ihr Ideal seligen Daseins im Volke der Phäaken, das seine Tage mit Schmaus, Tanz und Spiel verbrachte. Der Spruch: „Arbeit macht das Leben süss“

291 konnte erst auf einer sehr hohen Stufe der Zivilisation entstehn und Verständnis finden. Heute reden wir viel von der Würde der Arbeit, doch der Barbar kennt sie nur als Schmach und Zwang.

Es ist nicht die körperliche Anstrengung, vor welcher das Naturkind zurückschreckt; gelten ihm doch Krieg und Jagd, die in den Urwäldern der Vorzeit noch viel grössere Anforderungen an die Muskelkraft und Ausdauer des Leibes stellten als heutzutage, für die einzig manneswürdigen Beschäftigungen. Wohl aber widersteht ihm jede regelrechte und gleichmässige Tätigkeit. Diese wird immer nur widerwillig verrichtet; auf der niedrigsten Kulturstufe fällt sie daher den Weibern zu, die durch ihre geringere Körperkraft dem Zwange des Mannes unterworfen sind. Denn Sklaven pflegt ein Volk, das noch nicht über das Jägerleben hinausgekommen ist, nicht zu halten, weil es im einfachen Haushalte des Wilden zu wenig Arbeit gibt, um das Füttern eines dienenden Essers lohnend erscheinen zu lassen. Auch der Nomade braucht nur selten Knechte; denn das Weiden der Heerde ist ein faules Geschäft, bei dem der Hund mehr zu tun hat als der Herr. Zudem erfordert sowohl die Jagd als auch die Beschützung des Viehs gegen Räuber und wilde Tiere den Besitz von Waffen, und solche dem Unterworfenen in die Hand zu geben würde Gefahr bringen. Erst mit dem Beginn des Ackerbaus entsteht das Bedürfnis nach einer Arbeitsleistung, die zugleich regelmässig und anstrengend ist; doch die angestammte Trägheit des halbtierischen Menschen lässt sich noch nicht überwinden. Reichen die Kräfte seiner Frauen nicht mehr aus, um die Familie zu erhalten, so zwingt er den besiegten Feind in seinen Dienst, und unter der Peitsche des gestrengen Herrn

lernt der Wilde zum ersten Male ernst und gleich- 292
mässig arbeiten.

Freilich war nicht jeder, den der feindliche Speer unterwarf, als Sklave zu brauchen. Wer selbst als Herr zu Jahren gekommen war, hatte sich so an träges Lungern gewöhnt, dass er für jede Arbeit verdorben war. Es blieb daher bis in späte Zeit Regel, dass der Sieger alle Männer des bezwungenen Volkes hinmordete und nur die Weiber und Kinder in die Knechtschaft führte. Denn die Frauen hatten ja ihr ganzes Leben lang dienen müssen, und die Knaben konnte man noch zur Sklaverei erziehen. Gewiss werden sich auch unter diesen viele befunden haben, deren angeerbte Faulheit keiner Misshandlung weichen wollte; doch wer sich als unnützer Fresser erwies, wurde ohne Zweifel getötet, oder er versuchte zu entfliehen und kam in der Wildnis um. Aus dem Rest entwickelte sich ein arbeitsames Völkchen menschlicher Haustiere und vererbte die Gewohnheit des Fleisses, die es unter hartem Zwang erworben hatte, auch auf seine Nachkommen.

Das Schicksal dieser Verknechteten war nicht gar so traurig, wie es sich modernen Anschauungen darstellt. Die Weiber waren der Willkür ihres Gebieters preisgegeben; aber auch als sie sich noch frei nannten, hatten sie ihren Gatten nicht wählen dürfen, sondern ihn von Vater oder Vormund empfangen. Oft wurde ihnen ein dauerndes Verhältnis mit einem ihrer Mitsklaven gestattet; mitunter gelangten sie durch die Zuneigung ihrer Herrn sogar in eine Stellung, welche sich von der der Hausfrau nur durch den Namen unterschied. Die meisten wurden Mägde, d. h. sie mussten Wolle spinnen, Kleider weben und das Haus besorgen, wie sie das in ihrer Freiheit auch

293 getan hatten. Die neue Gebieterin, die in ihrer Mitte thronte, war nicht anders beschäftigt, als ihre Sklavinnen, und ebenso rechtlos dem absoluten Willen des Hausherrn untergeben. Auch die Knechte unterschieden sich in ihrer Lebensweise von den Freien fast nur dadurch, dass sie an den Kriegszügen nicht teilnahmen und arbeiten mussten. Denn in einem Zeitalter, das kaum einen Luxus kannte ausser dem Schmuck des Leibes und der Überfüllung mit Speise und Wein, boten sich dem Herrschenden sehr wenige Genüsse dar, die nicht auch dem Sklaven zugänglich gewesen wären. Die Freiheit als solche entbehrte er kaum, da er ja von Kindheit an zum Dienen erzogen war. Freilich war er jeder Laune seines Herrn ausgesetzt; dieser durfte ihn misshandeln, ja, wenn er wollte, foltern und töten, ohne dass irgend eine Strafe dafür ihm drohte. Doch war der Unterworfene nicht gar zu faul und störrisch, so pflegte die Behandlung milde zu sein, und oft bildete sich ein Verhältnis persönlicher Anhänglichkeit zwischen Knecht und Gebieter. Die innige Liebe, mit welcher der göttliche Sauhirt der Odyssee an seinem verschwundenen Herrn hängt, die mütterliche Treue der alten Schaffnerin Eurykleia sind Züge, die der Dichter offenbar dem Leben abgelauscht hat.

Übrigens kam ein grosser Teil der Sklaven mit ihren Besitzern nur in geringe Berührung. Da auch das Beaufsichtigen ihrer Tätigkeit eine Arbeit gewesen wäre, vor welcher der träge Herrenstand zurückscheute, so liess er sie oft den Teil des Ackers, der ihnen zugewiesen war, ganz unabhängig bebauen und verlangte nur eine Fruchtquote. Sie standen also den freien Kleinpächtern unserer Tage ziemlich gleich, ja in mancher Beziehung sogar noch günstiger.

Denn wenn sie durch Missernten in Not kamen und 294
ihren Zins nicht zu erlegen vermochten, so konnte man sie weder ausweisen noch verhungern lassen, weil sie ja selbst Vermögensobjekte waren, deren Untergang den Herrn geschädigt hätte.

Noch in einer andern Beziehung waren die antiken Sklaven glücklicher als diejenigen, welche heutzutage von ihrer Hände Arbeit leben müssen. Diesen ist es fast nie beschieden, durch Fleiss und Sparsamkeit sich selbst oder ihren Kindern eine unabhängige Stellung zu erringen; dagegen winkte jenen schon seit sehr alter Zeit als letztes Ziel ihrer Wünsche die Freilassuug.

Als jeder Staat mit den Nachbarstaaten fast ununterbrochen im Kriege lag und jeder Krieg neue Sklaven schuf, mussten sich in den Händen der sieghaften Stämme Scharen von Knechten ansammeln, die das Bedürfnis weit überschritten. Freilich kam von Zeit zu Zeit der fremde Handelsmann und tauschte für Gold, Bernstein oder Purpur Menschenfleisch ein; doch durch die Menge der Gefangenen wurde der Preis gedrückt, und ihr Verkauf erwies sich infolgedessen nicht immer lohnend. So fanden es Viele bequemer und würdiger, mit einem Überfluss von Sklaven Luxus zu treiben. Hatte dann einer von diesen die Gunst seines Herrn in besonders hohem Maasse gewonnen, so war es für diesen kein schweres Opfer, auf die Arbeit des treuen Dieners zu verzichten, namentlich da dessen Abhängigkeit durch die Freilassung keineswegs gelöst wurde. Denn Rechte im Staat besassen ja nur dessen Bürger, und in den Kreis derselben wurde der entlassene Knecht damals noch nicht aufgenommen. Da nun die Gerichte ihn nicht als Kläger zuliessen, aber unbedenklich gegen ihn einschritten, falls er sich durch eigene Gewalt

295 Recht zu verschaffen suchte, war er vogelfrei und jeder Misshandlung preisgegeben, falls sein früherer Herr ihn nicht in Schutz nahm. So wurde aus dem Sklaven ein Klient, was rechtlich kaum einen Unterschied machte. Den staatlichen Gewalten gegenüber galt er noch immer als Eigentum seines Patrons; denn nur durch diese Voraussetzung konnte er bei ihnen Rechtsschutz finden. Als freier Nichtbürger hätte er ausser dem Gesetz gestanden: als Vermögensobjekt eines Bürgers wurde ihm die gleiche Sicherheit gewährt, wie dessen übriger Habe. Doch wenn er gegen die Angriffe Dritter in seinem Patron einen Schützer fand, gegen diesen selbst blieb er so schutzlos, wie er je gewesen war; hinderte doch keine menschliche Gewalt, ihn wieder zum Sklaven zu machen. Wo aber das Recht versagte, da griff die Religion ein. Seinen hilflosen Klienten zu schädigen, galt als ein schwerer Frevel, der die Strafe der Gottheit herausfordern müsse, und in jenen Zeiten einfältiger Frömmigkeit wagte ihn nicht leicht einer zu begehen. Forderte der Freigelassene durch Undankbarkeit die Rache seines Patrons heraus, so hatte er freilich auch den Schutz der Götter verwirkt und das volle Herrenrecht trat mitleidslos gegen ihn in Kraft; doch solange er sich untadelig führte, wurde die tatsächliche Freiheit, die sein Herr ihm geschenkt hatte, nicht angetastet.

Mit denjenigen, welche ihre Entlassung aus der Sklaverei der Gnade ihres Gebieters verdankten, mischte sich bald eine andere Art von Klienten, die durch eigene Arbeit und Sparsamkeit freigeworden waren. Zwar floss, was der Knecht verdiente, alles in die Kasse seines Herrn; da er überhaupt keine Rechte besass, konnte auch von einem Eigentums-

recht bei ihm keine Rede sein. Doch wenn es ihm gelang, in seinen Freistunden sich einen Nebenverdienst 296
zu machen oder als abhängiger Pächter einen Teil seiner Erträge zurückzulegen, pflegte man diese kleinen Summen seiner Verfügung zu überlassen. Oft fand der Besitzer auch seine Rechnung dabei, dem Sklaven den selbständigen Betrieb eines Handwerks oder eines kleinen Handels zu erlauben und dafür nur eine feste Jahresabgabe von ihm zu erheben. So konnte der arme Knecht sich ein Kapitälchen sammeln und endlich damit seinen Freikauf bewirken. Dass ihm dieser gestattet wurde, war freilich auch nur Gnade des Gebieters; durfte er doch kraft seiner absoluten Macht dem Sklaven seine Ersparnisse einfach wegnehmen ohne jede Gegenleistung. Doch in den meisten Fällen hinderte dies die Scheu vor den Göttern und ein gewisses natürliches Rechtsgefühl.

So bildete sich in den Staaten des Altertums eine rechtlose und halbfreie Bevölkerungsklasse, die von den stolzen Bürgern tief verachtet wurde, aber da sie fast durchgängig aus tüchtigen Arbeitern bestand, ihnen wirtschaftlich überlegen war. In ihren Händen sammelte sich bald Vermögen an, während der lungernde Herrenstand herabkam oder doch seinen Besitz nur durch Erbschaft und Heirat vergrösserte. In den ersten Generationen waren die Klienten noch still und demütig; sie fühlten ihre Abhängigkeit von den Patronen und deren Nachkommen noch zu deutlich, um ihnen gegenüber eine Emancipation zu versuchen. Doch im Laufe der Zeit lockerten sich die Bande der Pietät und Dankbarkeit immer mehr; oft starb auch das Geschlecht des Patrons ganz aus, und die Klientenfamilien, die sich bis dahin vom Vater auf den Sohn fortgeerbt hatten, blieben herrenlos zurück. Zugleich

vermehrte sich ihre Zahl in steigender Progression,
297 während die der Vollbürger stationär blieb oder gar sank. Denn diese standen zu Weibern des Sklaven- oder Klientenstandes sehr oft in dauernden Verhältnissen, die nach dem Gesetz nicht als rechte Ehen galten, aber den Abschluss ebenbürtiger Verbindungen, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich hinderten; ein grosser Teil ihrer Nachkommenschaft sank also in die untertänige Masse zurück. Und wie der Sklave von allen öffentlichen Rechten ausgeschlossen war, so lasteten auch die Pflichten des Staatsbürgers, namentlich der Kriegsdienst, nicht auf ihm. Die ewigen Kämpfe, die jene wilde Zeit erfüllten, frassen daher immerfort nur den Herrenstand. So wurden die Rechtlosen den Bürgern an Wohlstand zum Teil gleich, an Zahl sehr überlegen, und wie sie ihre Macht fühlen lernten, begannen sie Forderungen zu stellen.

Der Verlauf der politischen Kämpfe, die sich nun entspannen, ist in den einzelnen Staaten sehr verschieden gewesen. Doch ob die untertänige Menge, wie in Rom und Athen, die volle Gleichstellung mit den Bürgern errang, ob, wie in Lakonien und Thessalien, ihre Abhängigkeit immer drückender, ihre Behandlung immer grausamer wurde, nirgend ist doch der Herrenstand von dem Blute seiner Sklaven ganz rein geblieben. Selbst die hochmütigen Spartaner sahen sich durch das schnelle Zusammenschwinden ihrer Vollbürgerschaft gezwungen, zahlreichen Helotenkindern und Halbbürtigen die Gleichberechtigung zu gewähren, und es ist charakteristisch, dass gerade ihre kühnsten und originellsten Geister, ein Gylippos, ein Kallikratidas, ein Lysandros, aus diesen Kreisen hervorgegangen sind. Wenn wir annehmen, dass um das Jahr 400 v. Chr. in den Staaten der klassischen Welt vier Fünftel der

freien Bevölkerung aus den Nachkommen freigelassener 298
Knechte bestand, so dürfte diese Schätzung wohl eher zu niedrig als zu hoch sein. Und zu seiner vollen Entwicklung hat sich das antike Geistesleben nur in denjenigen Staaten erhoben, wo die Vermischung der beiden Bevölkerungsklassen am innigsten und untrennbarsten war.

Man rühmt es oft, dass die Kultur der Griechen und Römer eine Blüte der bürgerlichen Freiheit gewesen sei. Doch diese Freiheit konnte ihre Wunder nur an einem Volke wirken, das durch die strenge Schule der Sklaverei hindurchgegangen war. Denn keine Zivilisation ist möglich ohne harte Arbeit, und kein Naturkind arbeitet, wenn es nicht muss. Die Vorväter derjenigen, welche das Licht der antiken Bildung für die Nachwelt entzündeten, waren menschliche Haustiere gewesen, und wie man die Pferde auf Schnelligkeit, die Schafe auf feine Wolle züchtet, so waren sie auf Arbeitsamkeit gezüchtet worden. Die Veredlung unserer zahmen Tierrassen geht in der Weise vor sich, dass man von den besten Exemplaren möglichst viele Nachkommen zu erzielen sucht und die Sprösslinge guten Stammes, welche die Vorzüge ihrer Ahnen ererbt haben, sorgfältig hütet und weiter fortpflanzt. Ganz dieselbe Auslese wurde unbewusst, aber darum nicht minder wirksam, auf die Sklaven angewandt. Nur diejenigen unter ihnen, mit denen ihr Herr ganz besonders zufrieden war, erhielten die Erlaubnis, mit einer Magd des Hauses eine Familie zu gründen. Die untüchtigen und trägen hinterliessen also keine Kinder; ihr Same starb aus, während das Geschlecht der arbeitsamen sich stetig mehrte. Und aus dieser veredelten Zucht waren es wieder die besten Leute, welche durch die Gunst ihres Besitzers

299 oder durch eigene Ersparnisse zur Freilassung gelangten. Ihre Nachkommen hatten dann in der rechtlosen Stellung, in welche sie sich zunächst versetzt fanden, einen harten Kampf ums Dasein zu kämpfen. Alle, die nicht die Arbeitskraft und Arbeitslust ihrer Väter geerbt hatten, gingen darin unter, und wieder nur die Besten erhielten sich und zwangen endlich die Altbürger, ihnen die Gleichberechtigung zu gewähren. So entwickelte sich das betriebsame Volk der Athener, dessen künstlerische Wunderwerke wir noch heute demutvoll anstaunen, so der harte römische Bauer, der den Hannibal bezwang und seinem Rechte den Erdkreis unterwarf.

Und haben wir nicht auch in neuester Zeit erfahren, welches Erziehungsmittel die Sklaverei für rohe Völker bildet? Wie hoch steht nicht der amerikanische Neger, dessen Vorfahren unter der Fuchtel des Pflanzers haben arbeiten müssen, über seinen afrikanischen Stammesgenossen, wie hoch über den Indianern, die immer frei geblieben sind und sich eben deshalb auch dem Zwange eines zivilisierten Lebens nicht fügen wollen! Die Rothäute sterben langsam aus, während Neger und Mulatten sich in den vereinigten Staaten normal vermehren und schon ein wichtiges, wenn auch nicht gerade heilsames Element in ihrem politischen Treiben geworden sind.

Auch nach einer andern Richtung hat sich die Sklaverei folgenreich erwiesen: sie war ein mächtiger Faktor in jenem gewaltigen Nivellierungsprozess, durch den die tausend Völker des Mittelmeergebietes nicht nur zu einem Reiche, sondern fast auch zu einer Nation zusammengefügt wurden.

Zwar in der ältesten Zeit wurden die meisten Kriege zwischen Nachbarstaaten ausgefochten. Die

Gefangenen, die man als Beute heimführte, waren daher in der Regel Stammverwandte der Sieger, ihnen gleich an Sprache, Sitten und Kultur. Traten ihre Nachkommen in die Bürgerschaft ein und errangen sich hier eine beherrschende Stellung, so waren es nur die tüchtigeren Kräfte desselben Blutes, welche die untüchtigeren verdrängten; in ihrer nationalen Zusammensetzung blieben die Staaten so gut wie unverändert. Denn wenn auch hin und wieder der phönicische Kaufmann einen Sklaven aus weiterer Ferne einführte, so verschwand diese kleine Zahl in der Masse der Kriegsgefangenen. Doch als die Zeiten allmählich friedlicher wurden und zugleich der Verkehr sich ausdehnte, erwarb man immer weniger Knechte durch den Speer, immer mehr durch den Handel. Bald bevorzugte man die Sklaven, die von fernen Küsten eingeführt waren, weil bei ihnen die Gefahr, dass sie zu ihren Stammesgenossen entfliehen könnten, geringer war. In Griechenland begann die dienende Klasse sich zu barbarisieren, und der mächtige Aufschwung des Nationalgefühls, den die Perserkriege hervorriefen, zeitigte sogar die Lehre, dass es unmoralisch sei, einen Hellenen dauernd seiner Freiheit zu berauben. Dann währte es nicht mehr lange, so träumten schon einzelne Philosophen von der Gleichheit aller Menschen und nannten die Sklaverei ein widernatürliches Verhältnis; doch die Mehrzahl rechtfertigte sie durch den Satz, dass der Barbar ein niedriger organisiertes Geschöpf und von der Natur dazu bestimmt sei, dem Griechen dienstbar zu sein. Die Konsequenz, dass nur Barbaren verknechtet werden dürften, ist zwar praktisch nie zur unbedingten Geltung gelangt; immerhin aber wurde jetzt der hellenische Sklave zur Ausnahme, wie es ursprünglich der fremdländische gewesen war.

Als dann Rom sich alle Uferländer des Mittelmeers unterworfen hatte, waren natürlich die An-
301 gehörigen derjenigen Völker, welche als friedliche Glieder des Reiches galten, durch das Gesetz vor der Verknechtung geschützt; doch erwies sich dieses nicht immer als wirksam. Trotz der harten Strafen, die ihn bedrohten, wurde der Menschenraub in ungeheurem Umfang ausgeübt, und der Käufer, dem der angebotene Sklave passte, fragte nicht viel, ob er rechtmässig erworben sei. Doch versteht es sich von selbst, dass die Entführten nur selten in ihrer Heimat oder in der Nähe derselben verhandelt wurden, weil man sie dort zu leicht als freie Leute erkannt und ihren Räubern entrissen hätte; man verschleppte sie also meist an entlegene Küsten, wo keiner ihrer Herkunft nachforschte.

Wurde schon auf diese Weise eine gründliche Völkermischung im römischen Reiche herbeigeführt, so steigerte sie sich noch infolge der Kriege, die ja auch damals bekanntlich nie ganz aufhörten. Denn in der Regel führte man sie gegen barbarische Stämme, welche teils die Grenzen beunruhigten, teils sich im Innern gegen die Herrschaft Roms auflehnten, und nach jedem Feldzuge, d. h. so ziemlich jedes Jahr, füllten die Gefangenen zu Tausenden die Sklavenmärkte. So setzte sich das Gesinde jedes grösseren Hausstandes aus Deutschen und Galliern, Griechen und Semiten, Spaniern und Afrikanern, aus weissen, gelben, braunen und schwarzen Menschen zusammen, und Bestandteile aller dieser Völkerstämme gelangten durch Freilassung in die Bürgerschaft.

Die Freigelassenen und ihre Nachkommen waren in Griechenland nicht mehr rechtlos, wie in den Urzeiten, aber selbst in den demokratischen Staaten

mussten sie sich mit dem minderen Rechte der fremden Beiwohner begnügen. Von diesen wurden zwar einzelne um besonderer Verdienste willen in die Bürgerlisten aufgenommen, und andere wussten ihre Ein- 302
tragung durch Gunst oder Bestechung zu erschleichen; die Mehrzahl aber blieb von der vollberechtigten Gemeinde abgesondert, bis einmal eine grosse politische Umwälzung das Oberste zu unterst kehrte und auch diese Standesunterschiede ganz oder teilweise vergessen machte.

Wenn sich hier die Vermischung ziemlich langsam vollzog, so ging sie dafür in Rom um so schneller vor sich. Auch als die Plebs aus einer rechtlosen Masse zu einem gleichwertigen Bestandteil der Bürgerschaft geworden war, blieb dort die alte Sitte bestehn, dass der Sklave durch die Freilassung alsbald Plebejer wurde, und auch die wenigen Rechtsbeschränkungen, die an seiner Person noch hafteten, fielen bei seinen Kindern und Enkeln weg. Die humaneren Anschauungen einer weiter fortgeschrittenen Zeit, die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, die mit der griechischen Philosophie auch in Italien ihren Einzug hielt, wirkten auf eine Vermehrung der Freilassungen hin, und die Eitelkeit tat das Ihre, um diese Tendenz noch zu steigern. In den vornehmen Familien Roms betrachtete man es zur Zeit Ciceros fast als Ausnahme, dass ein Sklave, der zum Hausgesinde gehörte und sich gut führte, länger als sechs Jahre auf die Freiheit warten musste. Denn mit einer grossen Zahl von Klienten öffentlich erscheinen zu können, gab Ehre und Ansehn, und noch dem Leichenbegängnis verlieh es höhern Glanz, wenn viele Sklaven durch den letzten Willen des Verstorbenen befreit, dankbar hinter seiner Bahre herzogen. Wie

wirksam sich dieser Sporn erwies, zeigt ein Gesetz der ersten Kaiserzeit, das die testamentarischen Freilassungen in jedem Falle auf einen bestimmten Bruchteil des Gesindes und, falls dieses sehr gross war, auf die Zahl von hundert beschränkte. Wenn für jeden wohlhabenden Römer, der starb, mindestens ein halbes Dutzend Knechte, für jeden reichen gar ein volles
303 Hundert in die Bürgerschaft eintrat — ganz abgesehn von denjenigen, die schon bei Lebzeiten ihrer Herren die Freiheit erlangt hatten —, so kann man sich denken, dass die Menge der Libertinen und ihrer Nachkommen die der Altfreien bald überstieg.

Auch die wirtschaftliche Überlegenheit, die sie früher besessen hatten, minderte sich nicht; der Reichtum der Freigelassenen war in Rom sprüchwörtlich, und da Geld immer Macht verleiht, drangen viele ihrer Nachkommen bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft empor. Weiter unten werden wir darlegen, wie auch in den friedlicheren Zeiten der römischen Weltherrschaft die freie Bevölkerung mehr und mehr zusammenschmolz; in die so entstehenden Lücken drängten sich die Emporkömmlinge aus dem Sklavenstande ein, sodass eine ununterbrochene Regeneration des Volkes aus seinen Knechten sich vollzog. Und dies beschränkte sich nicht etwa auf Rom und Italien, sondern wo das römische Bürgerrecht hindrang, da folgte ihm auch die römische Form der Freilassung, und endlich gab es keine Stadt mehr im weiten Reiche, in der nicht die Nachkommen der Altbürger mit denen ihrer früheren Sklaven untrennbar vermischt gewesen wären.

Die Juden, welche durch ihre Religion an der Ehe mit fremden Weibern gehindert wurden, die wilden Stämme des Gebirges und der Wüste, die zwar

vom Reichsgebiet eingeschlossen waren, aber niemals ganz dazu gehörten, haben ihr Blut einigermaassen rein erhalten. Doch wo das römische Recht unbeschränkte Anerkennung fand, da kann gegen Ende des Altertums kaum noch von irgend einer Nationalität die Rede sein. In abgelegenen Dörfern, wo der arme Bauer sein Feld mit eigener Hand bestellte und nur selten ein Sklave Verwendung fand, erhielt sich die 304
keltische oder iberische, illyrische oder phrygische Art als wunderliche Reliquie aus der Väter Tagen; an den Centren des Verkehrs aber, mochten sie liegen, in welcher Provinz sie wollten, drängte sich eine bunte Masse, die aus Abschnitzeln aller möglichen Nationalitäten zusammengesetzt war und eben darum von keiner einzigen das klare Gepräge trug. Zwar überwog hier das eine und dort das andere Element; die provinziellen Eigentümlichkeiten verschwanden also nicht gänzlich. Doch wo sie nicht, wie in Ägypten oder Mesopotamien, durch die besondere Natur des Landes getragen und erhalten wurden, da waren sie meist von recht geringer Bedeutung. Auf diese Weise wurde es möglich, dass sich die lateinische Sprache den ganzen Westen, die griechische den ganzen Osten eroberte und so jene ungeheure Doppelnation sich bildete, von der jedes Mitglied, was sie verband, viel lebhafter fühlte, als was sie trennte. Dieselben Götter wurden vom Tigris bis zum atlantischen Ocean angebetet, und wie Rom schon am Ende des ersten Jahrhunderts mehr griechisch und semitisch als römisch war, so nannten sich im vierten Brittanner und Afrikaner, Hellenen und Ägypter allen Barbaren gegenüber mit Stolz *Romani* oder Ῥωμαῖοι.

So bereitete die Sklaverei wohl den wirksamsten Kitt für die zerstreuten Glieder des grossen Reiches.

Durch eine Blutmischung von solchem Umfang und solcher Mannigfaltigkeit, wie sie in der Geschichte wohl nicht zum zweitenmal dagewesen ist, zersetzte sie die Eigenart jeder Nation und raubte dem provinziellen Widerstande gegen die allgemeine Nivellierung überall seinen Lebensnerv. Doch gründlicher als alle andern wurde das beherrschende Volk umgestaltet; denn nirgend strömten mehr Sklaven zusammen, nirgend wurden auch die Freilassungen durch den ungeheuren Reichtum der leitenden Familien mehr befördert, als im Centrum der antiken Welt.

Doch wenn die Römer aufhörten, Römer zu sein, so brauchte dies noch keine Verschlechterung zu bedeuten. Sehen wir doch bei unseren Hunden und Pferden aus passenden Rassenkreuzungen oft die schönsten Tiere hervorgehn. Die Mischung so vieler Völker, die untereinander meist nah verwandt waren, hätte also vielleicht sogar zu einer Veredlung des Blutes führen können, wenn nicht diejenigen Elemente, welche aus der Sklaverei in die Bürgerschaft übertraten, fast ausnahmslos die allerschlechtesten gewesen wären.

Die steigende Zivilisation hatte, wie das immer und überall geschieht, die Kluft zwischen Armen und Reichen erweitert und unter diesen einen Luxus grossgezogen, von dem die frühere, einfachere Zeit keinen Begriff gehabt hatte. Wie die Bedürfnisse sich vermehrten, das Leben sich verfeinerte, so verlangte man auch eine viel besser ausgebildete und reicher gegliederte Bedienung. Die Sklaven für den Erwerb schieden sich streng von den Luxussklaven, und auch bei diesen wurde eine ausgedehnte Arbeitsteilung durchgeführt. Man wollte unter seinem Gesinde Vorleser und Schreiber, Sänger, Musiker und Tänzer

haben; nicht nur das Kochen, sondern auch das Vorschneiden und Servieren bildeten sich zu Künsten aus, die sorgfältig erlernt werden mussten, um den hochgespannten Ansprüchen des Gebieters zu genügen. Dazu kam das Schminken und Frisieren der Herrin, das Rasieren und Salben des Herrn und tausend ähnliche Bedürfnisse mehr. Andere Handlanger erforderte die Politik, wieder andere die Ansprüche der Bildung. Wer ein Amt erlangen wollte, der musste sich bei den Wählern populär machen, und das beste Mittel dazu war, wenn er sich stellte, als ob er jeden kleinen Mann als seinen persönlichen Bekannten betrachte. Er 306 musste daher allen Begegnenden die Hände schütteln, sie bei ihren Namen nennen, sich nach Frau und Kindern erkundigen und dabei zeigen, dass er mit ihren Verhältnissen genau vertraut sei. Dass dies bei Tausenden von Wählern ein schwer Stück Arbeit war, leuchtet ein. So hielten sich denn die politischen Männer Sklaven, welche, mit einem aussergewöhnlichen Gedächtnis begabt, alle in der Stadt wohnhaften Bürger kennen mussten. Ging dann der Herr aufs Agitieren aus, so flüsterte ihm sein Diener bei jedem, der anzureden war, den Namen und was es sonst von ihm Wissenswürdiges gab, heimlich ins Ohr. — Ein reicher Emporkömmling wollte gern mit Bildung renommieren; da liess er jeden Klassiker von einem seiner Sklaven auswendig lernen, und wenn er dann in Gesellschaft erschien, umgab ihn die ganze gelehrte Schar und soufflierte ihm bei der Unterhaltung die passenden Citate.

Für so mannigfache Zwecke liessen sich die Sklaven gebrauchen! Da nun viele reich genug waren, um nicht mit Arbeitskräften sparen zu müssen, so bildeten sie für jede Handreichung, deren sie in ihrem

Haushalte bedurften, einen Spezialisten aus, der nichts konnte und nichts tat, als dies Eine, darin aber auch unübertreffliche Geschicklichkeit erlangte. Schon am Ende der Republik galt es für unfein oder ärmlich, denselben Mann für mehrere verschiedene Dienste zu benutzen. Die Toilette einer vornehmen Dame beschäftigte mindestens ein halbes Dutzend Mägde: die eine frisierte, eine andere schminkte, eine dritte sengte mit glühendem Eisen die feinen Härchen der glatten Haut ab, eine vierte hatte die Kleider in ihrem Verschluss, eine fünfte die Schuhe, eine sechste das Ge-
307 schmeide usw. Bei den Mahlzeiten tranchierte ein anderer das Geflügel und ein anderer den Schweinebraten, wieder andere trugen die Schüsseln auf, und andere schenkten den Wein. Wenn sich ein Mann des Mittelstandes beim Speisen von nur drei Sklaven bedienen liess, so betrachtete man das als ein Zeichen grosser Einfachheit. Welche Scharen von Knechten und Mägden bei dieser Art der Verwendung in einem vornehmen Hausstande gebraucht wurden, zeigt folgendes Beispiel. In Rom herrschte das grausame Gesetz, dass, wenn ein Herr von einem seiner Sklaven ermordet wurde, das ganze Gesinde, soweit es mit ihm zur Zeit seines Todes unter einem Dache geweilt hatte, dem Henker verfiel. In einem solchen Falle, der sich unter Nero ereignete, wurden nicht weniger als vierhundert Menschen von diesem Schicksal betroffen. Alle diese hatten sich also gleichzeitig in einem einzigen Stadthause aufgehalten; da hier keinerlei Gewerbe betrieben wurde, waren es ohne Ausnahme Luxussklaven. Und ihr Herr besass ausserdem noch viele Häuser, Villen und Landgüter, die zu ihrer Reinigung und Besorgung, zur Pflege der Gärten u. dgl. noch Tausende weiterer Knechte und Mägde beanspruchten.

Bei einer solchen Unzahl dienender Hände war natürlich keine einzige ernsthaft beschäftigt. Wer weiter nichts zu tun hatte, als das Geflügel vorzuschneiden, dessen Tagesarbeit war in zwei Minuten abgemacht; die übrige Zeit konnte er Maulaffen feilhalten und machte von dieser Freiheit gewiss den ausgiebigsten Gebrauch. Hielten sich doch viele Sklaven wieder ihrerseits Untersklaven, die ihnen sogar die kleinen Mühen für ihre persönlichen Bedürfnisse abnahmen. Während also in der älteren Zeit die Knechte durch den Zwang ihrer Abhängigkeit zur Arbeit erzogen wurden, faulenzten sie in 308
dieser späteren Epoche oft noch schlimmer, als ihre Gebieter. Es versteht sich von selbst, dass sie auf diese Weise körperlich und geistig verkamen.

Daneben gab es freilich auch Sklaven, die wacker schaffen mussten, ja wahrscheinlich bildeten diese die grosse Mehrzahl; wurde doch der Fabrikbetrieb ganz, Handwerk und Ackerbau zum grösseren Teil durch sie besorgt. Doch diesen wirklichen Arbeitern gestattete man nur selten, eine Gattin heimzuführen, und fast niemals wurden sie freigelassen. Ein Teil von ihnen diente armen Leuten, die sie als Gehilfen oder Knechte ausnutzten; solche Herren waren natürlich nicht imstande, Weiber für ihre Sklaven zu kaufen oder gar auf deren Dienste freiwillig zu verzichten. Die grössere Masse wirkte allerdings in den Fabriken oder auf den Landgütern der Reichen; aber hier hatten sie kaum jemals die Gelegenheit, mit ihren Besitzern in engere persönliche Berührung zu treten. Sie konnten sich also auch nicht die Gunst erwerben, welche ihnen die Freiheit oder auch nur die Erlaubnis zu einer Sklavenehe hätte verschaffen können. So gingen diese unseligen Arbeitstiere fast alle zugrunde,

ohne Nachkommen zu hinterlassen, während von den faulen Luxussklaven, die sich immer unter den Augen ihres Herrn bewegten, die meisten als freie Bürger starben. Die besten Aussichten dazu hatten natürlich diejenigen, welche seinen schlechten Trieben gedient hatten, die Kuppler, Dirnen und Buhlknaben.

Diese Art der Auslese hatte dann freilich auch die Folge, dass die Völkermischung im Reiche etwas weniger bunt ausfiel, als man nach der Zusammensetzung der gesamten Sklavenschaft erwarten müsste. 309 Denn die starken, aber rohen und unbändigen Barbaren des Nordens liessen sich sehr schlecht als Lakaien, desto besser für die grobe Handarbeit brauchen. Umgekehrt waren die Kinder einer höheren Zivilisation zwar schwächlich, aber dafür anstellig und gewandt; sie besassen also gerade die Eigenschaften, die von den Luxussklaven gefordert wurden. Ausnahmen kamen zwar auf beiden Seiten vor: manche stolze Germanin hatte ihrem goldenen Haar und ihrer weissen Haut die Aufnahme unter das Hausgesinde zu danken; dagegen wurde mancher durchtriebene Orientale für Eulenspiegeleien und Schurkenstreiche in die Mühle oder aufs Feld verbannt. Doch im Allgemeinen kann man es als Regel aufstellen, dass die geschmeidigen Söhne des Ostens, namentlich die Semiten, unter den Luxussklaven und folglich auch unter den Freigelassenen vorherrschten. So verbreiteten sie sich in ungeheurer Zahl über alle Provinzen. In den Städten Galliens hörte man noch zur Zeit der Merovinger kaum viel weniger syrisch und hebräisch als lateinisch reden, und der semitische Kaufmann war ebenso über die ganze Welt zerstreut und machte sich durch allerlei Listen und Kniffe ebenso verhasst und reich, wie in unseren Tagen. Es ist höchst charakteristisch, dass

man es in der Kaiserzeit schon als einen Vorzug betrachten konnte, nicht von Semiten abzustammen, und Einzelne sogar in ihrer Grabschrift sich dessen rühmten. Nicht ohne Grund zeigen heute diejenigen Nationen, welche aus dem Völkergemenge des Römerreiches hervorgegangen sind und sich danach romanische nennen, fast alle in Gestalt und Gesichtszügen eine Annäherung an den semitischen Typus, wie sie den Portraits aus antiker Zeit mit Ausnahme der ägyptischen noch durchaus fremd ist.

Unter den Stämmen des Reiches bewahrte sich der semitische, wie wir schon an anderer Stelle gezeigt haben, am längsten seine Lebenskraft, und dass die Freigelassenen ihren ehemaligen Herren fast immer im Kampf ums Dasein überlegen waren, ist ein neuer Beweis dafür. Es wäre also nicht das schlechteste Blut gewesen, das durch den Sklavenhandel in die Adern aller Provinzen eingeführt wurde, wenn nicht die falsche Auslese es verdorben hätte. Denn selbständige Geister von ausgesprochenem Freiheitsbedürfnis haben für den Beruf des Kammerdieners wenig Talent; sie wurden zu gewohnheitsmässigen Ausreissern und mussten als solche die härtesten Strafen erleiden, oder machten sich doch durch die Schroffheit ihrer Eigenart bei den herrischen Gebietern unbeliebt. Auf Freilassung konnte nur der Schlaue und Fügsame hoffen, der den Launen seines Herrn zu schmeicheln und bei Schlägen zu lächeln wusste. Wenn einer Bevölkerung, die durch Ausrottung ihrer Besten ohnehin entnervt ist, solche Elemente in ungezählten, immer sich erneuenden Mengen zuströmen, so kann das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Die Eigenschaften, die das späteste Altertum vor allen andern charakterisieren und endlich den Sturz des

Römerreiches herbeiführten, waren Unselbständigkeit, Feigheit und Servilismus, mit einem Worte Sklavensinn. Wie der Knecht vor seinem Herrn kriechen lernte, um harten Strafen zu entgehen oder Gnade und Freilassung zu erbetteln, so kroch der römische Senat vor dem Herrscher, so die Bürger der Provinzialstädte vor ihren Proconsuln, so kroch endlich das ganze Reich vor den starken Germanen.

Noch in einer anderen Beziehung verkehrte die neue Zeit die Wirkungen der Sklaverei in ihr Gegenteil: hatte sie anfangs die Nationen zur Arbeit erzogen, so entwürdigte sie später fast jeden ehrlichen Broterwerb und behaftete ihn mit der Schmach des Knechtischen. Zwar der Ackerbau blieb immer in
311 hohen Ehren, und keinen schändete es, selbst die Hand an den Pflug zu legen. Die Achtung vor den Sitten der Väter war eben in Rom stark genug, um das Geschäft, welches die alten Plebejer fast ausschliesslich betrieben hatten, auch den späten Enkeln ehrwürdig erscheinen zu lassen. Doch die neueren Erwerbsarten verdankten ihre Entstehung fast alle der Findigkeit und Betriebsamkeit von Sklaven und Freigelassenen und wurden von der Verachtung, die auf ihrem Stande lastete, mitbetroffen. Cicero zählt einmal die Lebensberufe auf, die er eines anständigen Menschen würdig hält; man erstaunt, wie kurz dies Verzeichnis ausfällt. „Zunächst sind diejenigen Erwerbsarten nicht zu billigen," schreibt er, „durch welche man sich den Hass der Menschen zuzieht, wie das Eintreiben der Zölle und das Leihen auf Zins. Nicht anständig aber und gemein ist der Erwerb aller Lohnarbeiter, bei denen nur die Körperkraft, nicht ein erlerntes Können erkauft wird; denn bei ihnen ist der Empfang des Lohnes selbst ein Verdingen in

die Sklaverei. Für gemein muss man auch diejenigen halten, welche von den Grosshändlern kaufen, um gleich wieder zu verkaufen; denn sie können nichts vor sich bringen, wenn sie nicht schrecklich lügen, und nichts ist schimpflicher als Schwindelei. Alle Handwerker beschäftigen sich mit einer gemeinen Kunst; denn die Werkstatt kann nichts Anständiges an sich haben. Am wenigsten aber sind diejenigen Künste zu billigen, welche den Lüsten dienen,

Wer Tunfisch pökelt und Würste stopft, die Köche,
die Fischer und Fleischer,

wie Terenz sagt. Du kannst auch die Salbenhändler, die Luftspringer und das ganze Ballet hinzufügen. Diejenigen Künste aber, welche entweder einen grösseren Verstand erfordern oder einen nicht geringen Nutzen 312
bringen, wie die Heilkunst, die Architektur, der Unterricht in anständigen Dingen, sind für jene, deren Stande sie zukommen, anständig. Der Handel aber ist für gemein zu halten, solange er Kleinhandel bleibt; ist er aber gross und reich, vieles von allen Seiten zusammenbringend und es vielen ohne Schwindel zuteilend, so hat man ihn nicht gerade zu tadeln; ja wenn er, gesättigt durch Gewinn oder besser befriedigt, wie früher oft aus dem Meer in den Hafen, so aus dem Hafen selbst sich auf Äcker und Grundbesitz zurückzieht, darf man ihn wohl mit bestem Rechte loben. Unter allen Beschäftigungen aber, mit denen sich etwas verdienen lässt, gibt es keine bessere, keine fruchtbarere, keine angenehmere, keine, die eines freien Mannes würdiger wäre, als den Ackerbau.“ Wie man sieht, gibt es für diejenigen, welche nicht das Geld zum Grosshandel besitzen, ausser dem Landbau nur noch drei anständige Berufe, die des Lehrers, Arztes und Baumeisters. Der Maler und Bildhauer gehören

schon nicht mehr in diesen bevorzugten Kreis, weil sie Handarbeiter sind. Lucian, der ein sehr feines Kunstverständnis besitzt, ist gleichwohl der Meinung, man könne zwar die Werke eines Phidias und Praxiteles bewundern, aber doch werde kein Vernünftiger wünschen, ihren Schöpfern ähnlich zu sein; denn im Grunde seien auch sie nur Herren von der schwieligen Faust gewesen. Die Berufe des Schriftstellers und des Advokaten brachten zu Ciceros Zeit noch nichts ein; etwas später hatten sie freilich goldenen Boden und gewährten strebsamen Leuten noch die besten Chancen, sich aus der Niedrigkeit zu Reichtum und Ansehn aufzuschwingen. Immerhin blieb die Zahl der Erwerbsarten, die in Achtung standen und zugleich
313 einige Aussicht auf Gewinn boten, so gering, dass ein freier Mann, der auf sich etwas hielt, viel schwerer sein Brot fand, als die minder skrupulösen Freigelassenen.

Doch während die meisten Formen ehrlichen Verdienstes mit einem Makel behaftet waren, galt es durchaus nicht als unanständig, sich durch die Gnade reicher Gönner füttern zu lassen, und auch diese Anschauung hatte ihre Wurzel zum Teil in der Sklaverei. Der Knecht besass nichts, als was die Gunst seines Herrn ihm gewährte; gehörte er zu den Luxussklaven, so hatte er meist auch keinerlei brauchbare Hantierung gelernt; denn vom Bratentranchieren oder Lockenbrennen konnte er als freier Mann nicht leben. Wurde er also freigelassen, so musste sein früherer Gebieter ihn entweder auch in der Folgezeit ernähren oder ihm durch Geschenk oder Vermächtnis ein Sümmchen zukommen lassen, das für seinen Unterhalt ausreichte. So wurde es zur Sitte, dass jeder Wohlhabende ganze Scharen von Schmarotzern aus seinem Vermögen mit-

erhielt, und selbstverständlich waren es nicht nur seine Freigelassenen, die hiervon Gebrauch machten. Denn was die Gunst eines reichen Gönners verhiess, war wohl dazu angetan, auch den unabhängigsten Geist mit der demütigen Rolle des Klienten auszusöhnen. Pflegte doch um die Mitte des ersten Jahrhunderts der Senator Piso alljährlich eine Anzahl seiner armen Freunde in den Ritterstand zu erheben, indem er ihnen das dazu erforderliche Vermögen von 400000 Sesterzen (= 80000 Mk.) schenkte. So fürstliche Freigiebigkeit blieb allerdings Ausnahme; doch den Klienten vor der drückendsten Not zu schützen, seine Schulden zu bezahlen und ihm hin und wieder ansehnliche Präsente zu machen, galt als Pflicht jedes vornehmen Mannes, deren Unterlassung die öffentliche 314
Meinung scharf rügte. Und was man im Leben versäumt hatte, das holte man oft noch im Tode nach.

Es war ein Erfordernis der Höflichkeit, dem sich nicht leicht jemand entzog, seinen ganzen Bekanntenkreis, wie umfangreich er auch sein mochte, im Testament mit Legaten zu bedenken. Die meisten derselben waren nicht gar zu gross; man bewies eben nur seinen Freunden, dass man an sie gedacht hatte, und benutzte zugleich die Gelegenheit, um mit den vornehmen oder berühmten Namen, die in der Liste der Erben und Legatare verlesen wurden, vor dem Publikum zu renommieren. Doch da in den höchsten Kreisen Kinderlosigkeit die Regel bildete, ging auch die Hauptmasse der grossen Vermögen meist auf Fremde über, natürlich auf diejenigen, welche dem Verstorbenen am nächsten gestanden hatten. Sehr oft waren dies bettelhafte Klienten, namentlich Freigelassene, die dann mit einem Schlage zu steinreichen Männern wurden.

Jeder grosse Haushalt besass unter den Tausenden von Sklaven, die er beschäftigte, auch Weber, Schneider, Schuster und jede andere Art von Handwerkern, die für die Bedürfnisse der Herrschaft und ihrer Mitsklaven arbeiten mussten. Der Reiche betrachtete es beinah als Ehrensache, was er brauchte, auf seinen Gütern oder in seinen Werkstätten selbst zu produzieren und so wenig, als möglich, zu kaufen. Die Kunden, die das freie Handwerk zu bedienen hatte, bestanden daher fast nur aus armen Leuten; keiner befand sich darunter, der durch grosse Aufträge das Geschäft heben und anregen konnte. Wer sein Brod durch ehrliche Arbeit verdiente, fristete also im besten Falle dürftig sein Leben und wurde noch dazu über die Achsel angesehen; wer dagegen das Glück hatte, in die Klientel eines vornehmen Hauses aufgenommen zu werden, der stand nicht nur gesellschaftlich auf einer viel höheren Stufe, sondern er lebte auch sorgenlos und durfte endlich auf Wohlstand, wenn nicht gar auf Reichtum hoffen. Natürlich musste dieser Zustand im römischen Reiche ein Glücksrittertum schlimmster Art grossziehn, das um so verderblicher wirkte, als kein Mensch etwas daran zu tadeln fand. Denn Geschenke empfangen galt kaum für minder ehrenvoll als Geschenke geben. Senatoren vom ältesten Adel liessen, wenn ihre Verhältnisse zerrüttet waren, vom Kaiser ihre Schulden bezahlen oder sich ein Vermögen schenken, das zur Aufrechterhaltung ihrer Standeswürde genügte. Auf Erbschaften rechnete jeder; auch die reichsten Haushalte bezogen aus ihnen einen ansehnlichen Teil ihres Einkommens, ja sogar die Staatsfinanzen hätten kaum der Legate entbehren können, die dem Herrscher von unzähligen Schmeichlern hinterlassen wurden.

Cicero erbte von seinen Freunden nach und nach 20 Millionen Sesterzen, Augustus gar 1400 Millionen, und das nur in seinen letzten zwanzig Jahren. Da ist es denn nicht zu verwundern, dass selbst ein so freier Geist wie Horaz nichts Anstössiges darin fand, seine Existenz den Geschenken eines Maecenas zu verdanken. Waren doch die Schriftsteller des römischen Altertums, soweit sie nicht selber zu den grossen Herren gehörten, fast alle nichts anderes, als was man heutzutage Almosenempfänger nennen würde.

Es ist längst zum Gemeinplatz geworden, dass der römischen Litteratur die freie Originalität fehlte. Wo sollte sie auch herkommen, da ihre Vertreter fast ausnahmslos Unfreie waren? Denn in den höchsten Gesellschaftskreisen ist bekanntlich die Freiheit am wenigsten zu Hause. Der Senator und der Ritter schielte 316 bei allem, was er schrieb, auf den Kaiser, der Mann aus dem Volk auf seinen vornehmen Patron. Seine Muse war in der Regel, wie es Horaz offen von sich bekennt, „die dreistmachende Armut“; denn nichts eröffnete sicherer den Zutritt zur Klientel eines reichen Gönners als litterarischer Ruhm. Daher der bedientenhafte Ton, der die Schriftstellerei der Kaiserzeit in so trauriger Weise beherrscht, namentlich die hässliche Fülle von Lobreden, Lobbriefen, Lobgedichten. Eine geistige Produktion, deren ausgesprochener Zweck Liebedienerei ist, kann nicht originell sein, weil scharf geprägte Eigenart meist einen noch grösseren Teil des Publikums abstösst, als anzieht. Schrieb man, um Gunst zu erwerben, so riet jedenfalls die Vorsicht, dem steifen Herrn Patron nicht durch Neues und Unerprobtes Anstoss zu geben, sondern bei den Gedanken und Formen zu bleiben, welche die hochverehrte alte Zeit sanktioniert hatte.

Auch deswegen blieb die römische Litteratur so durch und durch konservativ, weil ihren Pflegern jede Erschütterung der bestehenden Zustände zum Verderben gereichen musste. Denn Schmarotzer waren sie alle, ob sie sich als arme Schlucker von der Gnade ihrer Gönner, ob als Mitglieder des herrschenden Standes vom Raube der Provinzen nährten; der revolutionäre Geist, der das historisch Gewordene vom Standpunkte des Volkswohls und der gesunden Vernunft einer Kritik unterwirft, hätte sich also in erster Linie gegen ihre Existenzberechtigung wenden müssen. Jedes gesunde Volk freut sich an der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft; seine Philosophen entwerfen Bilder einer idealen Staatsverfassung, seine Dichter und Romanschreiber träumen sich in Länder
317 und Zeiten hinein, in denen die Gerechtigkeit zur vollen Herrschaft gelangt ist und jeder gute Mensch Grund hat, zufrieden zu sein. Solche Utopien, wie sie im Altertum keinen geringeren als Platon, in der Neuzeit ein ganzes Heer von Schriftstellern von Thomas Morus bis auf Bellamy und Bebel herab beschäftigt haben, sind der Litteratur der Kaiserzeit durchaus fremd. Wenn sie die Gegenwart tadelt, so geschieht dies nur im Vergleich zur ruhmreichen Vergangenheit; der frische, hoffnungsfreudige Ausblick in die Zukunft fehlt ihr gänzlich. Dass es besser werden könne im Reich, scheint keinem in den Sinn zu kommen, noch weniger findet sich jemand, der sich im Ernst oder Scherz darüber den Kopf zerbräche, wie es besser werden könne. Die einen freuen sich ihres Lebens, die andern beklagen in dumpfer Verzweiflung das Elend der Zeit oder lassen an ihr einen müssigen Spott aus: seinem Volk ein ideales Ziel zu weisen, worauf sich dessen Streben

richten könnte, betrachtet kein Schriftsteller als seine Aufgabe.

Dies ist ein Symptom des Verfalles, nicht ein Grund desselben; denn die Litteratur bestimmt nicht das geistige Leben, sondern prägt es nur aus. Doch dass jeder arme Teufel, der es in der Welt zu etwas bringen wollte, gezwungen war, den Lakaienfrack anzuziehn und vor mächtigen Herren zu dienern, gehört allerdings zu den Ursachen, die den Untergang der antiken Welt beschleunigten. Der Knechtssinn, den die griechisch-römischen Nationen als Erbteil ihrer freigelassenen Väter überkommen hatten, wurde so in steter Übung erhalten und entwickelte sich mehr und mehr zum beherrschenden Charakterzuge der ganzen Bevölkerung.

Fünftes Kapitel.

Die Entvölkerung des Reiches.

318 Der geistige Rückgang eines Volkes führt bald auch den materiellen herbei, und dieser prägt sich in der Abnahme seiner Kopfzahl aus. Auf die Dichtigkeit der Bevölkerung haben unter normalen Verhältnissen Kriege, mögen sie auch noch so häufig und mörderisch sein, doch nur einen ganz vorübergehenden Einfluss. Denn da jedes gesunde Menschenpaar das natürliche Bestreben hat, seine Nachkommenschaft ins Unendliche zu vermehren, sind die Lücken, welche das feindliche Schwert gerissen hat, sehr bald wieder ausgefüllt. Die Germanen lebten in steten Kämpfen, die oft den Charakter wahrer Vernichtungskriege annahmen; doch hörte bei ihnen die Übervölkerung niemals auf, und auch ihre modernen Nachkommen haben den grauenvollen Blutverlust eines dreissigjährigen Mordens in wenigen Generationen mehr als ersetzt. Erst wenn ein Volk auch im Frieden zurückgeht, werden ihm Kriege verhängnisvoll, aber dann beschleunigen sie nur eine Entwicklung, die auch ohne sie ihren Fortgang genommen hätte.

Als Athen im Jahre 479 v. Chr. seine ganze Macht aufbot, um die Perser von seinen Grenzen abzuwehren, stellte es zur Schlacht bei Plataeae nur

8000 Kämpfer. Allerdings war gleichzeitig ein Teil der waffenfähigen Mannschaft auf der Flotte abwesend; aber da diese nur aus 110 Schiffen bestand und zudem noch mit den Contingenten mehrerer Städte bemannt war, kann hier die Zahl der Athener nicht sehr gross gewesen sein. Dagegen konnte man im Anfang des peloponnesischen Krieges mehr als 13000 Mann gegen Megara aufbieten, während zugleich 3000 Mann vor Potidaea lagen; und ausserdem bildeten die jüngsten und die ältesten Jahrgänge des Bürgeraufgebots noch eine Reserve von 13000 Mann, und ein paar Tausend waren als Besatzungen über die untertänigen Städte verteilt. In dem halben Jahrhundert, das den Perser- 319
kriegen folgte, muss sich also die Bevölkerung Attikas ganz beträchtlich vermehrt haben, obgleich man unterdessen mehr als 10000 Kolonisten mit Weib und Kind in die Fremde geschickt hatte. Und doch führten die Athener in dieser Zeit etwa dreissig Kriege, von denen manche sich durch eine Reihe von Jahren hinzogen, und in einzelnen derselben sind ganze Heere beinahe vollständig aufgerieben worden. Durch eine zufällig erhaltene Urkunde wissen wir, dass in einem einzigen dieser drangvollen Jahre ungefähr sechs Prozent der waffenfähigen Bürgerschaft auf verschiedenen Schlachtfeldern geblieben sind. Nehmen wir auch nur die Hälfte als Durchschnitt an, so würde sich doch ergeben, dass über 40000 Krieger, also wohl mehr, als die ganze Masse der gleichzeitig lebenden betrug, damals fielen. Trotzdem erreichte Athen in dieser opferreichen Zeit seine höchste Blüte nicht nur in Kunst und Wissenschaft, Handel und Reichtum, sondern auch in der Volkszahl. Es folgten die zehn ersten Jahre des peloponnesischen Krieges verbunden mit jener furchtbaren Pest, die Tausende

hinraffte; aber kaum hatte der Friede des Nikias eine kurze Pause der Erholung geschaffen, so war wieder ein junger Nachwuchs emporgeschossen, der die frühere Einbusse völlig vergessen machte. Doch in der zweiten Phase des Krieges begann neben dem feindlichen Speer auch das Henkerbeil zu wüten, und die Ausrottung der Besten, die vorher ein Jahrhundert lang geruht hatte, wurde mit neuer Wut wieder aufgenommen. Damit fing der geistige Niedergang an, und sehr bald folgte ihm ein Sinken der Bevölkerungsziffer.

Es ist höchst belehrend, dass sich dieses unmittelbar nach dem grossen Kriege noch nicht bemerkbar machte; denn ein Jahrzehnt nach dem Friedensschluss wird die Zahl der stimmberechtigten Bürger noch immer auf mehr als 30000 veranschlagt, und ebenso hoch hatte man sie vor dem Kriege geschätzt; den Zeitgenossen war also eine erhebliche Abnahme nicht zum Bewusstsein gekommen. Allerdings waren kurz vorher die Sklaven, die bei den Arginusen mitgefochten hatten, und zahlreiche Halbbürtige in die Bürgerschaft aufgenommen worden; trotzdem wird man annehmen müssen, dass auch nach der sicilischen Expedition die Geburten noch immer ausreichten, um in wenigen Jahren den furchtbaren Menschenverlust beinahe zu ersetzen. Doch schon eine Generation später gab es nur noch 20000 Athener, und diese Zahl ist bis zum Jahre 310 stationär geblieben, obgleich man angefangen hatte, mit dem Bürgerrecht sehr freigiebig zu sein. Dabei waren die Kriege des vierten Jahrhunderts viel minder zahlreich und blutig, als die des fünften; auch lasteten sie, da man sie meist mit fremden Söldnern führte, lange nicht so schwer auf der Bürgerschaft.

Der spartanische Staat, als Kolonie fremder Eroberer inmitten einer unterworfenen Bevölkerung errichtet, konnte sich gegen die Feinde, die ihn von allen Seiten umgaben, nur durch die straffste Zusammenfassung aller seiner Kräfte aufrechterhalten. Seine Verfassung war daher ein permanenter Belagerungszustand; seine Vollbürger wurden ausschliesslich für den Krieg dressiert und jede geistige Regung, welche der Disziplin hätte gefährlich werden können, geflissentlich in ihnen unterdrückt. Die systematische Körperbildung, die sie ihr ganzes Leben lang unter staatlicher Aufsicht üben mussten, machte sie zu den besten Soldaten von Hellas, bis das neuentstehende 321
Söldnerwesen ihnen noch vollkommenere Spezialisten des Kriegshandwerks gegenüberstellte und damit ihre Überlegenheit endgültig brach. Doch die Blüte ihres Staates hatte schon lange vorher zu welken begonnen zur vollen Entfaltung konnte sie nur kommen, solange rohe Körperkraft allein für die Macht eines Volkes entscheidend war; je beherrschender die geistigen Faktoren im griechischen Leben hervortraten, desto mehr ging Sparta zurück. So ist denn auch, seit wir beglaubigte Nachrichten besitzen, seine Volkszahl in stetem Sinken. Als die Perser in Hellas einfielen, gab es noch 8000 waffenfähige Spartiaten. Nachdem aber bald darauf ein Erdbeben den grössten Teil unter den Trümmern ihrer Häuser begraben hatte, konnte sich die Bevölkerung nie wieder von dem Verlust erholen. Im Jahre 371 zählte man höchstens 1500 Vollbürger. Obgleich immer wieder Halbbürtige und Heloten in die Reihen der Bürgerschaft aufgenommen wurden, war diese zur Zeit des Aristoteles schon unter 1000 Männer herabgesunken, im Jahre 244 gar auf 700. Und dieser Rückgang

traf nicht etwa blos den Herrenstand. Im Anfang der Kaiserzeit verdiente in ganz Lakonien, das einst das hundertstädtige gehiessen hatte, nur noch Sparta selbst den Namen einer Stadt; sonst gab es nur ärmliche Dörfer, etwa dreissig an der Zahl; das ganze Land war entvölkert.

Nicht anders stand es mit dem übrigen Peloponnes. Zur Schlacht von Plataeae hatte die Halbinsel noch mehr als 74000 Mann gestellt, obgleich Argos, Elis, die achäischen Städte und ein grosser Teil Arkadiens ihre Contingente zurückhielten; dreihundert Jahre später konnte das gesamte Gebiet höchstens 30—40000 Krieger aufbringen, und wieder nach dreihundert Jahren meinten kundige Leute, dass sich aus der freien Bevölkerung von ganz Griechenland kaum noch 3000 Soldaten ausheben liessen.

322 Italien ist niemals einer so grausigen Verödung anheimgefallen wie Griechenland, aber auch dort trat eine Periode der Entvölkerung ein, und auch dort fiel sie nicht mit der Zeit der schwersten Kriege zusammen. Natürlich hat die achtzehnjährige Verwüstung, mit der Hannibal das unglückliche Land heimsuchte, ihre Spuren hinterlassen. Wenn in der Schlacht am Trasimenischen See 15000 Mann, bei Cannae gar mehr als 40000 blieben, ganz abgesehn von den zahlreichen kleineren Niederlagen der Römer, so musste dies auch in der Bevölkerungsziffer zum Ausdruck kommen. Die Zahl der waffenfähigen Bürger sinkt daher im Verlauf des Krieges von 270000 auf auf 214000; aber schon dreissig Jahre nach dem Friedensschluss hat sie die vorige Höhe wieder erreicht und ist zehn Jahre später sogar bis auf 337000 angewachsen. Die spanischen, syrischen und macedonischen Kriege, die in diese Zeit fielen, kosteten

Opfer genug, haben aber die Vermehrung kaum aufgehalten. Trotzdem sind sie für die Bevölkerung Italiens verhängnisvoll geworden, aber nicht unmittelbar durch ihren Menschenverlust, sondern durch den ökonomischen Ruin, den die lange Dienstzeit in fernen Ländern für den römischen Bauern herbeiführte. In dieser Beziehung sind die folgenden Censusziffern höchst lehrreich:

Im Jahre 164 v. Chr. 337452 waffenfähige Bürger,
„ „ 159 „ „ 328316 „ „
„ „ 154 „ „ 324000 „ „
„ „ 147 „ „ 322000 „ „
„ „ 142 „ „ 317442 „ „
„ „ 136 „ „ 317933 „ „
„ „ 131 „ „ 318823 „ „
„ „ 125 „ „ 394736 „ „
„ „ 115 „ „ 394336 „ „

Wie man sieht, ist die Ziffer gleich nach den 323
macedonischen Kriegen, die 168 zum Abschluss gelangten, sehr hoch; in den fünf folgenden relativ friedlichen Jahren stürzt sie plötzlich um mehr als 9000 Köpfe und sinkt dann schnell weiter, bis sie nach dem dritten punischen Kriege und den Kämpfen, die ihm in Spanien, Macedonien und Griechenland parallel liefen (149—146), ihren niedersten Stand erreicht. Jetzt bleibt sie eine Zeitlang beinahe stationär, steigt aber nach den grossen Landverteilungen, die das Gesetz des Tiberius Gracchus herbeiführte (seit 133), mit einem Schlage um 77000 Köpfe, um dann wieder stillzustehn. Jenes rapide Herabgehen und dieses noch rapidere Anschwellen der Zahl lässt sich natürlich nicht durch Todesfälle und Geburten erklären. Es kann seinen Grund nur darin haben, dass einzig diejenigen Bürger gezählt wurden, welche als Besitzende

der regelmässigen Wehrpflicht unterlagen, nicht aber die Proletarier. Die langen überseeischen Kriege hinderten den Bauern, sein Feld zu bestellen; er musste sich in Schulden stürzen und endlich durch den Verkauf seines Gütchens die Gläubiger befriedigen, wodurch er zum Proletarier wurde. Doch diese Folge trat nicht unmittelbar nach dem Friedensschluss ein; es bedurfte noch einiger Jahre, ehe der Bankerott zum Ausbruch kam und der ruinierte Mann aus der Liste der Wehrfähigen gestrichen wurde. Wenn sich hieraus ein rasches, aber doch allmähliches Herabgehen der Censusziffer ergab, so bewirkten andererseits massenhafte Ackerverteilungen, die ganze Scharen von armen Teufeln zu Grundbesitzern machten, ihr plötzliches Emporschnellen. Mit den Landanweisungen kam aber auch die Vermehrung zum Stillstande, weil die Zahl der Dienstpflichtigen eben nicht über die
324 Zahl der vorhandenen Bauerngüter steigen konnte. Die Censusziffern geben uns also nicht so sehr über die Dichtigkeit der Bevölkerung, wie über die Verteilung des Besitzes Aufschluss, doch hängt das eine mit dem andern eng zusammen. Dass er auf einer Reise weite Gebiete Italiens verödet gesehn hatte, gab Tiberius Gracchus den Anlass zu seinen Gesetzen, und nach ihrer Durchführung konnte man rühmen, dass menschenleeres Weideland sich in Bauernhufen verwandelt habe.

Von hier an verlassen uns die statistischen Daten; denn in der späteren Zeit beruht die Erhöhung der Censusziffern vorzugsweise, wenn nicht gar ausschliesslich, auf massenhaften Verleihungen des Bürgerrechts an Fremde, kommt also für unsere Untersuchung nicht mehr in Betracht. Doch weisen viele andere Anzeichen darauf hin, dass die Verödung Italiens

durch die gracchischen Ackerverteilungen nur ganz vorübergehend aufgehalten wurde. Nach seinem Bürgerkriege nahm Caesar einen schrecklichen Menschenmangel wahr und suchte ihm abzuhelfen, indem er für reichen Kindersegen gesetzliche Belohnungen einführte. Unter Augustus konnte man meinen, es würde sehr schwer fallen, aus der gesamten Bürgerschaft nicht nur Italiens, sondern des ganzen Reiches, ein Heer von 45000 Mann mit einem Schlage auszuheben, da der junge Nachwuchs äusserst spärlich geworden sei. Unter Tiberius machte die Abnahme der freien Bevölkerung sich von Jahr zu Jahr mehr bemerklich. Unter Nero beklagt ein Dichter, dass in den Städten nur ein kleiner Teil ihrer früheren Einwohnerzahl zurückgeblieben sei, dass viele Häuser leer ständen und der Acker wüst liege, weil die Hände zu seiner Bebauung fehlten. Unter Titus erzählte man mit staunender Bewunderung, Italien habe in den glücklichen Zeiten der Republik 780000 Soldaten auf die Beine bringen können; so etwas war längst zum halben Märchen geworden. Kaiser Nerva wies 60 Millionen Sesterzen (= 12 Mill. Mk.) für die innere Kolonisation an, ohne damit etwas Nachhaltiges zu erreichen. Denn 325 Mark Aurel konnte grosse Scharen von Marcomannen in Italien ansiedeln, was nur bei einem entvölkerten Lande denkbar ist. Ateste war unter Augustus noch blühend und volkreich, aber die Inschriften, die es hinterlassen hat, gehören fast alle dem ersten Jahrhundert an; danach muss die Stadt schon im zweiten verödet gewesen sein. Im vierten heisst es von Vercellae, es sei ehedem mächtig gewesen, jetzt aber dünn bewohnt und halb verfallen; um dieselbe Zeit bestanden auch Bologna, Modena, Piacenza und viele andere Städte Oberitaliens zum grossen Teil aus

Ruinen. Die einst so menschenreichen Landschaften der Volsker und Aequer schildert schon Livius als Einöde, die fast nur noch von den Sklaven römischer Latifundienbesitzer schwach bevölkert werde. Antium und Tarent waren zu Neros Zeiten verödet, und die Veteranenkolonien, welche der Kaiser hineinlegte, halfen dem nicht ab. Samnium lag zur Zeit des Tiberius noch ebenso wüst, wie es die Kriege Sullas hinterlassen hatten; in mehr als drei Menschenaltern war ein Wiederaufbau seiner zerstörten Städte nicht nötig geworden. Apulien war unter Nero kaum weniger menschenleer. Dies sind Beispiele aus Ober-, Mittel- und Unter-Italien: alle gewähren sie dasselbe traurige Bild des Verfalls.

Über die andern Teile des Reiches fliessen die Nachrichten spärlicher, doch scheinen auch sie dem allgemeinen Schicksal nicht entgangen zu sein. Im Zeitalter der Bürgerkriege bezeichnet es Diodor als eine Regel, die für den Osten so gut, wie für den Westen gelte, dass die Städte menschenleer geworden seien, und nach der langen Friedenszeit des ersten Jahrhunderts hält Plutarch die Entvölkerung ganz ebenso für ein Übel, an dem der gesamte Erdkreis leide.

Eine Bestätigung dafür bietet zunächst die äusserst merkwürdige Tatsache, dass auch Rom selbst in seiner Einwohnerzahl zurückging. Unter Augustus brauchte es für seine Ernährung täglich 14600 Hektoliter Weizen, unter Severus nur noch 6600; seine Bevölkerung war also in zwei Jahrhunderten auf weniger als die Hälfte gesunken. Da die Reichshauptstadt mit ihren Spielen und Kornverteilungen nicht nur aus Italien, sondern auch aus allen Provinzen die überschüssigen Kräfte an sich zog, ist ihr Rückgang ein untrüglicher Beweis dafür, dass es nirgend im ganzen

weiten Gebiete der Kaiserherrschaft einen Überschuss an Menschen gab.

Was wir über die einzelnen Provinzen wissen, ist nicht viel, passt aber alles zu dem Gesamtbilde, das wir bisher gewonnen haben. Im Verhältnis zu der Kinderarmut des übrigen Reiches erregte die Fruchtbarkeit der Ehen in Ägypten und Afrika solches Erstaunen, dass man sie nur durch ein abnormes Überwiegen der Zwillingsgeburten erklären zu können meinte. Kein Anzeichen spricht dafür, dass die Auswanderung gerade aus diesen Ländern besonders stark gewesen wäre. Trotzdem hatte man in Afrika die Städte, welche in den Kämpfen des Jugurtha und dem Caesarischen Bürgerkriege zerstört waren, noch unter Tiberius nicht wieder aufgebaut, und zur Zeit Hadrians lagen weite Strecken der kaiserlichen Domäne, die früher bestellt gewesen waren, aus Mangel an Arbeitskräften schon seit mehr als zehn Jahren wüst. In Ägypten hatten die sieben Millionen Einwohner, die das Land mit Ausschluss von Alexandria unter den Ptolemäern gezählt hatte, sich bis auf Vespasian, d. h. in zwei- bis dreihundert Jahren, entweder garnicht oder doch höchstens um eine halbe Million vermehrt. Dass die Zahl hier nicht zurückging, genügte also schon, um diese Provinz in den Ruf eines märchenhaften Kindersegens zu bringen und 327
der Fabel, dass das Trinken des Nilwassers die Weiber fruchtbar mache, bei den Gelehrten Anerkennung zu schaffen. Doch im zweiten Jahrhundert sah man sich auch hier gezwungen, mehreren Dörfern Steuernachlässe zu gewähren, weil ihre Bevölkerung stark herabgegangen war. Wie muss es da in den anderen Teilen des Reiches ausgesehn haben?

Sicilien nennt noch Cicero die Kornkammer Roms;

schon ein halbes Jahrhundert später sind Afrika und Sardinien an seine Stelle getreten. Unter Augustus scheidet auch das letztere aus, und neben Afrika versorgt nur noch Ägypten das Mutterland mit Getreide; auf den einst so reichen Inseln ist die Einwohnerschaft hingeschwunden und der Ackerbau durch die Weidewirtschaft verdrängt. Epirus und die benachbarten Teile von Illyricum waren früher städtereich und wohlbewohnt gewesen; unter Tiberius aber lag der grösste Teil des Landes wüst, und wo sich noch Menschen fanden, da hausten sie nur in Dörfern und in den Ruinen der alten Städte. Die syrische Stadt Emesa, die noch in der Kaiserzeit reich und blühend gewesen war, bestand gegen Ende des vierten Jahrhunderts nur aus wenigen bewohnten Häusern. Delos, das in der republikanischen Epoche einer der wichtigsten Handelsplätze des Reiches war, ist unter den Antoninen öd' und menschenleer, ohne dass doch eine benachbarte Stadt seine Erbschaft angetreten hätte; ein deutliches Zeichen für das Ersterben des Verkehrs im ganzen Becken des Ägeischen Meeres. Kaum besser scheint es der Insel Cypern gegangen zu sein, die in den syrischen Gewässern eine ganz ähnliche Stellung einnahm, wie Delos in den griechischen; als Paphos durch Erdbeben zerstört wurde, hielt man es im vierten Jahrhundert nicht der Mühe wert, es neu zu erbauen; als wüster Schutthaufen blieb die Stadt liegen. Solange es im Geistesleben des Reiches die Führung behauptete (S. 301), war Spanien auch an Reichtum und Dichtigkeit der Bevölkerung eine der blühendsten Provinzen; doch schon für das zweite Jahrhundert werden an vielen Orten, z. B. in Cartagena und Salamanca, die Inschriften sehr spärlich, und im vierten ist die Südküste, die einst mit zahlreichen Städten bedeckt ge-

wesen war, zur Einöde geworden. Und dies wird uns berichtet, ehe noch die germanischen Eindringlinge die Pyrenäengrenze überschritten hatten, nach einem fast vierhundertjährigen Frieden.

Wie gering der Einfluss war, den die Kriege auf die Bevölkerungsverhältnisse ausübten, zeigt vielleicht noch deutlicher das Schicksal Euboeas. Schon seit 328 dem Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. war die Insel von den Kämpfen, die Hellas bewegten, nur sehr wenig berührt worden; nach den Zeiten Mithradats hatte kaum mehr ein Soldat ihren Boden betreten. Da die römischen Bürgerkriege zum grossen Teil in Griechenland ausgekämpft wurden, so müsste man erwarten, dass zahlreiche Flüchtlinge in jenem stillen Erdenwinkel eine Zuflucht suchten und die Bevölkerung Euboeas durch die Bedrängnis der Nachbarlandschaften sich ansehnlich vermehrte. Am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. besuchte Dio von Prusa das Ländchen; in welchem Zustande er es fand, ergibt sich am deutlichsten aus folgender Rede, die er bei Schilderung einer Volksversammlung einem dortigen Politiker in den Mund legt. „Etwa zwei Drittel unseres Landes liegen wüst durch Mangel an Bebauung und an Menschen. Auch ich besitze, wie jeder weis, viele Morgen; will jemand sie bebauen, so gebe ich sie umsonst dazu her, ja mit Vergnügen würde ich noch Geld dazuzahlen. Denn es ist klar, dass sie mir dadurch höhern Wert gewinnen, und zugleich ist bewohntes und bearbeitetes Land ein angenehmer Anblick; wüstes aber ist nicht nur ein nutzloser Besitz, sondern es erregt auch Bedauern und lässt seinen Herrn unglücklich erscheinen. Daher scheint es mir am besten, dass ihr soviel Bürger als möglich dazu antreibt, städtisches Land in Besitz zu nehmen und

zu beackern, wer Kapital besitzt, mehr, der Arme, soviel er eben kann, damit euer Boden unter dem Pfluge stehe und die Willigen eurer Mitbürger zwei der grössten Übel loswerden, Untätigkeit und Armut. Zehn Jahre sollten sie das Land umsonst haben; dann müssten sie nach Schätzung eine geringe Quote von
329 ihrer Feldfrucht erlegen, aber nichts vom Vieh. Will aber ein Fremder den Anbau betreiben, so sollte auch er fünf Jahre nichts, dann aber die doppelte Pacht des Bürgers zahlen. Und wenn jemand von den Fremden vierhundert Morgen in Bebauung nimmt, müsste man ihm das Bürgerrecht verleihen, damit möglichst viele sich darum bemühen. Denn jetzt ist dasjenige, was vor den Toren liegt, ganz wüst und hässlich, als wäre es tiefe Einöde und nicht die nächste Nachbarschaft der Stadt; aber innerhalb der Mauern wird der grösste Teil des Bodens besäet oder beweidet. Soll man sich nicht wundern über die Staatsmänner, die den fleissigen Bauern auf dem Kaphareus in der äussersten Ecke Euboeas Ungelegenheiten machen, selbst aber garnichts darin finden, wenn sie auf dem Turnplatz Korn bauen und auf dem Markt ihr Vieh weiden? Ihr seht ja doch, dass sie den Turnplatz zum Ackerfelde gemacht haben, sodass der Herakles und viele andere Statuen von Göttern und Heroen hinter den Ähren versteckt sind, und dass jeden Morgen die Schafe jenes Staatsmannes den Markt überfallen und am Rathause und den Amtsgebäuden das Gras abfressen. Die Fremden, welche hierherkommen, verlachen schon die Stadt oder beklagen sie.“ So sah es nach Jahrhunderten tiefsten Friedens in einem Lande aus, das vorher, als noch die wildesten Kriegsstürme es durchtobten, weit über fünfzig Kolonien nach allen Himmelsrichtungen hatte aussenden können!

Nein, nicht das feindliche Schwert war es, das die antiken Staaten entvölkerte, sondern der Mangel an jungem Nachwuchs. Schon die altspartanische Verfassung suchte diesem Übel entgegenzuwirken, indem sie Väter dreier Kinder vom Wachtdienst, diejenigen, welche vier oder mehr besassen, sogar von allen staatlichen Lasten befreite. Im Anfang des zweiten Jahrh. v. Chr. musste auch König Philipp von Macedonien zu gesetzlichen Maassregeln greifen, um den Kinderreichtum seines Landes zu heben, und etwas später berichtet uns Polybius das Folgende: „Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Frucht mehr trug, obgleich weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen uns betroffen hatten. Denn die Menschen hatten sich dem eitlen Schein, der Geldgier und der Trägheit zugewandt; sie wollten nicht mehr heiraten oder, wenn sie es taten, doch nicht alle ihre Kinder aufziehn, sondern höchstens eins oder zwei, um diese reich zu hinterlassen und üppig grosszuziehn. So mehrte sich unvermerkt das Übel schnell. Denn wenn nur eines oder zwei vorhanden waren, so konnten diese leicht durch Krieg oder Krankheit hingerafft werden, und natürlich mussten dann die Häuser leer bleiben.“ Auch in Rom nahmen um dieselbe Zeit die Censoren wiederholt Veranlassung, das Volk durch öffentliche Reden zum Heiraten zu ermahnen und warnend auf die Kinderlosigkeit hinzuweisen. Später setzte Caesar Prämien auf eine reiche Nachkommenschaft. Augustus pflegte arme Bürger für jedes eheliche Kind, das sie nachwiesen, mit 1000 Sesterzen (= 200 Mk.) zu beschenken und gab eine Reihe strenger Gesetze, durch welche die Ledigen und

Kinderlosen in ihrer Erbfähigkeit beschränkt und mit andern Rechtsnachteilen belegt wurden. Hadrian erliess selbst den Verbrechern, die Väter waren, je nach der Zahl ihrer Kinder einen geringeren oder grösseren Teil der verwirkten Strafe. Doch alle diese Bemühungen blieben erfolglos. Um die Zeit von Christi Geburt wurde ein Greis, der acht Kinder, fünfunddreissig Enkel und achtzehn Urenkel besass, wie ein Wundertier angestaunt. Der Kaiser liess die ganze Familie aus ihrer Heimat Fiesole nach Rom kommen, dort in feierlichem Zuge aufs Capitol geleiten und dem Jupiter ein Opfer bringen, was dann die offizielle Zeitung jedermänniglich bekannt machte. Achtzig Jahre später verzeichnete es Plinius schon als Merkwürdigkeit in seiner Naturgeschichte, dass zur 331 Zeit der Gracchen ein vornehmer Römer sechs Kinder und elf Enkel hinterlassen hatte. Wenn man um Jahrhunderte zurückgreifen musste, um Beispiele für eine Kinderzahl zu finden, die heutzutage ganz gewöhnlich ist, so kann man sich denken, wie es um die natürliche Ergänzung des Volkes stand.

Der wachsende Überschuss der Todesfälle über die Geburten ist wohl der entscheidende Faktor für die spätere Entwicklung der antiken Welt geworden. Er führte dazu, dass das Geschlecht der Altfreien unter den Nachkommen entlassener Sklaven gänzlich verschwand und dass dieser Prozess sich in wenigen Generationen wieder und wieder erneuerte, wodurch der angestammte Knechtssinn, statt allmählich zu schwinden, immer festere Wurzeln fasste und zugleich jene ungeheure Völkermischung, von der wir oben geredet haben, immer gründlicher und allgemeiner wurde. Er schuf Raum für die friedliche Ansiedlung von Barbaren und für ihr kriegerisches Eindringen;

er entzog dem römischen Heere seinen jungen Nachwuchs, zwang erst dazu, es aus den kinderreichen Germanen zu rekrutieren, und unterwarf endlich das gewaltige Reich ihrer zersplitterten, aber unerschöpflichen Kraft. Daher sind die Gründe dieser Erscheinung das Problem, das im Mittelpunkte der antiken Geschichtsforschung stehen muss; doch wie man begreifen wird, sind sie keineswegs einfach und leicht zu erschöpfen. Luxus und Hunger, Sinnlichkeit und Askese, sittliche Anschauungen und gesellschaftliche Zustände arbeiten hier zusammen; scheinbar sind in jeder Bevölkerungsklasse verschiedene Einflüsse tätig, doch alle wirken sie auf das gleiche traurige Ziel hin. Denn hinter dieser Mannigfaltigkeit steht der eine beherrschende Hauptgrund, die geistige und körperliche Verkommenheit der Rasse 332 und das selten ausgesprochene, aber immer lebendige Gefühl, dass es mit der bestehenden Welt zu Ende geht.

Als im Jahre 131 v. Chr. der Censor Metellus gegen die Ehelosigkeit predigte, da brauchte er unter andern folgendes Argument: „Wenn wir ohne Frau leben könnten, Quiriten, würde keiner von uns diese Plage auf sich nehmen; da aber die Natur es einmal so gefügt hat, dass man weder mit ihnen recht behaglich noch ohne sie überhaupt leben kann, so muss man lieber für das dauernde Heil als für das kurze Wohlbefinden sorgen.“ Dies war jedem Römer aus der Seele gesprochen: hundert Jahre später las Augustus die Rede im Senate vor und liess sie durch öffentlichen Anschlag zur allgemeinen Nachachtung bekannt machen; und wieder nach zweihundert Jahren kritisierte sie ein Rhetor und stellte dabei die Frage, ob es nicht zweckentsprechender gewesen wäre, wenn der Censor die Vorzüge der Ehe seinem Publikum in

glänzenden Farben geschildert hätte; doch kam er zu dem Resultat, ihre Unbequemlichkeiten seien für alle Menschen viel zu notorisch, als dass ein solcher Kunstgriff irgend etwas hätte nützen können. Während heutzutage, wenigstens in Deutschland und England, fast jeder Roman mit der Vereinigung der Liebenden schliesst und so die Ehe als die Vollendung menschlichen Glückes anerkannt wird, war sie den Römern nur ein notwendiges Übel.

Diese Verschiedenheit der Anschauungen hängt aufs Engste mit einer andern zusammen. Wenn bei uns den Gegenstand der erotischen Poesie in der Regel die Jungfrau bildet, ist es bei den Alten immer die junge Frau, natürlich nicht die eigene, oder auch der schöne Knabe. Die Mädchen wurden eben oft
333 mit neun oder zehn Jahren, fast immer vor dem Eintritt der vollen Geschlechtsreife verheiratet, noch ehe sie Liebe empfinden oder erregen konnten; unter *virgo* versteht man daher im gewöhnlichen Leben das kleine Schulmädchen oder höchstens den Backfisch. Das holde Sehnen und Verlangen unseres Brautstandes war also dem Römer ein ganz unbekanntes Gefühl; wenn seine junge Gattin ihre weiblichen Reize eben erst entfaltete, hatten sie für ihn den Reiz der Neuheit längst verloren. Neigungsheiraten konnten fast nur bei Witwen oder geschiedenen Frauen vorkommen, und auch bei diesen waren sie so ungewöhnlich, dass es geradezu als lächerlich galt, wenn ein Mann in sein angetrautes Weib verliebt war. „Zu einer fremden Frau“, schreibt Seneca, „ist jede Liebe schimpflich, zur eigenen die übermässige. Ein weiser Mann muss seine Gattin mit dem Kopfe lieben, nicht mit dem Herzen; er wird über den Anfällen der Leidenschaft stehn und sich nicht begierig in den Beischlaf stürzen. Nichts ist

hässlicher, als seine Frau zu lieben, wie ein Schätzchen.“ Bei diesen Anschauungen musste man es ganz natürlich finden, wenn der Mann ein Schätzchen oder auch mehrere neben seiner Frau besass, und keinem fiel es ein, seine Untreue moralisch zu verurteilen. So war denn die Ehe nach der Sitte das reine Geschäft, bei dem die Mitgift die Hauptrolle spielte.

Gewiss ist dies keine Eigentümlichkeit der Römer und Griechen gewesen; in primitiven Zuständen wiederholt es sich bei allen Völkern, ja unsere Bauern heiraten noch heute oft in derselben Weise. Auch ist es keineswegs notwendig, dass solche Vernunftehen in ihrer Mehrzahl unglücklich seien. Je niedriger eine Nation oder eine Menschenklasse geistig entwickelt, je geringer daher die Verschiedenheit der Individualitäten in ihr ausgebildet ist, desto leichter lassen sich die Paare beliebig zusammenfügen, ohne dass ihre Berührung gar zu harte Stösse herbeiführt. Wie bei den Tieren jedes Männchen mit jedem Weibchen gleicher Art zur Paarung bereit ist, so pflegt auch
334 der Mensch, wenn er dem Tiere noch nahe steht, nicht eben wählerisch zu sein. Aber die römische Welt war über dies naive Stadium längst hinaus, ohne doch die Art der Eheschliessung, die ihm eigentümlich und gemäss ist, überwunden zu haben. Die schärfer geprägte Eigenart des Kulturmenschen stellte ihre Forderungen, aber keiner erhob den Anspruch, sie gerade durch seine Gattin befriedigt zu sehn. Den Wünschen des Herrn kamen seine Sklaven und Sklavinnen fügsam entgegen, und verlangte ihn nach einer ebenbürtigen Gefährtin, so fand er sie in einer vornehmeren Hetäre oder in der Frau eines andern.

Natürlich fügte es mitunter der Zufall, dass passende Charaktere sich zusammenfanden; die treuen

Gattinnen und zärtlichen Gatten haben daher im Römerreiche nie gefehlt, ja in den niedrigen Ständen mögen sie sogar häufig gewesen sein. Doch in der höheren Gesellschaft, über die unsere Nachrichten am reichlichsten fliessen, bildeten sie jedenfalls nicht die Regel. Und wie man die Liebe nicht in der Ehe suchte und fand, so auch nicht die häusliche Bequemlichkeit; denn für diese sorgte eine Unzahl von Sklaven und Freigelassenen. Die Frau erfüllte also wirklich gar keinen anderen Zweck, als dem Hause ebenbürtige Nachkommen zu verschaffen; und dabei stellte sie Ansprüche und machte dem Mann mit Eifersucht und böser Laune das Leben sauer, oder sie brachte ihn gar durch Untreue in der Leute Mäuler. Dass man da die Ehe nur als eine Pflicht gegen den Staat betrachtete, der man sich seufzend unterzog, ist wohl begreiflich; noch begreiflicher, dass sehr viele nicht patriotisch genug waren, um diese Last auf sich zu nehmen.

335 Dazu führte der Kinderlose, falls er Vermögen besass, ein ganz beneidenswertes Dasein. Denn jeder, der Gelegenheit hatte, ihm nahe zu treten, sah in ihm den Erbonkel und behandelte ihn mit ausgesuchtester Aufmerksamkeit. Er erhielt viel mehr Einladungen, als er annehmen konnte; von allen Seiten wurden ihm Leckerbissen und hübsche Geschenke zugeschickt; die Damen erwiesen sich desto gefälliger gegen ihn, je älter er wurde; Mütter führten ihm ihre Söhne oder Töchter zu, skrupellose Männer ihre Frauen. Es konnte vorkommen, dass ein Abenteurer sich in einer Stadt, wo er unbekannt war, für einen alleinstehenden Millionär ausgab, um dann auf Kosten seiner Erbschleicher herrlich und in Freuden zu leben. Augustus wusste wohl, was er tat, als er die Ehe- und Kinder-

losen gerade bei ihrer Erbfähigkeit fasste; denn auf nichts verzichtete der Römer schwerer, als auf den reichen und mühelosen Gewinn, der ihm aus den Testamenten seines Bekanntenkreises zufloss. Aber auch dieses Mittel zeigte sich nicht wirksam genug, um die allgemeine Ehescheu zu überwinden. Es führte nur zu zahlreichen Umgehungen, nicht zur Erfüllung des Gesetzes, und bald machte es die Herrschaft von Gunst und Gnade, die im Römerreich immer über das Recht den Sieg davontrugen, völlig illusorisch. Die Kaiser selbst waren ja meistens kinderlos und mussten sich, da ihre Finanzen die zahllosen Erbschaften, die sie empfingen, nicht entbehren konnten, von den Beschränkungen des Gesetzes dispensieren lassen. Die gleiche Befreiung wussten sich dann auch viele Günstlinge zu erwirken, und endlich gab es kaum noch jemand, der bei Hofe etwas Einfluss besass und nicht durch kaiserliches Privileg auch als Junggeselle rechtlich so behandelt wurde, 336
als wenn er drei Kinder hätte *(ius trium liberorum)*.

So blieben in den höheren Ständen unzählige Männer ledig, und wer da heiratete, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, der zeugte doch in liebeloser Ehe nicht leicht mehr Kinder, als das Gesetz eben vorschrieb. Die Folgen ihrer Liebeleien und Ehebrüche zu verhüten, verstanden die Frauen vortrefflich, ja viele wurden nur deshalb nicht Mütter, weil sie die Schönheit ihres Leibes nicht durch eine Geburt entstellen wollten. Und wenn trotzdem Nachwuchs kam, entbehrte er oft der elterlichen Fürsorge; um sich nicht durch Kindergeschrei in der Ruhe trägen Wohllebens stören zu lassen, übergab man die Kleinen irgend einer Nährmutter auf dem Lande, wo gewiss nicht wenige durch die Sorglosigkeit der blutfremden

Pfleger zu Grunde gingen. Und mit der niedern Masse war es in den Städten nicht viel besser bestellt. Freilich mochte hier das Spekulieren auf die Mitgift, ohne die kein Mädchen daran denken konnte, jemals unter die Haube zu kommen, viele zum Heiraten veranlassen. Denn es war eine der beliebtesten Formen der Wohltätigkeit, arme Jungfraun mit einem kleinen Heiratsgut auszustatten; jede Hochzeit bot daher Gelegenheit, den reichen Gönner mit ziemlich sicherer Aussicht auf Erfolg um ein erkleckliches Sümmchen anzubetteln. Doch so stark dieses Lockmittel auch war, die Last, künftig für Weib und Kind sorgen zu müssen, hielt ihm oft die Wage. Liebe sprach bei diesen Verbindungen nur sehr selten mit, und die Sinnlichkeit fand ihre Befriedigung leicht auf andere Weise. Denn eine Prostitution von grösster Verbreitung und unglaublicher Wohlfeilheit, deren Werkzeuge meist Sklavinnen und Sklaven waren, bot sich auch dem ärmsten Manne dar und arbeitete so der Eheschliessung in den niedern Klassen sehr wirksam entgegen.

Auf dem Lande machte sich dies Mittel der Korruption wenig oder garnicht geltend. Die Bauern bildeten daher den fruchtbarsten Teil der Bevölkerung,
337 wie schon Polybius wahrgenommen hat. Er rühmt es, dass Elis besser bebaut und menschenreicher sei als irgend ein anderer Teil des Peloponnes, und findet darin den Grund, dass das Volk sich hier nicht so sehr in die Städte zusammendränge, sondern mehr auf dem flachen Lande zerstreut wohne. Auch heutzutage stirbt die Bevölkerung der Städte in wenigen Generationen fast ganz aus und erhält sich nur dadurch auf ihrer Zahl oder wächst sogar, weil sie immer wieder durch frischen Zustrom aus den Dörfern ergänzt und erneuert wird. Dasselbe hätte auch im

Altertum stattfinden und das Reich dabei seinen Menschenreichtum bewahren und steigern können, wie es jetzt Deutschland tut, wenn grausame Sitte und törichte Politik nicht auch dem Bauernstande die Quellen der Vermehrung verstopft hätten.

Das normale Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter pflegt sich so zu stellen, dass die männlichen Geburten um ein paar Prozent die weiblichen überwiegen, aber durch die grössere Sterblichkeit der Knaben und Männer die Ziffer im heiratsfähigen Alter ungefähr gleich wird und endlich die Frauen eine langsam steigende Majorität erlangen. Im römischen Reiche dagegen waren die Männer sehr viel zahlreicher als die Weiber, sodass ein beträchtlicher Bruchteil von jenen garnicht in die Ehe treten konnte, selbst wenn er wollte. Die Sklaverei, die im Altertum ja auf alle Lebensverhältnisse einwirkt, trägt auch hieran einen Teil der Schuld. Denn da die Arbeitskraft des Mannes grösser und zugleich seine Brauchbarkeit mannigfacher ist, liegt es in der Natur der Sache, dass man viel mehr Knechte hielt als Mägde, und diese ungleiche Verteilung der Geschlechter musste sich dann auch in den Freigelassenen fortsetzen. Dazu kam, dass die Prostitution eine Unzahl von 338
Weibern, nicht aber die Knaben, die ihr zum Opfer fielen, von jeder künftigen Ehe ausschloss. Noch verheerender aber als die Unfreiheit, jener alles zerfressende Krebsschaden der antiken Welt, hat nach dieser Richtung hin das furchtbare Recht sich erwiesen, das dem Vater die willkürliche Entscheidung über Leben und Tod des neugeborenen Kindes einräumte. Die Aussetzung von Säuglingen, die dann meist elend verschmachteten, war etwas ganz Alltägliches, und da jede Familie darauf hielt, ihren

Mannesstamm fortzupflanzen, traf sie natürlich in erster Linie die weiblichen Geburten. Daher war trotz der Heiratsscheu der Männer die alte Jungfer, die im modernen Leben eine so grosse Rolle spielt, dem Altertum eine fast unbekannte Erscheinung.

Freilich blieben auch die Knaben nicht verschont. Wir führten schon oben die Klage des Polybius an, dass in Griechenland jede Familie höchstens zwei Kinder aufziehe, um ihr Vermögen nicht durch Erbteilungen zu zersplittern. Wenn diese Erwägung selbst für reiche Häuser bestimmend war, wie viel mehr für den armen Bauern, dessen kleines Grundstück kaum ihn selbst ernährte und, unter mehrere Söhne verteilt, allesammt zu Hungerleidern gemacht hätte. Denn seine Hufe unzerstückelt zu erhalten, indem er die übrigen Kinder zu Gunsten des ältesten oder auch des jüngsten enterbte, gestattete ihm das römische Recht nicht. So musste das Zweikindersystem, das gegenwärtig Frankreich zu ruinieren droht, auch in den Gebieten der antiken Welt seine völkerfressende Herrschaft antreten.

Lange hat es gedauert, ehe die frische Kraft des römischen Bauern sich diesem unnatürlichen Zwange
339 unterwarf. Mit Karst und Hacke, wie mit Lanze und Schwert hat er verzweifelt gerungen, um sich die Wege der freien Vermehrung nicht verschliessen zu lassen. Doch die wachsende Not der Landwirtschaft, noch gesteigert durch eine falsche Gesetzgebung, lähmte nach jahrhundertelangem Kampfe seinen Widerstand und brachte auch ihn zu jenem stumpfen Fügen in das Unvermeidliche, das allen Lebensäusserungen des sinkenden Altertums das charakteristische Gepräge verleiht.

Die Krankheit der gesunden Nationen heisst Übervölkerung; sie hat auch in Rom die Form der Boden-

nutzung bestimmt, die sich in unserer Überlieferung als die älteste darstellt. Mit Menschenkräften wird Verschwendung getrieben, um dem Acker durch die intensivste Bebauung soviel Nahrungsmittel zu entlocken, wie er irgend hergeben kann; jedes Körnchen Dünger hat Wert, selbst der Mist der Tauben wird sorgsam gesammelt und dem Lande zugeführt; das Hacken und Jäten nimmt gar kein Ende. Das Inventar ist klein, die Werkzeuge unvollkommen; umsomehr Fleiss muss der Bauer darauf verwenden, um sich selbst und seine immer wachsende Familie zu ernähren. Doch bald reicht auch bei der grössten Anstrengung der schmale Boden der Heimat nicht mehr aus, und Kriege werden zur wirtschaftlichen Notwendigkeit. Man muss immer mehr Feinde ausrotten, immer mehr Land erobern, um Raum für die zahlreichen Kolonien zu finden, mit denen Rom nach und nach ganz Italien überzieht. Die Lücken, welche die steten Kämpfe reissen, werden schnell durch jungen Nachwuchs ausgefüllt. Die Bürgerzahl steigt immerfort; ob auch die Bevölkerung Italiens, ist nicht sicher, aber doch wahrscheinlich. Zwar mussten die alten Bewohner Platz machen, wo Römer sich niederliessen; es trat also nur ein Stamm an die Stelle des andern. Aber da die Ansiedler den intensiven Ackerbau, dessen sie zu Hause gewohnt waren, in die neuen Sitze verpflanzten, vermehrten sie wohl auch hier den Ertrag der Felder und schufen so die Bedingungen für ein stärkeres Anwachsen der Volkszahl. Und wie die römische Macht sich ausbreitete, erweiterte sich unter ihrem Schutze auch der Handel und bot Tausenden neue Quellen des Erwerbes. So erhob sich Italien zu jener glänzenden Blüte, die es befähigte, den Riesenkampf mit Karthago siegreich auszufechten und sich

zugleich den grössten Teil der zivilisierten Welt zu unterwerfen.

Das Hineinleben in ganz neue Verhältnisse wird keinem Volke leicht, am schwersten aber war es dem römischen, das an den überkommenen Vätersitten immer mit zäher Borniertheit festzuhalten pflegte. Weil seine Ahnen fast alle Bauern gewesen waren, hielt es die Landwirtschaft für die einzige mannes-würdige Beschäftigung und blickte mit Misstrauen auf den neu entstehenden Grosshandel. Diese Volks-stimmung fand ihren Ausdruck in einem Gesetz, durch das allen Senatoren und ihren Söhnen der Seehandel verboten wurde, weil er für den höchsten Stand des Reiches unschicklich sei. Dies Claudische Plebiscit vom Jahre 218 v. Chr. war das Todesurteil des kleinen Grundbesitzes in Italien.

Da das Leihen auf Zins, auch wenn er noch so mässig war, erst recht für schimpflich galt und eine grosse Industrie nicht existierte, blieb den Mit-gliedern des Senats gar keine andere Möglichkeit, ihr Vermögen nutzbringend anzulegen, als das Kaufen von Landgütern. Die Tribute der neuerworbenen Provinzen und die Erpressungen ihrer Statthalter
341 führten immer grössere Summen nach Rom, und diese füllten vor allem die Säckel des herrschenden Standes. Bald gab es kaum eine Senatorenfamilie mehr, die nicht fürstliche Reichtümer besessen hätte, und all dies Kapital wollte in Grundbesitz untergebracht sein. Zudem wünschte auch der Grosskaufmann, den adeligen Herren möglichst ähnlich zu werden; er fand es daher zwar nicht sehr gewinnbringend, aber würdig und vornehm, wenn er „wie früher oft aus dem Meer in den Hafen, so aus dem Hafen selbst sich auf Äcker und Grundbesitz zurückzog“ oder doch einen Teil

seines Vermögens in Bodenwerten anlegte. Bei dieser ungeheuren, immer steigenden Nachfrage war es ganz unvermeidlich, dass der römische Bauer ausgekauft wurde und sein kleines Gütchen in den sich mehr und mehr ausbreitenden Latifundien aufging.

Nicht sogleich sind diese Wirkungen des Claudischen Gesetzes zutage getreten; denn kaum war es durchgebracht, so begann der hannibalische Krieg, dessen furchtbare Verwüstungen alle Besitzverhältnisse in Italien erschütterten und auch die Kaufkraft der Reichsten zeitweilig lähmten. Und als das fünfzehnjährige Morden und Sengen endlich vorüber war, da gab es in dem schrecklich heimgesuchten Lande wohl herrenlosen Boden genug, um auch dem Bauern für neue Ansiedelungen Platz zu gewähren. Aber wie der Wohlstand sich wieder hob, begann der kleine Grundbesitz zurückzugehen. Denn von den Schätzen, die jetzt aus allen Ländern des Mittelmeeres nach Rom strömten, kam ihm nichts zugute; die Erweiterung des römischen Machtgebietes war für ihn nur ein neuer Grund des Ruins.

Auch in Rom trat, seit es aufgehört hatte, ein Ackerbaustädtchen zu sein, derselbe Gegensatz der ländlichen und der städtischen Interessen hervor, der noch die moderne Politik bewegt. Während der Bauer 342
hohe Kornpreise wünschen musste, schrie der Pöbel der Grossstadt nach billigem Brot, und da er die Volksversammlungen beherrschte, wusste er seine Forderung durchzusetzen. Übrigens erfüllte sie sich auch ohne staatliche Maassregeln ganz von selbst, schon weil ein grosser Teil der Tribute aus Naturalien bestand und ihr Verkauf auf dem römischen Markte die Preise der Bodenprodukte drücken musste. Seit vollends Gajus Gracchus die Getreidespenden eingeführt hatte,

durch welche das Proletariat seine Brotfrucht zuerst unter dem Einkaufspreise, später ganz umsonst zugeteilt erhielt, war das italische Korn in der Hauptstadt kaum mehr abzusetzen. Denn der Staat war nicht in der Lage, die ungeheure finanzielle Last, welche ihm die Ernährung der grossstädtischen Menge aufbürdete, dadurch noch zu steigern, dass er dem teuern Getreide Italiens vor dem wohlfeilen Siciliens, Sardiniens und Afrikas den Vorzug gab.

Der überseeische Kornhandel, der durch die grossen öffentlichen Einkäufe einen mächtigen Aufschwung nahm, kam nicht nur Rom, sondern auch den übrigen Küstenstädten zugute. So blieb für die heimische Produktion nur der binnenländische Markt geöffnet. Denn da Italien südlich des Apennin sogut wie gar keine schiffbaren Flüsse besitzt, musste der Transport ins Innere der Halbinsel kostspielig genug sein, um den naheliegenden Äckern die Konkurrenz mit dem fremden Getreide noch zu ermöglichen. Doch die Städtchen, die dem Bauern den Ertrag seiner Arbeit abnehmen sollten, waren klein und wurden immer kleiner. Denn noch ehe die allgemeine Entvölkerung des Landes begann, übte die Weltstadt in
343 seiner Mitte ihre Anziehungskraft und entzog ihnen den grössten Teil ihrer verzehrenden Elemente. Auch heute erleben wir es, dass die grossen Städte reissend anwachsen, die kleinen stabil bleiben oder gar zurückgehn: um wie viel mehr musste damals der Mittelpunkt der Weltpolitik die Vornehmen, der Ort der Kornverteilungen und Circusspiele die Geringen in seine Mauern locken! Die zurückblieben, waren wohl meistens selbst kleine Ackerwirte, welche die Bestellung oder Beaufsichtigung ihrer Felder an die Scholle band; als Abnehmer kamen sie also kaum

inbetracht. So konnte der Bauer von dem, was sein Gütchen trug, zwar sich selbst und seine Familie satt machen, aber den überschüssigen Teil der Ernte in bares Geld umzusetzen, war die Möglichkeit sehr gering.

Neuerdings ist die Meinung aufgetaucht, im Altertum hätten Kauf und Verkauf nur eine sehr unbedeutende Rolle gespielt; in der Hauptsache habe jeder Haushalt seine Bedürfnisse durch die eigene Produktion befriedigt. Dies ist nicht einmal richtig für jene kolossalen Haushalte der Kaiserzeit, die Tausende von Sklaven und Dutzende von Grundstücken umfassten; denn ganz abgesehn von den Luxuswaren, die sie aus Arabien, Indien und China bezogen, mussten sie die Grundlage ihrer Existenz, die Arbeitskräfte selbst, zum allergrössten Teil durch Kauf erwerben, weil Sklavenzüchtung immer nur in sehr beschränktem Maasse geübt wurde. Vollends für die kleinen Leute in der Stadt wie auf dem Lande, die natürlich die Masse der Bevölkerung bildeten, hat diese Ansicht gar keinen Grund. Dass selbst die glänzendste Ernte, wenn sie die Preise gar zu sehr drückt, für das Landvolk zum Unglück werden kann, haben schon die Römer erfahren, wie folgendes Epi- 344
gramm des Martial bezeugt:

> Zwanzig Asse das Fass, vier Asse bezahlt man den Scheffel:
> Angetrunken und satt, nichts hat der Bauer im Sack.

Denn seine Nahrung kaufte dieser freilich ebensowenig, wie er es heute tut; aber neben den Waffen, deren Besitz seine staatsbürgerliche Pflicht und die immer drohende Gefahr der Räuberbanden von ihm erheischte, musste er die meisten Werkzeuge seiner Arbeit mit Geld bezahlen, und falls er keine Schafheerde besass, was gewiss sehr oft vorkam, auch die Kleidung für sich und seine Hausgenossen. Wenn er

nichts verkaufte, so litt zunächst seine Wirtschaft darunter, weil die abgebrauchten Ackergeräte nicht erneuert werden konnten; sodann musste er selbst in Lumpen gehn oder frieren; hielt ihn endlich noch ein Krieg seinem Grundstück fern und zwang seine Familie zum Schuldenmachen, so war an die Wiedererstattung garnicht zu denken. Falls er nicht einen grossmütigen Gönner fand, der ihm das Geld schenkte, musste schon die kleinste Summe durch die allmählich anwachsenden Zinsen für seine wirtschaftliche Existenz verderblich werden. Und auf dem Lande waren die hilfsbereiten Patrone nicht so dicht gesät, wie in der Stadt. Lauerte doch der reiche Nachbar darauf, den Besitz des Bauern an sich zu bringen, und meinte noch ein übriges zu tun, wenn er bei Bestimmung des Kaufpreises nicht kargte. Diese Aufsaugung des kleinen Grundbesitzes haben die Gesetze der Gracchen und alle die folgenden Ackerverteilungen nur zeitweilig aufgehalten; ihr dauernd einen Riegel vorzuschieben, ist nie gelungen.

Die Vernichtung des italischen Bauernstandes kam zunächst den Provinzen zugute und bildete wohl eins
345 der wirksamsten Mittel für ihre schnelle Romanisierung. Wurde eine Kolonie in die überseeischen Gebiete beschlossen, so ergriff der landlose Bauer mit Begierde die Gelegenheit, wieder zu Grundbesitz zu gelangen. Es fehlte daher bis tief in die Kaiserzeit nie an Meldungen, und überall bildeten sich blühende Städte, die römische Sprache und Sitte in die entferntesten Gegenden trugen. Und neben dieser organisierten Auswanderung ging eine freie her, die kaum minder massenhaft war. Beim Ausbruch des mithradatischen Krieges wurden in Asien 80000 Italiker ermordet, und doch war das Land erst seit vierzig Jahren Provinz und besass noch keine einzige Kolonie. Als Numidien

noch ein selbständiges Königreich war, hatten sich in seiner Hauptstadt schon so viele Italiker angesammelt, dass sie die Verteidigung derselben gegen Jugurtha übernehmen konnten. „Die schon im Beginn der Kaiserzeit vollendete Litinisierung ganzer Provinzen und grösserer Landstriche konnte aber nicht durch eine fluktuierende Bevölkerung von römischen Händlern, Beamten und Soldaten, sie musste durch dauernde Niederlassungen agrarischen Charakters, durch Übersiedelung italischer Bauern bewirkt worden sein, deren Kraft dem italischen Boden damit für immer entzogen war.“ An sich brauchte dies das Mutterland ebensowenig zu schwächen, wie Deutschland dadurch geschwächt worden ist, dass seine Auswanderer alle Weltteile erfüllen. Ein gesunder Körper kann viele Aderlässe vertragen; das Blut in ihm ergänzt sich immer wieder von selbst. Auch hätte die Mehrzahl derjenigen, welche in die Fremde zogen, in Italien nicht die genügenden Subsistenzmittel gefunden, um eine Familie zu gründen und ihren Samen fortzupflanzen; auf die Dauer hätten sie also die Bevölkerung nicht vermehrt, auch wenn sie geblieben wären. Sie 346
schadeten durch ihren Abzug nicht so sehr dem Mutterlande, wie den Provinzen, mochten sie anfangs deren Blüte auch zu heben scheinen. Denn mit der Sprache Roms trugen sie auch dessen wirtschaftliche Gewöhnungen in alle Welt hinaus und bereiteten so für die Folgezeit überall die Entvölkerung vor.

Der Provinziale durfte meistens nur im Gebiete seiner Heimatstadt Grundbesitz erwerben, der römische Bürger überall im ganzen weiten Reich. Auch konnte er sich gegen den Untertanen manchen Übergriff erlauben, weil der Proconsul in jedem Rechtsstreit gern die Partei des Landsmanns ergriff. Da also der

italische Auswanderer im Konkurrenzkampfe weitaus der Überlegene war, fing er bald an, die Bauern der Provinz mit Güte oder Gewalt auszukaufen, wie er oder seine Vorväter in Italien von mächtigeren Nachbarn ausgekauft waren. Und indem er für sich selber sorgte, diente er zugleich den zurückgebliebenen Mitbürgern als Pionier. Denn sobald ein Land sich zu romanisieren begann, zog es die Augen der römischen Spekulanten auf sich und fiel über kurz oder lang der Latifundienwirtschaft anheim.

Doch kehren wir zu den Zuständen Italiens zurück. In der ersten Zeit wird das Schwinden des kleinen Grundbesitzes die Bevölkerungsziffer noch nicht gar zu sehr beeinflusst haben; denn was das flache Land verlor, gewannen die Städte, vor allen Rom selbst. Die Kolonisation entführte einige Tausend; diese aber wuchsen bald wieder nach. Der grössere Teil der Bauern wurden städtische Proletarier; aber dank den billigen Kornpreisen konnten sie auch in Rom ihren Unterhalt finden, und ihre Art war zu tüchtig, als dass sie sich schon in den ersten Gene-
347 rationen ihr Familienleben durch die Korruption der Grossstadt hätten zerstören lassen. Nach den Ackergesetzen des Tiberius Gracchus fanden sich ohne Schwierigkeit 77000 arme Bürger, die bereit waren, das städtische Lungerleben mit der harten Arbeit des Landmannes zu vertauschen, und noch Caesar konnte die Verteilung des campanischen Staatslandes auf Väter von mindestens drei Kindern beschränken, ohne dass es an Meldungen gefehlt hätte. Aber mit der Zeit hörte dies auf. Die Bevölkerung Roms vergass immer mehr ihren bäuerlichen Ursprung, und in demselben Maasse, wie sie sittlich herunterkam, nahm ihre natürliche Vermehrung ab. Und nach einigen Geschlechtern

muss die Möglichkeit aufgehört haben, den Städter durch Ackerverteilungen wieder zum Bauern zu machen, weil er die Lust am Landleben und die tüchtige Arbeitskraft seiner Väter schon verloren hatte.

Wenn die Hauptstadt durch den Zustrom der ausgetriebenen Bauern sich immer mehr erweiterte, so hatte dies anfangs vielleicht nicht einmal eine grosse Abnahme der ländlichen Bevölkerung zur Folge. Denn wie der Römer in jeder Beziehung am Althergebrachten hing, so bewahrte er die intensive Ackerwirtschaft, die der kleine Grundbesitz erzeugt hatte, auch in den neugebildeten Latifundien. Die Menge der Arbeitskräfte, welche die Nutzung des Bodens in Anspruch nahm, wurde daher kaum geringer; nur traten Sklaven an die Stelle der freien Bauern. Doch so gross ihre Kopfzahl auch sein mochte, diese Bevölkerung pflanzte sich nicht fort, sondern wurde nur durch fremde Zufuhr ergänzt. Sobald sie nachliess, musste Verödung die unausbleibende Folge sein.

Zur Zeit der Gracchen schien diese Gefahr noch sehr ferne zu liegen. Denn da das römische Schwert 348
niemals ruhte und jeder Krieg neue Sklaven auf den Markt brachte, blieb die Ware, so sehr auch ihr Preis je nach den Konjunkturen schwankte, doch immer wohlfeil genug. Nicht einmal bedeutende Transportkosten hatte sie zu tragen; denn mitten in Italien oder dicht an seinen Grenzen, im ligurischen Apennin, in den Alpen, in den Gebirgen von Sardinien und Corsica hausten noch wilde Räuberstämme, gegen welche die römischen Magistrate immer wieder Razzias unternahmen, um dann die menschliche Beute oft zu Schleuderpreisen feilzubieten. Und diese ungezähmten Naturkinder waren so wenig auszurotten, wie Unkraut; was man von ihnen wegmähte, wuchs in kürzester

Frist immer wieder nach. Der alte Cato zahlte für einen Sklaven nie mehr als 6000 Sesterzen, das ist kaum der dreifache Jahreslohn eines deutschen Landarbeiters (= 1369 Mk.). Was darüber hinausging, waren Liebhaberpreise, wie man sie nur für aussergewöhnliche Schönheit oder besondere Kunstfertigkeiten erlegte; dagegen gab es billigere Ware in Masse. Wurde doch zeitweilig im Lager des Lucullus der Mann um vier Drachmen, das sind etwa drei und eine halbe Mark, verkauft. Man brauchte also mit Arbeitskräften nicht zu sparen; sie waren so wohlfeil, dass der freie Mann, der doch immer etwas grössere Ansprüche machte, selbst als Tagelöhner nur gelegentliche Beschäftigung fand. Sein Land an Pächter zu vergeben, wäre vollends eine höchst unwirtschaftliche Ausnutzung desselben gewesen; in dieser Zeit scheint es bei Privatleuten nur selten vorgekommen zu sein.

Der Latifundienbesitzer pflegte jedes seiner Güter einem Sklaven anzuvertrauen, der den Titel Vilicus
349 führte und den ganzen Betrieb zu leiten hatte. Diesem war ein Familienleben gestattet oder vielmehr geboten, schon weil eine Frau für die zahlreichen weiblichen Verrichtungen der Wirtschaft unentbehrlich war; im übrigen scheinen im zweiten Jahrh. v. Chr. nur männliche Sklaven auf den Landgütern verwendet zu sein. Dem einzelnen Vilicus gehorchte meist ein Dutzend oder etwas mehr. Wer davon fluchtverdächtig war oder sonst eine schwere Strafe verwirkt hatte, musste gefesselt arbeiten und wurde zur Nacht in ein halb unterirdisches Gefängnis eingeschlossen. Im übrigen pflegte die Behandlung leidlich zu sein, oder richtiger sie hing gänzlich von Charakter und Laune des Vilicus ab, der über seine Mitknechte eine fast absolute Gewalt

ausübte. Denn der Herr verzehrte seine Einkünfte in der fernen Stadt; nur wenn er ein sehr sorgsamer Haushalter war, bereiste er von Zeit zu Zeit seine Güter, um ihren Zustand zu inspizieren und sich von den Verwaltern Rechnung legen zu lassen. Doch auch so fiel es diesen nicht schwer, ungestraft die kleinen Tyrannen zu spielen und mehr in ihre eigene Tasche als in die ihres Herrn zu wirtschaften. Zudem gelangten nicht selten städtische Luxussklaven als Günstlinge ihrer Gebieter zu dieser unabhängigen Stellung. Es war daher keineswegs die Regel, dass der Vilicus von der Landwirtschaft etwas verstand oder auch nur den redlichen Eifer zeigte, die fehlenden Kenntnisse zu erwerben. Wie hätte man auch unter dem verlotterten Gesinde für einen so schwierigen und verantwortungsvollen Posten geeignete Persönlichkeiten in hinreichender Menge finden sollen?

Aus dem Körnerbau eine Rente zu ziehn, hatte man in Italien längst aufgegeben. Man betrieb ihn nebenher, um das Brot für seine Arbeiter nicht kaufen zu müssen, und nur die spärlichen Überschüsse, die sich hin und wieder über den eigenen Bedarf ergaben, wurden auf den Markt gebracht. Soweit nicht die Nähe der Hauptstadt die Erzeugung von Blumen, Gemüse, Eiern und feinen Fleischwaren lohnend machte, lag der Schwerpunkt des Betriebes im Ölbau und namentlich in der Weinkultur. Italien brachte die edelsten Marken hervor, welche die alte Welt kannte, und seine Ausfuhr beherrschte das ganze Gebiet des Mittelmeeres. Dass gegen Ende der Republik der Senat den transalpinischen Provinzen den Wein- und Ölbau untersagte, zeigt wohl am allerdeutlichsten, welche Bedeutung es für die römischen Herren hatte, auf diesem Gebiete keine unbequeme Konkurrenz zu finden. Freilich ist

es zugleich ein Beweis dafür, dass man auch für diesen Zweig der Produktion anfing Befürchtungen zu hegen, und sie waren keineswegs unbegründet.

Die Rebe saugt den Boden in hohem Grade aus, bedarf daher einer sehr reichlichen und oft wiederholten Düngung, wenn ihr Ertrag nicht zurückgehn soll. Solange es weder Guano noch chemische Dungstoffe gab, war daher das notwendige Komplement des Weinbaus eine ausgedehnte Viehzucht, und zwar musste diese mit Stallfütterung betrieben werden, weil bei freier Weide der grösste Teil des Mistes verloren geht. Schon der alte Cato sah daher im gut Füttern das A und das O der Landwirtschaft. Als beste Kapitalanlage betrachtet er zwar den Weinberg, aber die Wiese steht bei ihm schon über dem Kornfelde. Im ersten Jahrhundert vor Christus wird sie sogar dem Weinlande vorgezogen; die Viehzucht begann auch über den edelsten Zweig des Ackerbaus den Sieg davonzutragen. Und zur Zeit Neros zweifelten schon sehr viele, ob es überhaupt lohne, Weinkulturen zu
351 besitzen; nicht nur Wiesen, sondern auch Weideland, ja sogar Forsten hielt man für einträglicher.

Da trat ein tüchtiger Landwirt, Columella, auf und demonstrierte mit Zahlen, dass bei rationeller Handhabung der Weinbau noch immer die vorteilhafteste Art sei, seinen Grundbesitz nutzbar zu machen. Sein gut geschriebenes und viel gelesenes Buch scheint auf die leidende Landwirtschaft, die begierig nach jedem Strohhalm der Hoffnung griff, tiefen Eindruck gemacht zu haben. Überall pflanzte man wieder Reben an, aber die Folgen waren nicht erfreulich. Nach etwa dreissig Jahren hatte man eine solche Überproduktion an Wein, dass Domitian die Anlage neuer Kulturen verbieten musste. Zugleich versuchte er dem

italischen Produkt auswärtigen Absatz zu schaffen, indem er in den Provinzen die Hälfte aller Weinstöcke auszurotten befahl; doch diese grausame Maassregel stiess auf solchen Widerstand, dass der Kaiser sich gezwungen sah, davon abzustehen.

War der Getreidebau in Italien schon früher zugrunde gegangen, so folgte ihm jetzt auch der Weinbau. Diejenigen Lagen, in denen die weltberühmten Edelweine erzeugt wurden, behielten natürlich ihren Wert; im übrigen aber sanken nach dem grossen Weinkrach der domitianischen Zeit die Bodenpreise in ganz erschreckendem Maasse. Um das Jahr 100 n. Chr. konnte der jüngere Plinius ein Gut, das früher fünf Millionen Sesterzen gekostet hatte, für drei kaufen und besann sich noch sehr, ob er dabei nicht zu Schaden käme. Trajan suchte diesen Prozess aufzuhalten, indem er verordnete, jeder, der sich um eins der senatorischen Staatsämter bewerbe, müsse ein Drittel seines Vermögens in italischem Grundbesitz anlegen. Durch die plötzliche Nachfrage, welche dies hervorrief, trat zwar ein augenblickliches Steigen der 352
Preise ein; doch natürlich suchte jeder, der von dem Gesetz nicht betroffen wurde, bei dieser günstigen Gelegenheit seine italischen Güter loszuschlagen und provinziale dafür zu erwerben. So schwoll in kurzem das Angebot noch über das Bedürfnis hinaus, und die Baisse wurde schlimmer als vorher. Um diese Zeit gab es Bauerngüter, die nach offizieller Schätzung nicht mehr als 2100 Sesterzen, das sind 433 Mk., wert waren; nur die grossen Weidetriften behaupteten noch ihren Preis. Mark Aurel erneuerte die Verordnung Trajans in etwas milderer Form, ein Zeichen, dass es wieder nötig geworden war, einem neuen Sinken der Bodenwerte entgegenzutreten, nicht aber, dass dies gelang.

Zum Teil hing dieser Rückgang jedenfalls damit zusammen, dass durch den grösseren Wasserverbrauch, den die gesteigerte Kultur mit sich brachte, der Erde ein grosser Teil ihrer Feuchtigkeit entzogen wurde. Denn das Grundwasser ist nicht in unerschöpflicher Menge vorhanden, und je mehr davon für andere Zwecke verwendet wird, desto weniger kommt der Ackerkrume zu gute. Rom besass nicht weniger als zwölf Wasserleitungen; nur vier davon sind noch im Gebrauch, aber dies arme Drittel genügt, die Stadt auch heute zur wasserreichsten der Welt zu machen. Und die übrigen Gemeinden Italiens und der Provinzen eiferten ihr auch auf diesem Gebiete nach, soweit ihre Kräfte es erlaubten. So wurden die Quellen, die vorher dem Boden Nahrung gegeben hatten, teils in immer sprudelnden Zierbrunnen vergeudet, teils einem weit übertriebenen Badeluxus dienstbar gemacht. Und nach der gleichen Richtung hin wirkte die Abholzung der Wälder, an deren Folgen noch heute alle Länder Südeuropas schwer zu tragen haben. Kommt ein Regen, was im Sommer nicht eben häufig ist, so kann sich das Wasser nicht im dichten Laube sammeln, um dann sparsam und allmählich der Erde mitgeteilt zu werden, sondern in wilden Sturzbächen eilt es dem Meere zu und lässt hinter sich das Land fast ebenso trocken, wie es vorher gewesen war.

Eine zweite Ursache des Niederganges ergab sich aus der Erschöpfung des Bodens, welche durch die grosse Intensität des römischen Ackerbaus nur beschleunigt wurde. Denn je tiefer man pflügt, je sorgsamer man jede Scholle mit der Hacke zerkleinert, desto gründlicher nutzt man zwar die Kraft der Erde aus, desto schneller wird sie aber auch vernutzt. Zwar düngte man reichlich; aber man konnte dem Boden

unmöglich ganz so viele Nährmittel wieder zuführen, wie man ihm entzog, und im Laufe der Jahrhunderte musste sich der Überschuss des Verbrauchs, wenn er auch nur gering war, doch geltend machen. Übrigens meinte man sich auf manchen Gütern auch ohne Dung behelfen zu können, und die Unkenntnis oder Nachlässigkeit vieler Vilici mag in dieser Beziehung Schweres verschuldet haben. Denn wo die Verwaltung ohne persönliche Aufsicht des Herrn nur durch Knechte geführt wird, da darf man nicht erwarten, dass der nötige Fleiss darauf verwendet wird, das Grundstück dauernd in gutem Zustande zu erhalten. Jedenfall war schon seit dem ersten Jahrhundert vor Christus die Meinung weit verbreitet, die Erde sei alt und abgemattet und habe, einer Greisin gleich, ihre Zeugungskraft verloren. Optimisten bekämpften diese trübe Ansicht, doch dass sie Grund hatte, bewiesen die Ernten. Unter Augustus gab es noch in Toscana Äcker, die das zehnte oder gar das fünfzehnte Korn trugen; unter Nero kam selbst das vierte nur selten vor, und Rebensorten, die früher für höchst ertragreich gegolten hatten, brachten so wenig, dass man sie für entartet hielt und von ihrer Zucht abmahnte. Doch diesem Übel liess sich wenigstens zum Teil abhelfen, namentlich da die grössere Ausdehnung der Viehzucht auch die Mittel zu reichlicherer Düngung bot; zudem war es nicht so weit vorgeschritten, dass die Landwirtschaft bei rationeller Leitung und genügendem Kapitalaufwand nicht noch hätte lohnend sein können, wenn nicht auch die Arbeitskräfte versagt hätten. 353

Als im ersten Jahrhundert v. Chr. der Weinbau anfing unrentabel zu werden, fand man die Ursache darin, dass er trotz seiner hohen Erträge doch zu

teuer sei; nicht etwa weil die Stecklinge zu viel kosteten — dieser Grund kam ja nur bei neuen Anpflanzungen inbetracht —, sondern weil diese Kultur zuviel Sorgfalt und Arbeit erforderte und die Menschen rar geworden waren. Auch nach der Zeit der Gracchen hatte es an Kriegen nicht gefehlt, aber die meisten waren Bürgerkriege gewesen, in denen man die Gefangenen nicht auf den Markt bringen konnte, einige auch Sklavenkriege, die das lebende Inventar der Güter zu Hunderttausenden vernichteten. Während daher bei Cato vom Preise der Arbeit noch gar nicht die Rede ist, spielt er in den Berechnungen des Varro
354 und des Columella schon eine sehr erhebliche Rolle. Schon begann man auf den Landstrassen den Wanderern aufzulauern, um sie in die Sklavenzwinger zu schleppen und dann gefesselt zum Ackerbau zu verwenden. Die illyrischen Feldzüge des Augustus halfen der Not zeitweilig ab. Als die erbeuteten Schätze der Cleopatra nach Rom gebracht wurden und die Masse des so gewonnenen Goldes den Zinsfuss herabdrückte, fanden es viele Kapitalisten sogar lukrativ, in Gütern zu spekulieren, und der Preis des Grundbesitzes ging bedeutend in die Höhe. Auch die germanischen Kämpfe des Drusus, die Unterwerfung der Alpenvölker und der unabhängigen Stämme Spaniens müssen neue Ströme von Sklaven nach Italien geleitet haben; doch als diese Hochflut sich verlaufen hatte, trat der Rückschlag ein.

Augustus hatte die kleinen Räuberstämme, die sich innerhalb der Reichsgrenzen noch in ihrer Freiheit behauptet hatten, zum grösseren Teil ausgerottet oder zu friedlichen Untertanen gemacht; namentlich in der Nachbarschaft Italiens war kein unabhängiges Volk mehr zurückgeblieben, gegen das jene Menschen-

jagden, wie sie zur Zeit Catos in den Gebieten der Ligurer, Sarden und Raeter immer wieder geübt wurden, noch erlaubt gewesen wären. Damit war die stete Gefahr der Plünderung von der Halbinsel abgewandt, zugleich aber auch die ergiebigste Quelle für den Bezug ihrer Landarbeiter verstopft. Luxussklaven aus dem griechisch-semitischen Osten besass man zwar noch in ungezählten Massen. Denn hier war die Sitte weit verbreitet, sich selbst oder seine Kinder in die Sklaverei zu verkaufen, die ein sorgenloseres und meist auch bequemeres Leben gewährte, als die Freiheit mit ihrem harten Ringen um das tägliche Brot. Gewiss hat dies viel zur Entvölkerung der Provinzen beigetragen, ohne doch den Ackerbau in Italien zu heben. Denn für diesen waren die schwächlichen Orientalen nicht sehr brauchbar, meist auch wohl zu teuer, um ihre geringen Kräfte in so grober Arbeit aufzuzehren. Als daher die Knechte, welche die Kriege des Augustus nach Italien geliefert hatten, gealtert oder weggestorben waren, begann 355 jenes Sinken des Bodenwertes, dessen spätere Phasen wir schon oben besprochen haben. Das erste Zeugnis, welches wir darüber besitzen, stammt aus dem Jahre 33 n. Chr. Damals beschloss der Senat, dass, wer in Rom von seinen Zinsen lebte, zwei Drittel seines Kapitals in italischem Grundbesitz anlegen müsse, offenbar um die Preise desselben wieder etwas zu heben.

Noch ein zweites Mittel, der Landwirtschaft wieder aufzuhelfen, ist beachtenswert. Bis auf die Zeit des Augustus herab erwarb man Ackerknechte fast nur durch Kauf. Einzelnen Bevorzugten unter ihnen, wie den Aufsehern, namentlich dem Vilicus, und den Hirten, gestattete man zwar Sklavenehen und betrachtete ihre Kinder als einen recht erwünschten Zu-

wachs des Vermögens; aber nicht um der Kinder willen wurden diese Verbindungen gestiftet, sondern teils um auf die Männer moralisch einzuwirken, teils um auch weiblicher Hilfskräfte bei den Herden und auf den Gütern nicht ganz zu entbehren. In der Regel war es eben billiger, erwachsene Sklaven auf dem Markte zu erstehen, als sie von klein auf grosszuziehn. Dagegen beginnt in der ersten Kaiserzeit die zweckbewusste Menschenzucht. Wie der Staat für seine Bürgerinnen, so setzt der Herr für seine Mägde Prämien aus, wenn sie drei oder gar vier Sprösslinge zur Welt bringen. Wie man sieht, waren die Anforderungen nicht eben gross; die Kinderscheu der vornehmen Frauen scheint auch in diese Kreise hinabgedrungen zu sein. Ausserdem mussten diese Züchtungsversuche schon deshalb wenig Erfolg haben, weil die Zahl der Weiber unter der Sklavenschaft gar zu gering war.

Die Abnahme der Sklaven musste der freien Arbeit zugute kommen. Zwar die Beschäftigung von 356 Tagelöhnern scheint nicht sehr zugenommen zu haben, und wenn sie es tat, so gereichte dies Italien kaum zum Segen. Nichts ist bezeichnender für die naive Gewissenlosigkeit der Römer, als der Rat Varros, in ungesunden Gegenden lieber freie Leute zu verwenden als Sklaven, damit das Vermögen des Herrn nicht durch deren Hinsterben gefährdet werde. Gewiss ist diese vernünftige Maxime von vielen befolgt worden und hat zum Herabgehn der Bevölkerungsziffer das Ihre beigetragen. Doch in der Kaiserzeit waren auch Lohnarbeiter auf dem Lande kaum noch zu haben; dafür zeigten sich die Keime eines neuen Bauernstandes, die zwar immer kränkelten und nie zur vollen Entwicklung gelangten, aber doch einer In-

stitution von höchster geschichtlicher Bedeutung den Boden bereiteten.

Die Ausnutzung privater Grundstücke durch Kleinpächter wird in Italien zuerst gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. erwähnt. Nachdem durch den Aufstand des Spartacus viele Tausende italischer Sklaven gefallen oder hingerichtet waren, wird sie rasch an Ausdehnung zugenommen haben. Doch die Million gefangener Gallier, welche die Kriege Caesars auf den Markt brachten, gebot dieser Bewegung Einhalt. Als Varro schrieb (37 v. Chr.), scheint die Privatpacht wieder zur seltenen Ausnahme geworden zu sein, und selbst noch unter Nero meinte ein tüchtiger Landwirt, der sein Gesinde gut im Zuge zu halten verstand, dass die Bewirtschaftung durch den Vilicus viel lukrativer sei, und riet nur auf solchen Äckern, deren weite Entfernung die Aufsicht zu sehr erschwere, namentlich aber in ungesunden Lagen und auf sehr schlechtem Boden die Kleinpacht zuzulassen. Als Ursache führte 357
er an, dass der Pächter das Land ruiniere, vor allem die kostbareren Anlagen, wie Baumpflanzungen und Weinkulturen, leicht zugrunde richte. Er suchte eben aus dem Boden herauszuwirtschaften, soviel er ohne Verletzung seines Kontraktes irgend konnte; eine Rücksicht auf die Zukunft kannte er nicht, da sein Schicksal in keiner Weise an das seines Ackers geknüpft war. Wenn jemand mehr als zwanzig Jahre dasselbe Grundstück in Pacht gehabt hatte, so war dies eine so rühmliche Ausnahme, dass er sich veranlasst sah, sie auf seinem Grabstein zu verewigen. Dass der Sohn in den Vertrag des Vaters eintrat und sich so eine Art von Erbverhältnis zum Boden ausbildete, kam zwar vor, doch solche Pächter zu besitzen, betrachtete der Grundherr als ein seltenes Glück. Wie

es scheint, wechselte diese Landbevölkerung in der Regel schnell den Ort und gab dem Eigentümer des Gutes keine Gewähr für die Stetigkeit von dessen Bebauung. Zudem waren es fast alles blutarme Teufel, denen man nicht nur den Acker, sondern oft auch das Inventar dazu herleihen musste. Da der ausgesogene Boden wenig mehr trug und der Absatz seiner Produkte schwierig war, gerieten sie meist in Schulden, bettelten jeden Augenblick um Nachlass der Pachtsumme und zwangen den Grundbesitzer, gegen sie mit Pfändung vorzugehn. Weil namentlich die Beschaffung von baren Mitteln ihnen die grössten Schwierigkeiten bereitete, ersetzte mancher Gutsherr die Geldpacht durch die Forderung einer bestimmten Fruchtquote; doch erheischte dies die strengste Beaufsichtigung der Ernteerträge und nahm so wieder neue Arbeitskräfte in Anspruch. Trotz aller dieser Nachteile entwickelte sich im Laufe des ersten Jahrhunderts n. Chr. die Kleinpacht zur beherrschenden Form der Bodennutzung in Italien und breitete sich dann schnell auch über die Provinzen aus. Ein Mann von dem Wissen und der Erfahrung Columellas konnte vielleicht noch ohne dies Hilfsmittel seinen Gütern eine Rente entlocken; die Grundbesitzer gewöhnlichen Schlages meinten, dass sie bei den herrschenden Sklavenpreisen nicht mehr selber wirtschaften könnten, und waren froh, wenn sie überhaupt nur einen Ertrag, mochte er auch noch so klein sein, durch die fleissigen Hände der Kolonen aus ihrem Lande bezogen.

Schon in den Zeiten der Republik klagte man über den Villenluxus der römischen Grossen, der ungeheure Strecken fruchtbaren Bodens dem Ackerbau entzöge, und freilich war er arg genug. Im vierten Jahrhundert besass ein einziger Senator drei Villen in

der nächsten Umgebung Roms, sieben im übrigen Latium, fünf am Meerbusen von Neapel, und wahrscheinlich noch einige andere, von denen wir zufällig keine Kunde haben. Alle diese Grundstücke dienten ausschliesslich dem Vergnügen; sie frassen viel Geld und trugen nicht einen Heller. Ohne Zweifel war dies unsinnige Verschwendung; aber wenn man bedenkt, wie wenig Acker und Weinland einbrachten, wird man es wohl begreiflich finden, dass die vornehmen Herren der Scherereien, die ihnen das Eintreiben der ewigen Pachtrückstände bereitete, endlich überdrüssig wurden und auf einen so zweifelhaften Gewinn freiwillig ein für alle Mal verzichteten. Reich genug waren sie ja, um einige Millionen auf leeren Prunk verwenden zu können. Allerdings war fast ihr ganzes Vermögen in Grundbesitz angelegt; ein beträchtlicher Teil desselben musste also dem Erwerb dienen; doch war dies meistens Provinzialboden. In Italien kam man noch am besten auf seine Kosten, 359
wenn man die Äcker unbebaut liess und zur Viehweide machte; denn in diesem Falle war wenigstens der Aufwand an Arbeitskräften nicht mehr gross.

So breitete sich die Weidewirtschaft über den grössten Teil der Halbinsel aus und hätte vielleicht den Ackerbau ganz verdrängt, wenn nicht der Preis ihrer Erzeugnisse durch diese Überproduktion gleichfalls gesunken und der des Kornes entsprechend gestiegen wäre. Am Ende des ersten Jahrhunderts kostete in Italien das Hektoliter Weizen selten mehr als 7 Mk.; dagegen normierte Diocletian in seinem Maximaltarif der Preis desselben auf 10,40 Mk., und der Durchschnittspreis des vierten Jahrhunderts scheint ungefähr 11 Mk. betragen zu haben, das ist ebensoviel, wie der Durchschnitt der Jahre 1883—93 auf dem

Londoner Markt ergab. Der diocletianische Preis des Schweinefleisches ist hingegen nur 66 Pfennig für das Kilogramm, des Rindfleisches gar nur 44 Pfennig, obgleich der Fleischkonsum damals gegen die früheren Jahrhunderte bedeutend gestiegen war. Dies gebot der Viehzucht Einhalt und liess die Kleinpacht nicht zugrunde gehn.

Italien ist das einzige Land der antiken Welt, über dessen agrarische Zustände wir reichere Nachrichten besitzen; doch scheint in den Provinzen die Entwicklung ähnlich gewesen zu sein, nur dass sie je nach den lokalen Verhältnissen hier einen schnelleren, dort einen langsameren Verlauf nahm. Eine Ausnahme machte nur Ägypten. Hier konnte eine Erschöpfung des Bodens niemals eintreten, weil die Überschwemmungen des Nil dem Lande jährlich eine überreiche Fülle von Dungstoffen zuführten. Da in den ersten zwei Jahrhunderten der Kaiserzeit jedem Senator untersagt war, die Provinz ohne besondere Erlaubnis zu betreten, fühlten die römischen Grossen
360 sich auch selten veranlasst, hier Grundbesitz zu erwerben, was die Bildung gar zu zahlreicher Latifundien verhinderte. Überdies mochte wohl auch die hohe Naturalsteuer von 20 Prozent des Bodenertrages fremde Käufer abschrecken, obgleich sie bei der üppigen Fruchtbarkeit des Landes von den Bauern nicht zu schwer empfunden wurde. Auch bewahrte sich hier das Volk durch die starke jüdische Beimischung, die es schon seit der Ptolemäerzeit erfahren hatte, einen grossen Teil seiner alten Frische. Freilich blieb trotzdem seine Kopfzahl stationär, aber sie ging doch wenigstens nicht zurück.

Dagegen stand es in Griechenland noch schlimmer, als in Italien. Dort gab es, wie wir schon oben ge-

zeigt haben, zur Zeit Trajans Grossgrundbesitzer, die bereit waren, ihr Land umsonst herzuleihen, nur damit sie die Freude hätten, bebauten Acker statt der traurigen Einöde um sich zu sehn.

Auch über die andern Provinzen wird schon im ersten Jahrhundert nach Christus ganz allgemein das Urteil gefällt, sie würden durch die Latifundien zugrunde gerichtet, und nach Lage der Dinge lässt sich kaum etwas anderes erwarten. Denn da es anfangs gesetzlich, später üblich war, dass die Senatoren ihr Vermögen in Grundbesitz anlegten, so muss, als die Entwertung des italischen Bodens begann, die Güterspekulation sich notwendig auf die Provinzen geworfen haben. Und dem demütigen Untertanen stand der römische Herr noch mit ganz andern Machtmitteln gegenüber als dem italischen Bauern, den doch immer der Schutz des römischen Bürgerrechtes deckte; die Auskaufung oder Austreibung der kleinen Grundbesitzer musste also hier noch viel schneller und gewaltsamer von Statten gehn. Zu Anfang der Kaiserzeit besassen sechs Römer das halbe Areal der Provinz Afrika, und in den übrigen Reichsgebieten wird es 361
nicht viel anders gewesen sein. Zudem mussten sich die Hauptfaktoren, die später auf den Verfall der italischen Landwirtschaft hinwirkten, der Sklavenmangel und die Erschöpfung des Bodens, mehr oder weniger überall geltend machen. Nicht nur für Italien sondern auch für alle Provinzen verfügte im Jahre 193 Kaiser Pertinax, dass wüstliegendes Land, ob es Privaten oder dem Fiskus gehöre, von jedem Beliebigen okkupiert werden dürfe und, falls er es bebaue, in sein volles Eigentum übergehn, ja sogar zehn Jahre lang steuerfrei bleiben solle. Wenn ein solches Gesetz nötig schien, so kann man sich denken, wie

wertlos im ganzen weiten Reichsgebiet der Boden geworden war.

Im Einzelnen lässt sich dies nicht genauer verfolgen; doch wissen wir, dass auf der Grenzscheide des dritten und vierten Jahrhunderts im ganzen Orient das Korn sehr hoch und das Fleisch sehr niedrig bezahlt wurde, ein sicheres Zeichen dafür, dass auch hier die Weidewirtschaft eine übergrosse Ausdehnung gewonnen hatte. Selbst in dem fruchtbaren Afrika musste schon Hadrian darüber Bestimmungen treffen, wie diejenigen Teile der kaiserlichen Domäne, welche seit zehn Jahren oder mehr brach gelegen hatten, künftig zu verwerten seien. Die Kleinpacht war auch hier aufgekommen, doch liess die grosse Üppigkeit der Ackerkrume und der gesicherte Absatz, den die Kornausfuhr nach Italien bot, auch die Sklavenwirtschaft noch immer lohnend erscheinen. Aber da es seit dem Ende des ersten Jahrhunderts üblich wurde, neben dem Zins die Leistung einer bestimmten Anzahl von Frohntagen in die Pachtbedingungen aufzunehmen, muss auch in dieser Provinz der Arbeitermangel sich fühl-
362 bar gemacht haben. Für ein Gut, das zwar nicht sehr gross, aber doch keine Bauernhufe, sondern ein herrschaftlicher Besitz war, zahlte man unter Antoninus Pius nur 60000 Sesterzen, das sind etwa 10000 Mk. Die Bodenpreise waren also auch hier sehr niedrig geworden.

Der Latifundienbesitz fand ein seltsames Korrektiv in der Tyrannei der Kaiser. Jene Sechs, die das halbe Afrika ihr eigen nannten, wurden allesamt von Nero umgebracht und ihr Vermögen eingezogen, ein Beispiel, das ohne Zweifel typisch ist. Auf diese Weise kehrte sich die Bewegung um, die einst zu den Gesetzen des Tiberius Gracchus geführt hatte. War damals fast das ganze Staatsland von Privaten okkupiert worden,

so verwandelte sich jetzt ein ansehnlicher Teil des grössten und einträglichsten Privatbesitzes in kaiserliche Domäne. Zwar wurde viel davon an Günstlinge und Freigelassene verschleudert; doch blieb noch immer genug übrig, um eine innere Kolonisation in viel grösserem Stil, als sie einst die Gracchen durchgeführt hatten, möglich zu machen. Hätte man jene ungeheuren Gebiete in kleine Parzellen zerschlagen und Erbpächter darauf gesetzt, so wäre eine Bauernschaft entstanden, wie sie freier und blühender auch die besten Zeiten der Republik nicht gesehn hatten. Von keinem privaten Gutsherrn wäre der Kolone abhängig gewesen, und sein Pachtzins, an den Kaiser selbst gezahlt, hätte sich von einer Staatssteuer kaum unterschieden. Bei dem niedrigen Stande der Grundrente konnte diese sehr mässig sein und doch den öffentlichen Kassen noch grössere Erträge bringen, als sie vorher aus den menschenleeren Domänen bezogen hatten. Diesen Weg, der modernen Augen so hoffnungsreich erscheint, hat man damals nicht beschritten. In Afrika wurde der kaiserliche Grundbesitz durch Gross- 363
pächter ausgenutzt, die zwar ihrerseits einzelne Teile desselben an kleine Afterpächter vergaben, aber die Hauptmasse durch Sklaven bewirtschaften liessen. Ähnlich wird es in den übrigen Reichsgebieten gewesen sein, soweit sie überhaupt noch eine Nutzung der Domänen gestatteten, was keineswegs überall der Fall war. Als man in Euboea einen grossen Güterkomplex konfiszierte, wurde nach der Erzählung des Dio von Prusa, die, wenn nicht wahr, so doch sicher im Geiste der Zeit erfunden ist, das Vieh verkauft und das Land als Wüste liegen gelassen.

Es ist ganz undenkbar, dass von den wohlwollenden und einsichtigen Kaisern, die von Vespasian

bis auf Mark Aurel regierten, kein einziger die Wichtigkeit eines blühenden Bauernstandes erkannt habe, umsomehr als dieser Gegenstand in der historischen Literatur der Alten kaum sehr viel weniger besprochen war, als in den Büchern und Broschüren unserer Tage. Dass Nerva eine beträchtliche Summe für die Schöpfung neuer Bauernhufen in Italien hergab, haben wir schon gesehn. Wenn seine Nachfolger diesem Beispiel nicht folgten, noch weniger das gleiche Bestreben auch auf die Provinzen ausdehnten, so lag das gewiss nicht daran, dass sie die Absichten des alten Kaisers nicht verstanden und würdigten, sondern nur an dem gründlichen Misslingen seiner Pläne. Die früheren Jahrhunderte hatten den Ackersmann in die Städte getrieben; doch seit diese des frischen Zustroms vom Laude entbehren mussten, waren sie selbst verödet. Nur in den grossen Verkehrscentren, wie Rom und Karthago, Alexandria und Antiochia, häuften sich noch die Menschenmassen, aber auch hier machte sich eine
364 Abnahme bemerkbar; und selbst wenn dies nicht gewesen wäre, so war dies verlotterte Stadtvolk doch für die harte Landarbeit nicht zu gebrauchen.

Aber seit dem Entstehen der Kleinpacht gab es ja wieder eine freie ländliche Bevölkerung: konnte ihre natürliche Vermehrung jetzt, wo unbebauter Acker im Überflusse vorhanden war, nicht allmählich die leeren Strecken wieder füllen? Freilich war er durch die intensive Nutzung der früheren Zeiten etwas ausgesogen, doch jahrzehntelanges Brachliegen verbunden mit dem Dünger, den das weidende Vieh darüber verstreut hatte, musste ihn längst wieder fruchtbar gemacht haben. Ernährten doch Italien und andere Gebiete der antiken Welt das ganze Mittelalter hindurch eine zahlreiche Bevölkerung, ohne dass ihr

Boden durch künstliche Düngemittel aufgefrischt wurde: warum hätten sie dies nicht auch in den letzten Jahrhunderten des Altertums tun können? Dem neuen Emporblühen einer Bauernschaft stand also kein Hindernis mehr im Wege; wenn es trotzdem unterblieb, so lag dies weder am Lande noch an den politischen Zuständen, sondern nur an der Entartung der ganzen Rasse.

Gesunde Nationen vermehren sich, falls ihnen der Raum dazu geboten ist, schnell ins Ungemessene; wenn aber bei einem Volke die Empfindung seines Niederganges lebendig wird, so regt sich bald in ihm ein wunderbarer Trieb der Selbstvernichtung, der wissenschaftlich noch nicht erklärt, aber sehr häufig beobachtet ist. „Die unglücklichen Urbewohner der Antillen töteten sich auf Verabredung gemeindeweise teils durch Gift, teils durch den Strick. Ein Missionär in Oaxaca vertraute dem spanischen Historiker Zurita, dass sich Horden der Chontalen und Mijes verabredet hätten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen 365
oder die ungeborene Leibesfrucht durch Gifte zu entfernen. Darin liegt auch die wahre Ursache des Aussterbens so vieler bunter Menschenrassen, dass kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt. Es ist die Abnahme der Geburten auf den Sandwich-Inseln und auf Tahiti, welche das Abschiednehmen von Völkerstämmen befördert. Auf jenen wurden bei der ersten Volkszählung im Jahre 1832 130315 Köpfe ermittelt, die 1853 auf 73138 und 1872 auf 49044 gesunken waren;“ 1884 zählte man nur noch 40000 Eingeborne und 4200 Mischlinge, 1890 nur 35000 und 6200. Bei der letzten Zählung konnte man auf jede Mutter durchschnittlich höchstens 1,5 Kinder rechnen; Ehen mit mehr als zwei Kindern sind also äusserst selten.

„Auf Taio-Hae, einer Insel der Mandanagruppe, verminderten sich im Laufe von drei Jahren die Einwohner von 400 auf 250 Köpfe, während in dieser Zeit nur drei bis vier Geburten vorkamen.“ In dreizehn Gemeinden der Palauinseln kamen im Jahre 1882/3 auf 58 Todesfälle nur 7 Geburten.

Dies sind bei nackten Wilden ganz dieselben Erscheinungen, nur noch in hochgesteigertem Maasse, wie man sie der Überkultur des sinkenden Altertums Schuld zu geben pflegt. Denn auch jener eigentümliche Drang zum Selbstmorde ist ihm nicht fremd. Die älteren Zeiten hatten ihn noch mit jenem echt menschlichen Grauen betrachtet, das jedes Widernatürliche in gesunden Seelen hervorzurufen pflegt; sie hatten daher die frevelhafte Hand, die sich gegen den eigenen Leib gewendet hatte, abgehauen und gesondert begraben oder auch dem Leichnam die Weihe der Bestattung ganz versagt. Später dagegen galt diese Todesart trotz des Widerspruchs mancher Philosophen den Meisten als die würdigste, und wenn nicht mehr Menschen sie ergriffen, so lag das nur an der Feigheit, die in dem Charakterbilde dieses gesunkenen Volkes als der Grundzug erscheint. Denn gerade in seinem kräftigsten Teile, dem Heere, kam jener Trieb der Selbstvernichtung am häufigsten zum Ausbruch. Blos um eine Botschaft, der man nicht Glauben schenkte, wirksam zu bekräftigen, stiess sich ein Soldat vor den Augen des Herrschers sein Schwert in die
366 Brust, und als der Kaiser Otho durch die eigene Hand gefallen war, wurde es unter seinen Truppen beinahe zum Sport, dies Beispiel nachzuäffen. Und die Begeisterung, mit der so viele Christen sich zum Martyrium drängten, hatte ihren letzten Grund wohl gleichfalls in jenem allverbreiteten Lebensüberdruss. Wenn

ihre Prediger anfeuernd und drohend verkündeten, der Untergang der sündigen Welt sei nahe herangekommen, so gaben sie damit nur einer Empfindung Ausdruck, die hier als frohe Hoffnung, dort als dumpfes Bangen in den meisten Zeitgenossen lebendig war.

Auch die allgemeine Abneigung gegen das Kinderzeugen ging nicht nur aus Unsittlichkeit hervor. Vielmehr waren es gerade die sittlichsten Männer der Kaiserzeit, die heidnischen Sektenstifter und die christlichen Lehrer, welche dem Vernichtungsdrange seine Parole gaben, indem sie den Umgang der Geschlechter überhaupt für sündig erklärten. Ging man doch endlich soweit, selbst die Ehe nur entschuldbar zu finden und es als die höchste Tugend zu preisen, wenn Gatten mit einander wie Geschwister lebten. Dadurch fand der Trieb, der unverstanden im Volke waltete, auch seine theoretische Rechtfertigung, und gerade diejenigen, welche die geistige Kraft besassen, ihre Überzeugungen in Taten umzusetzen, wurden dem Familienleben entfremdet.

Das moralische Erschlaffen der antiken Völker war der Grund für das Herabgehen ihrer Kopfzahl gewesen, aber wie fast immer in der Geschichte, trat auch hierbei eine Wechselwirkung ein. Denn nichts regt die Geistes- und Seelenkräfte einer Nation stärker an, als die Forderungen, die ein schnelles Anwachsen der Bevölkerung stellt; nichts ist daher auch geeigneter, sie erschlaffen zu machen, als das Versagen dieses Spornes.

Es gibt kein Tier, das so wenig Nachkommen erzeugte, wie der Mensch, ja bei den meisten Arten steigt diese Überlegenheit bis ins Vieltausendfache. Trotzdem vermag keine davon sich stetig zu vermehren; wächst in einem Jahre die Menge der Heu-

schrecken oder der Mäuse über das Gewöhnliche hinaus, so ist nur eine desto grössere Sterblichkeit die Folge; im Grossen und Ganzen scheint die Kopfzahl jeder Art ziemlich unverändert zu bleiben, auch würde ein erhebliches Steigen schon durch die Unmöglichkeit der Ernährung ausgeschlossen sein. Wenn der Mensch das einzige Geschöpf ist, dessen Vermehrung trotz seines spärlichen Nachwuchses fast ununterbrochen vorwärts schreitet, so hat er das nur seiner Erfindsamkeit zu danken, die ihn immer neue Nahrungsquellen entdecken lässt, während das Tier auf die natürlich gegebenen angewiesen bleibt. Daraus folgt aber auch, dass ein Volk, das sein Gebiet nicht ins Ungemessene ausdehnen kann, nur dann seine Kopfzahl zu steigern vermag, wenn es zugleich seine Erfindsamkeit steigert, d. h. wenn es in der Kultur fortschreitet. Der Jäger wird zum Nomaden, weil die Viehzucht auf dem gleichen Flächenraum hundertmal mehr Menschen zu ernähren vermag als die Jagd; und in derselben Art wird der Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau und endlich zur Industrie durch den Drang der Übervölkerung erzwungen. Und wenn wir heute durch immer neue Maschinen, immer neue Dungstoffe den Ertrag des Bodens heben, wenn Tausende darauf sinnen, immer billigere Ersatzmittel für Butter, Milch, Fleisch und alle andern Lebensbedürfnisse zu erfinden, so spricht sich auch darin das Ringen der Menschheit mit der beschränkten Bodenfläche aus, der sie den Unterhalt für eine immer wachsende Zahl abzwingen muss. Auch dies ist eine Form des Kampfes ums Dasein, der alle Kräfte steigert und die Völker, welche sich in ihm behaupten, zu immer stolzeren Höhen der Kultur erhebt.

Auch die Alten haben den Segen dieses Kampfes eine Zeitlang kennen gelernt; durch ihn sind die Phönicier zum Handel, die Griechen zu Industrie und Kunst, die Römer zu ihrem intensiven Landbau erzogen worden. Aber mit der Übervölkerung der alten Zeiten hörte auch die Notwendigkeit auf, nach immer neuen Mitteln des Unterhalts zu suchen. Das vorhandene Land genügte dem stetig abnehmenden Bedürfnis, auch ohne dass man sich mit Verbesserungen und Erfindungen zu mühen brauchte, ja teilweise konnte man sogar von der höheren Form der Bodennutzung zu der niedrigeren zurückkehren und an die Stelle des Ackerbaus die Weidewirtschaft setzen. Die geistige Trägheit, welche diesem herabgekommenen Geschlecht angeerbt war, durfte sich ohne Scheu breitmachen, weil der Sporn der Landnot, der sie mit wohltätigem Zwang hätte aufrütteln können, Jahrhunderte lang versagte.

So wankte das römische Reich seinem Untergang entgegen. Während die Germanen längst in ihren Grenzen keinen Raum mehr fanden und der einzelne Stamm sich nur dadurch die Möglichkeit der Vermehrung erhielt, dass er seine Nachbarstämme immer wieder ausrottete, war den Völkern der antiken Kultur ihr Land viel zu weit geworden. Die notwendige Ausgleichung dieser Gegensätze, welche endlich durch die Völkerwanderung herbeigeführt wurde, drohte schon 367 im zweiten Jahrhundert; doch noch gelang es einem edlen Kaiser, den Andrang der zeugungskräftigen Nachbarn aufzuhalten und zugleich seinem ermatteten Volke so viel von ihrem gesunden Blute einzuimpfen, dass es zeitweilig zu neuem Leben erwachte.

Sechstes Kapitel.

Die Barbaren im Reich.

368 Während im Römerreiche der Ackerbau verfiel und weite Triften, nur von spärlichen Hirten belebt, an die Stelle der Kornfelder und Weinberge traten, war im Westen Germaniens ein Stück Ödland nach dem andern gerodet und bestellt worden. Zwar hatte noch das Mittelalter Jahrhunderte lang zu tun, um die Sümpfe und steinigen Bergtäler, die einer früheren, minder entwickelten Landwirtschaft noch nicht anbaufähig erschienen waren, der Kultur zu gewinnen; doch soweit der Boden den primitiven Werkzeugen der Deutschen nicht gar zu harten Widerstand entgegensetzte, war soviel davon, wie man der Viehweide irgend entziehen konnte, unter den Pflug genommen. Caesar hatte sein Vordringen gegen die Sueben dadurch gehemmt gesehn, dass er in dem wenig bebauten Lande nicht das nötige Korn für sein Heer finden konnte; im vierten Jahrhundert bot das Feindesland den Römern, wenn sie den Rhein oder die Donau überschritten, Nahrungsmittel im Überfluss. Noch in den Tagen des Augustus hatte die einzige Steuer, welche die Dürftigkeit ihrer Kultur den unterworfenen Friesen aufzulegen gestattete, in Ochsenhäuten bestanden; als Commodus den Marcomannen Frieden gewährte,

konnte er von ihnen als Tribut schon jährliche Korn- 369
lieferungen erheben. Dann dauerte es nicht mehr lange, und die ärmlichen Hütten der Germanen verwandelten sich hier und da schon in stattliche Häuser, die nach römischem Muster erbaut und ausgestattet waren.

Auch dies bildungsfähigste aller Völker hatte den erstaunlichen Fortschritt, den es in so kurzer Zeit gemacht hatte, wohl nicht am wenigsten dem Einfluss der Sklaverei zu danken. Denn von den ritterlichen Gewohnheiten der freien Deutschen hat sich die Bärenhaut gewiss am schwersten verdrängen lassen. Als die Römer ihr Gebiet einengten und die wachsende Bevölkerung immer grösserer Arbeitsleistungen bedurfte, um sich auf dem beschränkten Raume zu ernähren, da war die nächste Folge, dass man bei den Raubzügen und Nachbarfehden, die natürlich auch jetzt nicht aufhörten, weniger mordete und mehr darauf bedacht war, Sklaven zu machen. Während bei den frühesten Einfällen der Germanen zwar das Vieh begierig weggetrieben wurde, doch von Menschenjagden wenig die Rede ist, hatten unter Mark Aurel allein die Quaden 50000 Gefangene aus dem Reiche fortgeschleppt und entschlossen sich nur sehr schwer, diejenigen von ihnen wieder auszuliefern, welche für die Arbeit brauchbar waren. Zu persönlichen Diensten benutzte man sie wohl nur in sehr geringem Umfange; ihre Hauptaufgabe war der Feldbau, und zwar betrieben sie diesen, wie schon oben dargelegt ist, in der Form, dass sie selbständig wirtschafteten und ihren Herren eine Fruchtquote zahlten. Hierdurch wurden die Freilassungen sehr begünstigt; denn schon in früher Zeit bildete sich bei den Westgermanen eine Form derselben aus, die den gutmütigen Deutschen

gestattete, ihren Knechten eine Wohltat zu erweisen, und sie doch des wesentlichsten Nutzens, den sie aus ihnen zogen, nicht beraubte.

Machte der Herr seinen Sklaven zum Liten oder, wie es andere Stämme nannten, zum Aldio, so verlieh er ihm damit alle wesentlichen Rechte des freien Mannes. Er durfte mit Erlaubnis des Patrons eine giltige Ehe schliessen, deren Sprösslinge dem Stande des Vaters folgten. Schädigte ihn ein Dritter, so konnte er den Fehdegang beschreiten; wurde er erschlagen, so übte seine Familie Blutrache oder liess sie sich durch ein Wergeld abkaufen. Er konnte Vermögen erwerben und Verträge schliessen, selbst mit seinem früheren Herrn. Doch blieb er an die Scholle gefesselt und musste den Ackerzins nach wie vor entrichten, bis er sich die Vollfreiheit aus seinen Ersparnissen erkaufte oder sie durch die Gnade seines Patrons geschenkt erhielt. In diesem Falle wurde ihm auch die Freizügigkeit zuteil und alle übrigen Rechte, soweit sie nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Sippe bedingt waren.

Da das Institut der Liten zu dem Zwecke geschaffen war, damit die Freilassungen den Landbau nicht seiner Arbeitskräfte beraubten, hat es bei den Ostgermanen niemals Eingang gefunden. Ihnen bot sich eben in den Steppen Südrusslands noch hinreichender Raum für weitere Ausbreitung; sie blieben daher Halbnomaden, bei denen der Ackerbau nach wie vor eine untergeordnete Rolle spielte. Desto mehr verbreitete sich die Sitte, den Boden durch jene erbuntertänigen Pächter auszunutzen, in den Gebieten, welche von den römischen Grenzen umschlossen waren; ja hier begann man sogar, ganze unterworfene Völkerschaften ohne die Durchgangsstufe der Sklaverei zu

Liten zu machen. Die Sieger verteilten die Besiegten unter sich und liessen sich durch ihren Fleiss mit- 371
ernähren. So durchsetzte sich auch das deutsche Volk massenhaft mit Elementen, welche die kulturfeindliche Bärenhäuterei überwunden und im Zwange der Knechtschaft arbeiten gelernt hatten. Und viele davon wurden zu Vollfreien oder verheirateten ihre Töchter in den Herrenstand, der durch diese zahmere Beimischung immer besser befähigt wurde, die Zivilisation der Römer auf sich wirken zu lassen.

Mit diesen standen die Hermunduren schon am Ende des ersten Jahrhunderts in regem und freundlichem Verkehr. Sie empfingen nicht nur die fremden Kaufleute in ihrem Lande, wie dies auch die andern Germanen taten, sondern brachten selber die Erzeugnisse ihres Bodens und ihre Kriegsbeute nach dem römischen Augsburg, um sie dort gegen Wein, Metall und italische Fabrikate umzutauschen. Und je näher jene wilden Recken die hohe Kultur ihrer Nachbarn kennen lernten, desto mehr wuchs ihre Achtung vor deren Überlegenheit. Sie ahnten nicht, dass die Zeit nicht mehr ferne war, wo die Römer auch bei ihnen lernten, und dass das Rechtsinstitut der Liten, das sie ausgebildet hatten, für das Weltreich fast noch folgenreicher werden sollte, als für sie selber.

Seit der Aufstand des Julius Civilis niedergeschlagen war, hatten die Germanen nicht mehr gewagt, den Frieden des Reiches ernstlich zu stören. In ihren innern Zwistigkeiten riefen sie den Schiedsspruch des Kaisers an und achteten keinen König höher, als den sie von seiner Gnade empfingen. Als sich einmal jenseit der Donau Kriegsgelüste regten, liess Hadrian die Uferbesatzung ein glänzendes Manöver ausführen, bei dem unter anderm eines seiner batavi-

schen Reiterkorps zu Ross und in voller Waffenrüstung
372 den Strom überschwamm. Dieser Anblick genügte, um die Deutschen abzukühlen; sie hüteten sich, die Legionen zu reizen, und befriedigten ihr Bedürfnis nach Land durch Eroberungen bei den eigenen Stammesgenossen. Nach der Niederlage des Varus hatte man das Beispiel der Germanen nachgeahmt und der Rheingrenze zum Schutze gegen die wilden Nachbarn einen breiten Streifen wüsten Landes vorgelegt. Anfangs hatten einige deutsche Stämme versucht, sich hier anzusiedeln; doch da sie alle mit Güte oder Gewalt zurückgewiesen wurden, hielten die übrigen seit der Zeit des Nero sich ängstlich von diesem ledigen Gebiete fern, bis es endlich den Römern selbst eine überflüssige Vorsicht schien, es noch länger unbebaut zu lassen. Schon die Flavier gestatteten die Okkupation des Bodens gegen einen Fruchtzehnten, und schnell sammelten sich hier arme Auswanderer aus den Nachbarprovinzen, und es erstanden Dörfer und Städte. Als dann im zweiten Jahrhundert diese Ansiedlungen durch das gewaltige Werk des Limes geschützt und zugleich der grosse Winkel zwischen Oberrhein und Donauquellen mit diesen Befestigungen abgeschnitten und so die Grenzlinie wesentlich verkürzt war, meinte man sogar die Besatzung Galliens ohne Gefahr auf die Hälfte herabsetzen zu können. Vier von den acht Legionen, die bisher den Rhein bewacht hatten, zogen ab, ohne dass die Sicherheit der Provinzen einstweilen dadurch gefährdet schien. Doch mit jeder Generation stieg die Übervölkerung bei den Germanen, und endlich musste sie der Hunger über ihre Grenzen treiben. Mochte ihr Respekt vor der Fechtkunst und Manövriergewandtheit der römischen Truppen noch so gross sein: an Zahl waren diese

äusserst schwach, und der Kampf gegen sie konnte daher, wenn auch sehr opferreich, so doch nicht ganz 373
hoffnungslos scheinen.

Da brach gleich nach der Thronbesteigung Mark Aurels (161) ein schwerer Partherkrieg aus und fand, wie dies ja Regel war, das Reich an der Stelle des ersten Angriffs ganz unzureichend gerüstet. Die kleine Truppenzahl, die zur Deckung der mesopotamischen Grenze genügen musste, konnte dem übermächtigen Feinde nicht widerstehn, und nach harten Niederlagen war man gezwungen, in monatelangen Märschen Hilfskräfte von Rhein und Donau heranzuziehn. Kaum bemerkten die Germanen, dass die dünnen Reihen der römischen Grenzwehr noch mehr gelichtet waren, so regte sich in ihnen die mühsam unterdrückte Wanderlust. Die Chatten durchbrachen den Grenzwall und drangen über die obere Donau in das innere Raetien vor; doch gelang es noch, sie glücklich zurückzuschlagen. Dieser Misserfolg der ersten Rekognoszierung lähmte den Mut der übrigen Stämme und schuf wieder für ein paar Jahre Ruhe.

Bald begann die Bewegung von neuem, diesmal zuerst im Innern der germanischen Lande. Von mächtigeren Nachbarn aus ihren Sitzen verdrängt, erschienen zehn kleine Völkerschaften, darunter die Langobarden, Osen, Victovalen und Quaden, am Ufer der mittleren Donau und baten im Verein mit den Marcomannen um Aufnahme in das römische Reich. Die Feldherrn der Grenzheere hielten sie lange durch Unterhandlungen hin; sie erkannten ihre nächste Aufgabe darin, Zeit zu gewinnen, bis der Partherkrieg beendet und die im Osten beschäftigten Truppen wieder gegen die Deutschen verwendbar wären, und die Scheu der wilden Nachbarn vor der römischen

Kriegskunst gab diesen Bemühungen Erfolg. In
374 Frieden konnte noch im Sommer 166 der parthische Triumph gefeiert werden; aber gleich darauf gelangte die Nachricht nach Rom, dass sich die Germanen nicht länger beschwichtigen liessen.

Marcus überschaute die Gefahr in ihrer ganzen Grösse; er sandte einen Teil der Prätorianer unter ihrem Präfecten Macrinius Vindex sogleich an die Donau, und noch im Spätherbst 166 folgte er selbst mit seinem Mitregenten Lucius Verus. Kaum aber waren die Kaiser bis Aquileja gelangt, so schien alles sich wieder friedlich anzulassen. Sechstausend Langobarden und Osen waren ohne Erlaubnis des Statthalters von Pannonien auf römisches Gebiet übergetreten, doch hatte ihnen der eben erst angekommene Vindex eine Niederlage beigebracht. Dadurch eingeschüchtert, hatten die deutschen Völkerschaften, die am jenseitigen Ufer versammelt waren, die Anstifter des Überganges getötet, durch eine gemeinsame Gesandtschaft unter Führung des Marcomannenkönigs Vadomar um Vergebung gebeten und die Friedensbedingungen, die ihnen die römischen Beamten diktiert hatten, feierlich beschworen. Die Quaden, welche eben damals ihren Herrscher verloren hatten, erklärten sogar, den neugewählten nicht ohne die Bestätigung der Kaiser in seine Stellung einsetzen zu wollen. Schon hielt Verus den Krieg für beendet und riet dazu, nach Rom zurückzukehren, als man plötzlich die Botschaft erhielt, durch einen jener Zufälle, wie sie auf erregte Volksmassen zu wirken pflegen — vielleicht das Gefrieren der Donau, das ihnen einen bequemen Zugang ins Innere des Reiches bahnte —, seien die Feindseligkeiten wieder ausgebrochen und der Gardepräfect mit einem grossen Teil des Heeres

im Kampfe gefallen. Jetzt überschritten die Kaiser die Alpen, züchtigten die schuldigen Stämme und stellten die Ordnung an der Grenze her. Im Winter 168/9 konnten sie ihre Aufgabe als erfüllt betrachten 375 und reisten wieder heim, wobei Verus unterwegs einem Schlagfluss erlag.

So scheiterte auch der zweite Angriff der Deutschen, mehr durch ihr mutloses Zaudern als durch die Taktik des römischen Heeres, welche sie so wirksam in Respekt erhielt. Doch während man noch kämpfte, hatte sich eine Plage über das Reich ausgebreitet, die seine Überlegenheit sehr ernstlich gefährdete und seinen Feinden neue Kampflust verlieh.

Schon im Jahre 162 hatte in Asien eine Pest gewütet, die sich von einem Sommer in den andern hinüberschleppte und ganz endemisch zu werden schien. Während des Partherkrieges hatten die Römer schwer darunter zu leiden gehabt; als dann nach Beendigung desselben die Truppen, welche von Rhein und Donau an den Euphrat marschiert waren, in ihre alten Standquartiere zurückkehrten, brachten sie die Keime der Ansteckung mit und verbreiteten sie über den ganzen Westen. In Rom begann die Seuche 167 und dauerte mit kurzen Unterbrechungen zwanzig Jahre lang. Die Sterblichkeit war so gross, dass manche Dörfer und Städte aller Einwohner beraubt wurden; wir besitzen noch die Inschrift eines Mannes, dem Vater, Mutter, Gattin, Tochter und Bruder an der Pest gestorben waren. Das Reich soll über die Hälfte seiner Bevölkerung verloren haben und von den Heeren nur ein dürftiger Rest übriggeblieben sein.

Jetzt brauchten die Germanen das römische Schwert nicht mehr zu scheuen, und die Pest fürchteten sie weniger als den Hunger, der sie in

ihrer übervölkerten Heimat bedrängte. Schon Ende 169 überschritten sie wieder die Grenzen, und nun folgten sich elf Jahre lang immer neue Wanderungen.
376 Mehr als zwanzig deutsche und sarmatische Völkerschaften werden uns genannt, die teils über den Rhein, teils über die Donau nach und nach in das Reich einfielen. Es war kein Bündnis, keine Verabredung, was diese Stämme von verschiedener Nationalität und weit getrennten Sitzen alle auf das gleiche Ziel hinlenkte, sondern nur die gleiche Not und die gleiche Gelegenheit. Der feste Damm, der diesen überschwellenden Menschenstrom von Westen und Süden abgeschlossen hatte, war zerrissen, und Flut auf Flut wälzte sich, nur der eigenen Schwerkraft folgend, durch die Lücke. Auch die Schutzwehr der Alpen wurde durchbrochen; zum ersten Mal seit den Tagen der Cimbern und Teutonen sah der Italiker barbarische Recken von den Bergen niedersteigen, und bis ans adriatische Meer wurde gesengt und geplündert.

Die Leistungen des Kaisers Marcus dieser gewaltigen Völkerwanderung gegenüber grenzten ans Übermenschliche. Schon lange bereitete es selbst in normalen Zeiten grosse Schwierigkeiten, auch nur den regelmässigen Jahresersatz für die Truppen zu finden: jetzt sollten mit einem Schlage ganze Heere geschaffen werden und das aus einem Reiche, in dem täglich die Pest Tausende hinraffte. Und als dies durch die drückendsten Aushebungen, ja selbst durch die Einreihung von gefangenen Räubern, Gladiatoren und andern Sklaven notdürftig gelungen war, da hatte man doch nicht jene alten Legionen, welche die Germanen noch kürzlich mit fast abergläubischer Furcht erfüllt hatten, sondern nur Scharen zusammengelaufener Rekruten, die an Kunst und Disziplin ihren Feinden

nicht überlegen waren, an Körperkraft weit hinter ihnen zurückstanden. Freilich wirkte noch immer der Schrecken des römischen Namens und der Anblick jener Waffenrüstung, die sich so oft gegen 377
doppelte und dreifache Überzahlen siegreich erwiesen hatte. Doch so sehr die alte Gewohnheit, von den Römern geschlagen zu werden, auch den Mut der deutschen Haufen niederdrücken mochte, der Kaiser wäre ihrer niemals Herr geworden, wenn ihr Angriff gleichzeitig und nach einheitlichem Plan erfolgt wäre. Die elfjährige Dauer des Krieges, so schwer sie auf dem Reiche lasten mochte, war doch das einzige Mittel seiner Rettung. Fast jedes Jahr hatte man neue Horden zu bekämpfen, und dies gelang, wenn auch schwer genug, während man allen zugleich zweifellos unterlegen wäre.

So blieb denn endlich Kaiser Marcus Sieger, woran seine kluge Politik wohl den meisten Anteil hatte. Denn er entschloss sich, die Feinde nicht alle in ihre überfüllte Heimat zurückzuschlagen, sondern vielen von ihnen die Ansiedelung im Reich, um die sie gebeten hatten, wenn auch unter harten Bedingungen, zu gewähren. Dadurch hörte ihr Widerstand auf, ein Kampf der Verzweiflung zu sein, und war der erste kecke Mut durch ein paar Niederlagen gebrochen, so unterwarfen sie sich gern dem milden Gebieter, in dem sie schon lange den Schiedsrichter ihrer innern Streitigkeiten zu ehren gewohnt waren. Und ihm verschafften diese Massen, was das Reich eben jetzt am dringendsten brauchte, neue Menschen. Hatte schon vorher ein grosser Teil der römischen Äcker aus Mangel an Arbeitskräften wüst gelegen und das Heer kaum noch die nötigen Rekruten finden können, so muss nach dem grossen Sterben der letzten

Jahre die Entvölkerung schrecklich zugenommen haben. Der Armee frischen Nachwuchs und dem Lande neue Bebauer zu schaffen, waren die wichtigsten Aufgaben,
378 die sich Marcus gestellt sah, und beide mussten ihm die Barbaren lösen helfen.

Schon Augustus fügte, wie wir oben (S. 252) dargelegt haben, den italischen Legionen die Alen und Cohorten hinzu, die fast durchgängig aus Provinzialen, zum grösseren Teil aus Nichtbürgern bestanden und in ihrer Gesamtheit etwa die Hälfte des römischen Heeres bildeten. Im ersten Jahrhundert wurden die Italiker, im zweiten auch die geborenen Bürger in den Legionen immer seltener, und während diese sich barbarisierten, zivilisierten sich in entsprechendem Maasse diejenigen Bevölkerungselemente, welche die Auxiliaren zu stellen hatten, so dass der Unterschied zwischen bürgerlichen und untertänigen Truppen zwar in Fechtweise und Bewaffnung fortbestand, aber in der Art ihres Menschenmaterials sich mehr und mehr verwischte. Zugleich schwand auch das nationale Gepräge, das die einzelnen Truppenkörper anfangs charakterisiert hatte; die Cohorten der Bataver und Thraker führten zwar ihre alten Namen weiter, bestanden aber nicht mehr, wie sie es früher getan hatten, wirklich aus Batavern oder Thrakern, sondern jedes Korps rekrutierte sich aus den Werbebezirken, die seinen Standquartieren am nächsten lagen.

Während diese Ausgleichung sich noch vollzog, hatte man schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts wieder begonnen, aus den Barbaren der Grenzprovinzen nationale Truppen zu bilden, die nicht als Alen oder Cohorten organisiert wurden. Ihr gemeinsamer Name war Numerus; ihre Formation scheint je nach dem Bedürfnis oder der Art des Stammes, aus dem sie

hervorgingen, sehr verschieden gewesen zu sein. Doch waren ihre Rekruten noch durchgängig Untertanen des Reiches, bis Mark Aurel im Drange des Marcomannenkrieges zu der folgenschweren Neuerung griff, 379
sie auch aus unabhängigen Völkerschaften anzuwerben. 5
In der Form des Bündnisses nahm er gegen eine bestimmte Soldzahlung germanische und sarmatische Scharen in seinen Dienst; doch entliess er sie nicht etwa gleich nach dem Kriege, sondern wies ihnen feste Garnisonen an, sodass sie dauernde Bestandteile des 10
römischen Heeres wurden; ja einzelnen der besiegten Völker wurde sogar eine jährliche Rekrutenstellung als Tribut aufgelegt. Dies war der Ausgangspunkt für jene Herrschaft fremdländischer Söldner, deren Führer Ricimer und Odoaker einst den römischen 15
Kaiserthron zerschmettern sollten. Noch schien die Gefahr gering, weil ihre Zahl im Verhältnis zu den Legionen, Alen und Cohorten klein war; doch seit das Beispiel einmal gegeben war, musste es bei der Not der folgenden Zeiten in immer weiterem Umfang 20
nachgeahmt werden, und je mehr die römischen Untertanen zusammenschwanden, die für den Kriegsdienst brauchbar waren, desto stärker musste das germanische Element sich in der Armee ausbreiten.

Was Marcus auf diese Weise der römischen Kriegs- 25
macht zuführte, war eine kleine, wenn auch unentbehrliche Verstärkung. Viel bedeutungsvoller erschien damals eine zweite Maassregel, die dem Lande einen neuen Bauernstand und dadurch mittelbar auch dem Heere frische Zuflüsse schuf. Auf der unerschöpflichen 30
Volkskraft der Germanen beruhte auch sie, aber sie zwang dieselbe ohne jeden Vorbehalt in den Dienst des römischen Reiches.

Ansiedelungen fremder Völker auf römischem Boden

waren in der ersten Kaiserzeit nicht selten gewesen. So hatten sich unter Augustus zuerst die Ubier, dann 40000 Sigambrer und Sueben in Gallien und 50000 Daker in Thrakien niederlassen dürfen; unter Claudius hatten die Parteigenossen des suebischen Königs Vannius, die ihrem vertriebenen Herrn ins Elend gefolgt waren, in Pannonien Grundbesitz erhalten; unter Nero waren mehr als 100000 Barbaren über die Donau nach Moesien geführt worden. In allen diesen Fällen scheinen die Übergetretenen ihren nationalen Zusammenhang bewahrt zu haben; es war jedesmal ein Volk mehr zu den zahlreichen Völkern, die den Römern als Untertanen Steuern zahlten und Rekruten stellten. Das Reich erhielt einen Zuwachs, der sich von seinen sonstigen Eroberungen nur dadurch unterschied, dass er mit keiner Ausbreitung des Territoriums verbunden war. Stets aber hatte man für solche Besiedelungen Gegenden gewählt, die auch in ihren übrigen Teilen von ganz barbarischen Völkerschaften bewohnt waren, sodass die neuen Ankömmlinge unter ihrer Umgebung keine Ausnahme machten. Hier standen auch die ursprünglichen Einwohner noch auf einer so niedrigen Stufe der Sesshaftigkeit, dass sie es kaum als schweres Unrecht empfanden, wenn man sie verpflanzte und an einzelnen Stellen etwas mehr zusammendrängte, um für die Einwanderer Raum zu schaffen; auch waren diese Gebiete meist neu erobert oder durch Kriege entvölkert, sodass eine grosse Zahl von neuen Ansiedlern ihnen nur Vorteil bringen konnte. Doch seit auch die fernsten Grenzprovinzen sich mehr und mehr mit römischer Kultur durchtränkt hatten, schien es nicht mehr tunlich, die zivilisierte Reichsbürgerschaft mit kompakten Massen raubgieriger Wilden zu durchsetzen. Jene barbarische Kolonisation hatte daher seit

mehr als einem Jahrhundert geruht, als sie Mark Aurel in ganz anderer Form wieder aufnahm.

Ungeheure Scharen fremder Krieger, die, um sich eine neue Heimat zu suchen, mit Weib und Kind in 381
das Reich eingefallen waren, hatten sich dem Kaiser unterworfen; nach Kriegsrecht waren sie Sklaven und hätten als solche für die Landwirtschaft benutzt werden können. Doch wären sie dann in kurzem ebenso ausgestorben, wie ihre Vorgänger, und, was im Augenblick vielleicht noch schwerer in die Wagschale fiel, nach römischer Sitte wären sie und ihre Nachkommen für den Militärdienst nicht verwendbar gewesen. Marcus erklärte sie also für frei, brachte sie aber in diejenige Stellung, welche die gewöhnliche Form der Freilassung nach germanischem, nicht nach römischem Recht zur Folge hatte. Der Stand der Liten wurde mit geringen Modifikationen im Reiche eingeführt; die Marcomannen und ihre Kampfgenossen traf das gleiche Schicksal, das sie ihren unterworfenen Feinden, wenn sie milde verfuhren, zu bereiten pflegten, das ihnen folglich billig und recht erscheinen musste. Freilich unterschied sich ihre Lage auf diese Weise nur wenig von der Sklaverei; um die Halbnomaden sesshaft zu machen und an regelmässigen Ackerbau zu gewöhnen, mochte dem Kaiser strenger Zwang unentbehrlich scheinen. Sie wurden daher römischen Grundbesitzern als persönliches Eigentum zugeteilt unter der Bedingung, dass sie nur für den Feldbau zu verwenden seien und nur mit ihrer Scholle verkauft, verschenkt oder vererbt werden dürften. Auch sollten sie nicht unter der Tyrannei eines Vilicus stehn, sondern nach deutscher Sitte als erbliche Kleinpächter gegen eine feste Abgabe in Geld oder Naturalien das Land ihrer Herren bewirtschaften. Es zu verlassen, war ihnen

nur erlaubt, wenn sie sich zum Militärdienst stellen wollten. Um ihre Vermehrung zu befördern, erhielten sie die Ehegemeinschaft sowohl mit Bürgerinnen als
382 auch mit Sklavinnen, nur dass bei den letzteren die Heirat natürlich von der Erlaubnis der Herren abhängig war. Verband sich dagegen ein Mädchen aus dem Stamme der Angesiedelten mit einem freien Manne, so folgten die Kinder nicht, wie dies sonst in rechtmässiger Ehe geschah, dem Stande des Vaters, sondern blieben mit ihrer Mutter an die Scholle gebunden. Zum Unterschiede von den Sklaven einerseits, den freien Colonen andererseits, nannte man diese neugeschaffene Bevölkerungsklasse *inquilini*, d. h. Bewohner von fremdem Grund und Boden. In einzelnen Provinzen, namentlich in Gallien, kommen sie auch unter ihrem deutschen Namen *laeti* vor.

Das Verhältnis war im höchsten Grade widerspruchsvoll und stritt mit allen römischen Rechtsbegriffen. Zwar dass ein Mensch frei sein und doch im Eigentum eines andern stehn könne *(homo liber in mancipio)*, war den damaligen Juristen eine ganz geläufige Anschauung; auch im vorliegenden Falle konnten sie sich ihre Anwendung gefallen lassen. Die Bindung an die Scholle war gleichfalls nicht ganz neu; schon zur Zeit des Augustus hatte ein ähnliches Rechtsverhältnis in einzelnen Landschaften Italiens bestanden; doch in den folgenden zwei Jahrhunderten scheint es untergegangen und vergessen zu sein. Jedenfalls konnte der Kaiser sowohl seinen kriegsgefangenen Sklaven, die er freiliess, als auch den Grundbesitzern, welchen er sie schenkte, für diese Gunst beliebige Bedingungen stellen. Doch dass ein Inquiline mit einer Bürgerin in rechter Ehe stehn könne, nicht aber seine Tochter mit einem Bürger, war schon ein seltsamer

Widerspruch, und vollends absurd musste es jedem Römer erscheinen, dass die Verbindung mit einer Sklavin für die Nachkommen die Folgen einer rechts- 383
giltigen Heirat haben sollte. Doch mochten auch die Herren Juristen die Köpfe schütteln, das neue Institut war praktisch und den bestehenden Verhältnissen meisterlich angepasst.

Die Kleinpacht war ja längst die verbreitetste Form, in welcher die Grundbesitzer ihre Rente zogen; sie freuten sich, ihre wüsten Äcker wieder unter dem Pfluge zu sehn, und liessen sich dafür die Beschränkung ihrer Herrenrechte gern gefallen. Und der gefangene Barbar hatte erreicht, was er bei seinem Einfall gefordert hatte, ein Grundstück im römischen Reich, das ihn ernährte. Seine persönliche Freiheit war nicht zu sehr beschränkt, da er ausser dem Entrichten der Pachtsumme keine Verpflichtungen hatte, und doch beschränkt genug, um die dauernde Bestellung des Bodens zu gewährleisten. Die Erlaubnis zu jeder Ehe, die den Inquilinen neuen Zuwachs versprach, und die Behinderung derjenigen, welche ihrem Stande die Frauen zu entziehen drohten, mussten für stetigen Nachwuchs sorgen und zugleich die Barbaren durch ihre Vermischung mit Sklavinnen und freien Colonentöchtern schnell entnationalisieren. Namentlich dieser letzte Zweck ist glänzend erreicht worden, wozu die grosse Anpassungsfähigkeit der Deutschen, oder, wie man wohl richtiger sagt, die geringe Widerstandskraft ihrer nationalen Eigenart das ihrige beitrug. Wie heutzutage unsere Auswanderer schon nach der zweiten oder dritten Generation in Frankreich Franzosen, in England Engländer, in Russland Russen werden, so waren die Inquilinen sehr bald Römer und gedachten kaum mehr ihrer Abstammung.

Zuerst wurden diejenigen Provinzen mit barbarischen Ansiedlern besetzt, welche sich an den Ufern des Rheines und der Donau hinzogen. Sie
384 hatten durch die Kriegsnot am meisten gelitten: ihr Grundbesitz bedurfte daher am dringendsten einer Unterstützung. Namentlich die Felder, welche den Militärlagern als Korporationen gehörten und zur Ernährung der Soldaten dienten, erhielten so neue Arbeitskräfte. Auf dieselbe Weise versuchte Marcus auch Italien frisches Lebensblut zuzuführen; als aber die Fremden in der Umgegend von Ravenna sich erhoben und einen Angriff auf die Stadt machten, wurden die gefährlichen Gäste aus der Halbinsel verbannt. Doch wird sie sich später wieder mit Inquilinen bevölkert haben, da im Laufe des dritten Jahrhunderts kein Gebiet des Reiches von ihnen frei blieb. Mit in erster Linie ist auch Afrika bedacht worden, schon weil es für die Verpflegung Roms ein unabweisliches Bedürfnis war, seine Landwirtschaft bei Kräften zu erhalten. Leider sind unsere Nachrichten zu dürftig, um über die wichtige Frage, wie die fremden Bauern über die Provinzen verteilt wurden, mehr als Vermutungen zu gestatten. Jedenfalls steht es fest, dass auch die Nachfolger des Marcus sein Beispiel nachahmten. Seit er die Form gefunden hatte, wie man ohne Enteignung des römischen Grundbesitzes ihn doch barbarischen Ansiedlungen zugänglich machen könne, ist wahrscheinlich kein auswärtiger Krieg mehr siegreich beendet worden, ohne den brachliegenden Äckern des Reiches neue Bebauer zuzuführen.

Daneben ging eine friedliche Einwanderung her, die vielleicht noch ausgedehnter und folgenreicher war, als die gewaltsame Verpflanzung. Wenn jetzt germanische Haufen, durch den Hunger aus ihren

Sitzen vertrieben oder von unruhigen Nachbarn bedrängt, an den Ufern der Grenzströme erschienen und um Aufnahme in das Reich flehten, so hatte man keinen Grund mehr, ihre Bitte zurückzuweisen, sobald 385
sie sich den Bedingungen des Inquilinats fügen wollten. 5
Wohl kam es vor, dass die wilden Recken sich der ungewohnten Landarbeit, auch wenn sie sie freiwillig auf sich genommen hatten, wieder zu entziehen strebten. Hier und da stifteten sie Unruhen, ja einmal gelang es sogar einer Schar angesiedelter Franken, 10
sich mit dem Schwert in der Hand die Rückkehr in ihre Heimat zu erkämpfen. Doch mit der Anpassungsfähigkeit, welche den Deutschen immer eigen war, lernten sich die meisten in die neuen Verhältnisse finden, und bald machte sich der Einfluss dieser 15
fremden Beimischung in der Bevölkerung des Reiches geltend.

In kleinen Gruppen über ein ungeheures Gebiet verteilt und überall mit dessen alten Bewohnern gemischt, nahmen diese Ansiedler sehr schnell römische 20
Sprache und Sitte an. Doch indem sie sich selbst romanisierten, germanisierten sie das Reich. Wenn zwei Nationen bei einander hausen, von denen die eine sich rasch vermehrt, die andere langsam hinschwindet, so liegt es in der Natur der Sache, dass die letztere, 25
mag ihr numerisches Übergewicht anfangs auch noch so bedeutend sein, allmählich durch das kinderreiche Volk verdrängt wird oder doch in fortschreitender Mischung sehr viel von seinem Charakter annimmt. Da dieses nur zu bereit war, auf das Bewusstsein seiner 30
Eigenart zu verzichten, wird man den Wechsel der Bevölkerung bald nur daran wahrgenommen haben, dass die Zahl der blonden und hochgewachsenen Römer sich vermehrte, und auch dieses äussere Kenn-

zeichen hielt nicht sehr lange vor. Noch heute machen wir ja täglich die Beobachtung, dass, wo der blonde Typus sich mit dem schwarzen kreuzt, der letztere
386 fast regelmässig die Oberhand behält. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum die Bevölkerung Frankreichs und der südeuropäischen Halbinseln, obgleich in ihr das deutsche Element wahrscheinlich überwiegt, doch den Habitus der Romanen und Halbsemiten bewahrt oder wiedergewonnen hat. Doch mochten die Nachkommen der Einwanderer ihre germanische oder sarmatische Abstammung auch bald als Schande betrachten und sehr erfreut darüber sein, wenn sie wie Römer aussahen, das Blut, welches sie dem Reichskörper einflössten, blieb doch Barbarenblut, und unter der Tünche einer fremden Zivilisation musste der Kern hervortreten. Gerade darum ist die Regierung des Marcus so epochemachend gewesen, weil seit dem Marcomannenkriege das Römertum, ohne seine alten Traditionen aufzugeben oder die äusseren Formen seines Daseins zu verändern, doch in seiner Blutmischung ein ganz anderes wird und immer klarer die germanischen Züge hervortreten lässt.

Gallien und die Donauprovinzen hatten die meisten Ansiedler aufgenommen; wer hier im vierten Jahrhundert reiste, konnte daher beim Anblick der Bevölkerung fast meinen, dass er sich mitten im inneren Germanien befinde. Von dem gallischen Landvolk seiner Zeit hat uns Ammianus Marcellinus aus eigener Anschauung ein höchst lebendiges Bild entworfen und, wie andere Zeugnisse beweisen, passen alle wesentlichen Züge desselben ebenso gut auf die Pannonier. „Die Gallier“, schreibt er, „sind fast alle hochgewachsen und von weisser Haut, rothaarig und schrecklich durch ihren wilden Blick, streitsüchtig und von

hochmütigem Stolze. Denn falls einer, unterstützt von seiner Frau, die blauäugig und mächtig stark ist, eine Balgerei anfängt, so kann ein ganzer Haufe von Ausländern nicht dagegen Stand halten, namentlich wenn 387
das Weib knirschend mit aufgeworfenem Nacken ihre
schneeigen Arme wiegt, und, mit Fusstritten untermischt, weitausholende Faustthiebe verteilt so gewaltig, als wenn es Katapultenschüsse wären. Sind mehrere zusammen, so tönen ihre Stimmen furchtbar und drohend, ob sie böse oder bei guter Laune sind; doch
alle sind mit gleicher Sorgfalt geputzt und gewaschen, und man wird in jenen Gegenden, vor allem bei den Aquitanern, keine Frau, mag sie auch noch so arm sein, wie anderwärts, in Lumpen sehn. Für den Kriegsdienst ist jedes Alter höchst geeignet, und mit
gleich kräftigem Körper wird der Greis zum Heere geführt und der Jüngling; jeder ist bereit, mit den durch Kälte und stete Mühen gestählten Gliedern alle Gefahren zu verachten. Auch hat nie jemand bei ihnen, wie in Italien, um der Aushebung zu entgehen,
sich den Daumen abgehaun. Nach Wein ist das Volk begierig, liebt auch mannigfache dem Weine nachgebildete Getränke, und einige unter den kleinen Leuten taumeln in ewiger Trunkenheit schwankend umher.“ Jene Weinsurrogate sind offenbar ver-
schiedene Sorten des deutschen Bieres, dem später auch in Pannonien die Bevölkerung so ergeben war, dass man sie mit dem Ekelnamen Bierbäuche *(sabaiarii)* belegte. Auch in Afrika hörte die Trunkenheit auf,
für abstossend zu gelten, und wenn von ihr die Rede war, begrüsste man dies mit verständnisvollem Lachen. Doch aus diesen und allen andern Provinzen fliessen unsere Nachrichten zu dürftig, um ein sicheres Urteil über die neue Artung des Volkes zu gestatten. Was

aber Ammian über die Gallier seiner Zeit berichtet, zeigt uns in allen Zügen die Germanen mit ihrem blonden Haar und ihrer hohen Statur, ihrer Kraft und ihrem Selbstgefühl, ihrer Kriegstüchtigkeit und ihrem innigen Familienleben, das die Frau selbst bei der Prügelei zur treuen und ebenbürtigen Genossin des Mannes macht, aber auch mit ihrer unbändigen Rauflust und ihrem tollen Biertrinken. Unter Marcus, wo das keltische Blut der romanisch-semitischen Mischrasse schon an den meisten Stellen gewichen war, sahen die Gallier noch ganz anders aus; aber die Bedingungen waren geschaffen, um sie so zu verwandeln.

388

Das früheste Symptom dieses neuen Geistes ist der Wiederbeginn einer gesunden Volksvermehrung. Vorher fanden wir in den zeitgenössischen Schriftstellern immer nur Klagen über die Kinderlosigkeit der Ehen, den Mangel des jungen Nachwuchses, das Veröden der Städte, das Wüstliegen der Äcker; im Anfang des dritten Jahrhunderts, etwa vierzig Jahre nach den ersten Barbarenansiedlungen, tönt uns zum erstenmal in der römischen Kaiserzeit eine Stimme von ganz anderem Klang entgegen. „Der Erdkreis", schreibt Tertullian, „wird mit jedem Tage angebauter und kultivierter als vorher. Schon ist alles wegsam, alles erforscht, alles geschäftig; früher berüchtigte Einöden sind durch anmutige Landgüter verdrängt, Wälder durch Saatfeld gebändigt, das Wild durch Herden vertrieben, Sandwüsten besät, Felsen geebnet, Sümpfe ausgetrocknet, so viel Städte wie einst nicht Hütten. Schon liegen die Inseln nicht mehr wüst und die Klippen schrecken nicht; überall Häuser, überall ein Volk; überall eine Stadt, überall Leben! Am deutlichsten spricht die Menge der Menschen. Wir überlasten die Welt; kaum genügen uns die Elemente;

die Bedürfnisse pressen uns, und Klagen bei allen, weil uns die Natur schon nicht mehr erhalten kann! Wahrhaftig, man muss Pest und Hungersnot und Kriege und Erdbeben für Heilmittel halten, gleichsam für ein Beschneiden der ins Kraut schiessenden Menschheit.“ Ohne Zweifel ist das rhetorisch übertrieben; nicht einmal für Tertullians afrikanische Heimat, obgleich sie immer als eine der menschenreichsten Provinzen gegolten hatte, brauchte man damals Übervölkerung zu fürchten, geschweige denn für den ganzen „Erdkreis“, d. h. für das ganze römische Reich. Aber mag der leidenschaftliche Mann, der in keiner Beziehung Maass zu halten verstand, seine Farben auch noch so dick aufgetragen haben, niemals hätte er doch so schreiben können, wenn noch zu seiner Zeit jenes elende Hinschwinden der römischen Menschheit, das wir oben schilderten, fortgedauert hätte. An die Stelle desselben muss eine sehr bemerkbare Zunahme der Bevölkerung getreten sein; sonst wären jene Worte nicht mehr Übertreibung, sondern ganz sinnloses Geschwätz.

Nach derselben Richtung weisen auch andere 389
Tatsachen hin. Noch unter Marcus genügten drei Kinder, um ihren Vater von der Pflicht zur Übernahme von Vormundschaften zu befreien; doch schon Severus erhöhte die Zahl für Italien auf vier, für die Provinzen gar auf fünf. Das ist nur dann verständlich, wenn jenes Privileg unter seiner Regierung so Vielen zu Gute kam, dass es an Vormündern zu fehlen begann; die kinderreichen Ehen waren also viel häufiger, als ein Menschenalter vorher. Dies bestätigen auch die christlichen Inschriften, die bis zu sieben Geschwistern aufzählen und selbst einen Vater von zehn Kindern nennen. In Sicilien, das so lange verödet

gelegen hatte, hob sich wieder der Ackerbau; im sechsten Jahrhundert war es zum zweiten Mal, wie einst in den Tagen Ciceros, die Kornkammer Roms geworden. Dasselbe gilt von Sardinien, wenn auch vielleicht in geringerem Maasse. Ja selbst in Italien fanden sich schon unter Commodus kluge Rechner, die wieder in Grundstücken zu spekulieren begannen; der Mangel an Arbeitskräften, der sie vorher so tief entwertet hatte, scheint also schon gleich nach dem Tode Mark Aurels fühlbar nachgelassen zu haben. Am auffälligsten aber ist, dass die Klagen über das Fehlen von brauchbaren Rekruten, die von Augustus bis auf den grossen Marcomannenkrieg niemals aufgehört hatten, in der späteren Litteratur gänzlich verschwunden sind. „Die kriegerische Glut", sagt ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, „ist in den Menschen nicht entartet, und die Länder, welche die Spartaner, die Athener, die Marser, die Samniten, die Paeligner und die Römer selbst hervorgebracht haben, besitzen noch immer ihre Zeugungskraft". Dies hätte im ersten und zweiten Jahrhundert kaum jemand von Griechenland und Italien zu behaupten gewagt.

Die Bürgerkriege des Septimius Severus kosteten eine ungeheure Zahl alter Soldaten; fielen doch in einer einzigen Schlacht nicht weniger als 20000 von den Anhängern des Pescennius Niger, und in den Kämpfen gegen Albinus waren die Verluste kaum minder arg. Kurz vorher waren 10000 Prätorianer mit einem Schlage entlassen und durch ausgewählte Leute aus den Legionen ersetzt worden. Auf dem Perserfeldzug des Alexander Severus ging mehr als die Hälfte seines Heeres zugrunde, und die Schlachten der Thronprätendenten, die den Rest des dritten Jahrhunderts füllten, müssen ungezählte Menschenmassen

hingerafft haben. Alle diese Lücken wollten durch frische Mannschaft ausgefüllt sein und das in allerkürzester Zeit; denn von der schwachen Macht, welche die römischen Grenzen deckte, war nicht eine Cohorte zu entbehren. Trotzdem ist nie davon die Rede, dass man zu so verzweifelten Mitteln hätte greifen müssen, wie sie noch Marcus angewandt hatte. Die Einstellung von Sklaven kommt in unseren Quellen, die für die Zeit von Commodus bis auf Maximinus Thrax noch ziemlich reich sind, garnicht mehr vor; selbst Aushebungen bleiben, was sie gewesen waren, eine Ausnahme; die regelmässige Ergänzung des Heeres wird noch immer durch freiwillige Meldungen bestritten. Während man unter Trajan gemeint hatte, ganz Griechenland könne kaum 3000 Krieger stellen, hebt Caracalla aus dem kleinen Macedonien mit einem Male 16000 Mann aus, und selbst Italien, das noch vor kurzem so menschenarm gewesen war, konnte, als Maximin es 238 angriff, eine ganz respektable Macht gegen ihn auf die Beine bringen. Im vierten Jahrhundert war das Material für die Aushebungen so reich, dass man in der Annahme der Rekruten sehr wählerisch wurde und endlich sogar ein Militärmaass einführte, wie es wohl der germanischen, aber keineswegs der südländischen Körpergrösse entspricht. In früherer Zeit hatten fünf römische Fuss (1,48 Meter) auch bei einem Soldaten für eine ganz respektable Höhe gegolten, und die Legion von lauter sechsfüssigen Leuten, die Nero aushob, muss ebenso grosse Bewunderung erregt haben, wie einst bei uns die Riesengarde Friedrich Wilhelms I. Später dagegen konnte man ein Minimum von 5 Fuss 7 Zoll (= 1,65 Meter) und für die Elitetruppen gar 10 Zoll (= 1,72 Meter) fordern, während in der deutschen Armee das Maass

nur 1,57 Meter betrug und 1893 nach französischem Muster sogar auf 1,54 herabgesetzt ist. Eine neue
391 kriegerische Jugend war, gleich der Drachensaat des Kadmos, jählings aus der Erde geschossen; dass sie ihre Lebenssäfte nicht aus der faulen Wurzel der römisch-griechischen Nationen sog, kann kaum bezweifelt werden.

Man meine nicht, dass dem Mangel an Rekruten nur durch die Werbungen im Ausland abgeholfen sei; deren Anzahl war im dritten Jahrhundert noch viel zu gering, um auf die Zusammensetzung des Heeres einen nennenswerten Einfluss auszuüben. Zwar waren selbst die Legionare schon unter Septimius Severus ungefüge Barbaren, deren rauhe Sprache und grobe Sitten den Stadtrömer mit Entsetzen erfüllten; doch gehörten sie alle und mit ihnen der grösste Teil der Auxiliaren der Reichsbevölkerung an. Noch zwei Jahrhunderte später fühlten sie sich zu den angeworbenen Fremdlingen in so schroffem Gegensatz, dass sie nach der Ermordung des Stilicho deren Weiber und Kinder in allen ihren Garnisonen niedermachten. Sie wollten also Römer sein, so wenig sie es ihrem Blute nach waren. Doch die germanischen Sitten, die ihnen zur zweiten Natur geworden waren und nicht mit der Staatsangehörigkeit beliebig gewechselt werden konnten, führten sie auch in das römische Heer ein und veränderten so den ganzen Charakter desselben.

Vor Severus war dem bürgerlichen Soldaten die Ehe verboten gewesen. Hatte er sie schon vor seiner Dienstzeit geschlossen, so war er zu ihrer Trennung zwar nicht gezwungen; aber da er seine Frau nicht ins Lager mitbringen durfte, konnte die Verbindung nicht viel mehr als nominell aufrechterhalten bleiben;

Aushebung oder Anwerbung galt daher als Scheidungsgrund. Wenn aber der verlotterte Römer es sich gefallen liess, im Verkehr mit den Lagerdirnen einen 392
Ersatz für die Ehe zu finden, der Germane wollte während einer fünfundzwanzigjährigen Militärzeit auf
sein Familienleben nicht verzichten. Schon die ersten Kaiser hatten sich daher gezwungen gesehn, für die Alen und Cohorten, die sich meist aus Barbaren zusammensetzten, jenes Verbot nicht aufrecht zu erhalten. Unter den Auxiliaren gab es sehr viele Verheiratete, obgleich wahrscheinlich für jeden Einzelnen eine besondere Erlaubnis erforderlich war, damit er mit seiner Familie zusammenleben könne. Wenn Septimius Severus allen Soldaten des Landheeres die Ehe ohne jede Beschränkung gestattete, so war dies eine tief eingreifende Neuerung, und gewiss hat er sich nicht leicht dazu entschlossen. Denn für die Kriegsbereitschaft des Reiches war es natürlich nichts weniger als förderlich, wenn bei jeder dauernden Veränderung ihrer Standquartiere die Legionen, wie ein wanderndes Volk, ihre Weiber und Kinder auf langen Reihen von Ochsenwagen mit sich führten. Der Flottenmannschaft, bei welcher die germanischen Binnenländer nie sehr zahlreich vertreten sein konnten, blieb daher die Heirat auch ferner nicht gestattet. Aber seit diejenigen, welche sich bei Legionen und Auxilien zur Anwerbung meldeten, grösstenteils deutsche oder halbdeutsche Inquilinen waren und die Garde durch eine Auslese aus den Legionaren gebildet wurde, musste man bei diesen Heerteilen notgedrungen auf die Forderungen der deutschen Sitte Rücksicht nehmen. Damit erreichte man dann freilich auch, dass deutscher Kinderreichtum in der römischen Armee zur Regel wurde und der Stamm der kriegstüchtigen Männer,

der noch kurz vorher nah am Aussterben gewesen war, sich in der Folgezeit immer frisch erneute.

393 Minder erfreulich war eine andere Eigenschaft, welche die Legionen des dritten Jahrhunderts scharf von denen des ersten und zweiten unterscheidet. Diese waren zwar oft zuchtlos und aufrührerisch; mitunter gelang es wohl auch einem Feldherrn, dessen Kommando sie zu folgen gewohnt waren, ihre Anhänglichkeit zur Usurpation der Krone zu missbrauchen; aber von sich selbst haben die Soldaten einem Herrscher, der sich auch nur ein Jahr lang zu behaupten verstanden hatte, niemals die Treue gebrochen, noch weniger eine bestehende Dynastie gestürzt, mochte sie auf dem Rechte des Blutes oder der Adoption beruhen. Sogar einem Caligula, Nero, Domitian, Commodus, Caracalla waren sie mit kritikloser Anhänglichkeit ergeben und haben das Gedächtnis dieser Mordgesellen, nur weil sie ihre angestammten Herren gewesen waren, noch lange nach ihrem Tode hochgehalten. War kein Prätendent vorhanden, der seine Ansprüche auf ererbtes Recht gründen konnte, so war freilich jeder Teil des Heeres bestrebt, einen Kaiser seiner eigenen Mache auf den Thron zu bringen. Nach dem Aussterben des julisch-claudischen Hauses hatten ausser den Prätorianern die spanischen, germanischen und syrischen Legionen alle ihre eigenen Kandidaten, nach dem Tode des letzten Antoninen die syrischen, pannonischen und brittannischen. Aber jedes Heer hing an dem Kaiser, den es sich selbst gesetzt hatte, mit unerschütterlicher Treue, mochte seine Person auch noch so erbärmlich sein. Es war eben nicht der Mensch, für den man kämpfte, sondern die Ehre der Truppe, und hatte der Herrscher erst festen Fuss gefasst, die Idee des Kaisertums.

Bald nach dem Tode des Caracalla, also ungefähr um die Zeit, wo die germanischen Ansiedler ihren Einfluss in der Armee zuerst geltend machen konnten, 394 tritt ein plötzlicher Umschwung ein. Elagabalus und Alexander galten den Soldaten für die echten Nachkommen des Septimius Severus, Gordian III. war der Enkel eines hochverehrten Kaisers; trotzdem sind sie alle nicht, wie Caligula, Commodus und noch Caracalla, durch einzelne Verschwörer ermordet, sondern von den Truppen, die unter ihrer unmittelbaren Aufsicht dienten, ja zum Teil sie selbst auf den Thron erhoben hatten, entsetzt und getötet worden. Nicht nur für einen Schandbuben, wie Elagabalus, sondern auch für gute, aber schwächliche Jünglinge, wie Alexander und Gordian, war es unmöglich geworden, die kaiserliche Krone dauernd zu behaupten, und auch die übergrosse Strenge des tapfern Probus erwies sich später nicht minder verhängnisvoll. Der Soldat hatte begonnen, Kritik an der Person seines Herrschers zu üben; er stellte moralische Anforderungen an ihn und wollte weder zu hart noch zu weichlich angefasst sein. Hat ein Heer seinen Feldherrn mit dem Purpur bekleidet, so verpflichtet dies den Usurpator zur Dankbarkeit gegen seine Wohltäter, nicht aber diese zur Treue gegen einen Menschen, den sie nur als ihre Kreatur betrachten. Ob er das Scepter Wochen oder Jahre festzuhalten vermag, macht jetzt keinen Unterschied mehr; niemals gewinnt er den Anspruch auf blinden Gehorsam und unbedingte Ergebenheit; wenn er seinen Kriegern der Macht nicht mehr würdig scheint, wird er ohne jeden Skrupel beseitigt. Kaiserliche Abstammung ist noch ein sehr wirksames Mittel, um auf den Thron zu gelangen, nicht aber um sich darauf zu behaupten. Das dynastische Gefühl, das

über die Gemüter der echt römischen Soldaten eine so grosse Gewalt besessen hatte, äussert sich bei diesen Barbaren nur noch als zerstörende, nicht mehr als erhaltende Kraft. Und auch denjenigen Kaisern, welche sie noch über sich duldeten, machten sie durch ihre Unbotmässigkeit das Leben oft unerträglich. Der gallische Usurpator Tetricus rief selber die Hilfe seines Gegenkaisers Aurelian an und ging in der Entscheidungsschlacht zu diesem über, nur um der Tyrannei seiner eigenen Krieger zu entfliehn. Jene rohe Disziplinlosigkeit, jenes rücksichtslose Walten des ungezügelten Eigenwillens, jenes Unvermögen, sich irgend einer Idee, irgend einem Gesetze der Gemeinschaft unterzuordnen, wie es das staatliche Leben der Deutschen in ihren heimischen Wäldern beherrscht hatte, war jetzt auch in die römischen Lager eingezogen.

Es war ein seltsames Verhängnis, dass durch dieselben Germanen, welche sich der Treue als ihrer nationalen Tugend bis auf den heutigen Tag rühmen, jene fürchterlichen Orgien der Untreue über das Reich hereingebrochen sind, die das dritte Jahrhundert mit Blut und Zerstörung erfüllten. Wohl galt es dem deutschen Krieger für die höchste Schmach, sein Wort zu brechen; aber der römische Fahneneid hatte eine andere Form als das germanische Treuwort, und für Menschen von primitiver Sittlichkeit ist in dieser Beziehung die Form alles. Auch heute erzählt mancher brave Förster „auf sein Wort“ die schlimmsten Jagdgeschichten, der, „auf sein Ehrenwort“ befragt, nicht um seines Haares Breite von der Wahrheit abweichen würde; der kleine Zusatz jener zwei Silben verändert seine ganze Auffassung. Brach man einen Eid, so mochten die römischen Götter, bei denen er

geschworen war, zürnen und, wenn sie wollten oder konnten, ihre Rache üben; wer diese Gefahr auf sich nahm, hatte seine Mannesehre nicht dadurch befleckt. 396
Der Schwur hatte für den Barbaren eben nicht den Charakter einer sittlichen Verpflichtung, sondern nur einer abergläubischen Zauberformel, deren Wirkungen sich durch Opfer und Gelübde abwenden liessen. Wie die germanischen Völkerschaften sich nie besannen, Verträge, die sie doch auch beschworen hatten, ganz nach Belieben zu brechen, so nahmen es die Soldaten, die aus ihrem Blute hervorgegangen waren, mit dem Fahneneide nicht zu genau.

Dem Gefolgsherrn diente der Deutsche in unverbrüchlicher Ergebenheit; aber das Verhältnis, in dem hundert oder zweihundert Leute zu ihrem Häuptling standen, war denn doch wesentlich verschieden von demjenigen, welches die Hunderttausende der römischen Armee mit dem Kaiser verband. Dort war jeder Einzelne seinem Führer persönlich bekannt und fühlte sich ihm persönlich verpflichtet; hier stand man dem Kriegsherrn nicht näher, als etwa daheim seinem Könige, und wie wenig die Germanen sich scheuten, diesen zu verjagen oder totzuschlagen, sobald er ihnen nicht mehr gefiel, haben wir oben schon gesehen. Das Schauspiel, das sie jetzt auf der grösseren Bühne des römischen Reiches aufführten, war genau dasselbe, wie es schon seit den Tagen des Marbod in den deutschen Kleinstaaten immer wieder und wieder gespielt worden war.

Wie der römische Soldat, so hatte auch der römische Bauer seine Natur verändert. Früher hatte er jede Bedrückung als ein unabwendbares Schicksal still ertragen; jetzt pflegte er kühn zu den Waffen zu greifen und der Macht des Gesetzes und des Kaisers in offenem

Kampfe Trotz zu bieten. Schon unter Marcus wagten die Inquilinen um Ravenna einen Aufstand. Im Jahre 397 238 waren es in Afrika nicht, wie gewöhnlich, die Truppen, sondern die Bauern, welche, von ihren Grundbesitzern aufgereizt, sich gegen Maximin empörten und in Gordian I. einen Gegenkaiser erhoben. Unter Gallienus tat sich in Sicilien die Landbevölkerung zu grossen bewaffneten Banden zusammen, welche die Insel plündernd durchzogen und nur mit Mühe unterdrückt wurden. Endlich brach noch kurz vor dem Regierungsantritte Diocletians in Gallien jener gewaltige Bauernkrieg aus, der den ersten Anlass zu der Mitregentschaft Maximians bot (S. 23). Die früheren Jahrhunderte der Kaiserzeit hatten nichts von solchen Katastrophen gewusst; erst durch die Ansiedlungen des Marcus hatte kriegerischer Barbarentrotz die zahme Fügsamkeit der römischen Provinzialen verdrängt.

Während bis dahin das Römertum sich ohne jeden Sprung folgerecht entwickelt hatte und in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern wesentlich dasselbe geblieben war, trennt ein jäher Riss das dritte Jahrhundert von dem ersten und zweiten. Alle sittlichen Anschauungen, alle Lebensgewohnheiten nehmen plötzlich eine andere Gestalt an. Die Knabenliebe war bis dahin allgemein verbreitet gewesen, und keiner hatte Anstand genommen, sich offen zu diesem Laster zu bekennen. Es galt zwar für schimpflich, seinen Leib preiszugeben, obgleich auch dies nicht allzu hart verurteilt wurde, nicht aber, den eines andern zu missbrauchen. Die Dichter besangen daher ihre männlichen Liebschaften ganz ebenso ungescheut wie die weiblichen, und niemand fand darin etwas Anstössiges. Im dritten Jahrhundert hatten die unnatürlichen Lüste nicht aufgehört, aber man betrachtete sie schon als

schmählich. Wer nicht die Schamlosigkeit eines Elagabalus besass, wagte es nur im Geheimen, sich ihnen hinzugeben, und heuchelte Keuschheit vor den Augen 398
der Welt. Nicht die Sünden, welche hin und wieder vorkommen, bezeichnen das sittliche Niveau eines Zeitalters — denn es gibt wohl keine Schändlichkeit, die irgend einer Epoche gänzlich fremd bliebe —, wohl aber die Beurteilung, die sie bei den Zeitgenossen finden. Wenn die Knabenschänder jetzt heimlichtun mussten, während sie früher schon seit den Tagen des Harmodios und Aristogeiton ganz offenkundig ihrer widrigen Lust gefröhnt hatten, so ist dies wohl der deutlichste Beweis, dass germanische Sittengesetze die antiken siegreich bekämpften.

Noch auf etwas anderes sei hingewiesen, was minder wichtig, aber nicht minder charakteristisch ist. In der früheren Zeit hatte das römische Volk fast ausschliesslich von Pflanzenkost gelebt; bei ihren Feldzügen empfanden es die Soldaten als schwere Entbehrung, wenn sie aus Mangel an Getreide sich nur mit Fleisch sättigen mussten. Dagegen war im vierten Jahrhundert die Ansicht verbreitet, dass bei harter körperlicher Anstrengung, wie sie namentlich auch dem Krieger zugemutet werde, Fleischnahrung nicht zu missen sei. Eine Nation, deren Gewohnheiten noch im Jäger- und Hirtenleben wurzelten, war eben an die Stelle der uralten Ackerbauvölker getreten, die vorher dem Reich und seinen Heeren ihr Gepräge gegeben hatten.

Starres Festhalten am Althergebrachten ist das Kennzeichen jeder frühen Kulturstufe. Wird aber der Barbar aus den gewohnten Zuständen herausgerissen, so dauert es sehr lange, ehe er zu dem neuen Recht und der neuen Sitte, denen er sich fügen soll, in ein

innigeres Verhältnis tritt. Jene rücksichtslosen Neuerungen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, die
399 das dritte Jahrhundert abschliessen und das vierte eröffnen, sind ohne Zweifel ein Ausfluss des germanischen
5 Geistes, der die römischen Formen zwar angenommen hatte, dem Wesen des Römertums aber immer noch verständnislos gegenüberstand. Die Kaiser dieser Zeit stammen fast ausnahmslos aus den illyrischen Provinzen, die neben Gallien am dichtesten mit Inquilinen be-
10 setzt waren; sie haben fast alle ihre Laufbahn als gemeine Soldaten begonnen, und das Heer setzte sich damals schon ganz vorzugsweise aus barbarischen Elementen zusammen. Von Galerius wissen wir, dass seine Mutter über die Donaugrenze in das Reich ein-
15 gewandert war; der Ursprung der übrigen ist meist, wohl nicht ohne Absicht, in tiefes Dunkel gehüllt; doch umsomehr dürfen wir annehmen, dass sein Bekanntwerden den Römern hätte anstössig sein müssen, dass er also wahrscheinlich ein barbarischer war.
20 Jedenfalls entspricht sowohl die theoretische Grübelei Diocletians als auch der schwärmerische Idealismus Constantins viel mehr dem deutschen, als dem romanischen Charakter. Die Germanen beherrschten schon jetzt das Reich; nicht nur mit ihren Waffen, sondern
25 auch unter ihrer Führung wurde der letzte grosse Kampf gegen ihre freien Stammesgenossen aufgenommen.

In der Geschichte jedes Volkes trifft leider das gleiche Schicksal die historische Forschung, dass gerade die Zeiten der Entwicklung, bei denen sie am
30 liebsten verweilen möchte, sich ihren Blicken am meisten entziehn. So ist es auch mit der inhaltreichen Epoche des dritten Jahrhunderts: eine Geschichte derselben zu schreiben, ist unmöglich, falls man nicht etwa die Aufzählung von Kaisernamen und

Regierungsjahren Geschichte nennen will. Die Quellen sind hier so dürftig, dass sich kaum der Hauptinhalt jener Zeit in den allgemeinsten Umrissen feststellen lässt. Dieser ist Kampf und Blut und Blut und Kampf. Ein Kaiser verdrängt den andern, um wieder von einem neuen verdrängt zu werden. Von den Zügen der wilden Landsknechtscharen, die diese stets wiederholten Bürgerkriege ausfechten müssen, bleibt kaum eine Provinz verschont; ganze Städte werden leergemordet; überall brennen die Dörfer und fliehen die Bauern. Und während das Reich sich selbst zerfleischt, dringen immer neue Barbarenhaufen über die schlecht beschützten Grenzen und schleppen weg, was sie erreichen können. Die Franken und Alamannen plündern am Rhein und an der obern Donau; die letzteren dringen zeitweilig sogar bis ins Herz von Italien vor; Marcomannen, Carpen und Sarmaten beunruhigen die illyrischen Lande; die Gothen am schwarzen Meere rüsten ungeheure Flotten aus und brandschatzen immer wieder alle Küsten des Reiches bis nach Spanien hinüber. Und zugleich ziehen verheerende Pesten über die bange Menschheit hin und vernichten von den Resten, die dem Schwert entgangen sind, noch ungezählte Tausende. Es ist ein grosses allgemeines Sterben, wie die Geschichte von keinem zweiten zu berichten weiss. War in den friedlichen Jahrhunderten von Augustus bis auf Marcus die Bevölkerung langsam hingeschwunden, so werden jetzt die jungen Schüsse, die aus frischem Samen hoffnungsvoll aufzuspriessen begannen, mit grausiger Geschwindigkeit ausgerottet, und wieder entsteht eine weite Öde. Es wird Raum geschaffen für neue und immer neue Ansiedlungen von Barbaren, und was von römischem Blute noch vorhanden war, verschwindet immer mehr

in einem bunten Völkergewimmel. Aber die antike Kultur bleibt doch noch Siegerin, und als man nach
401 der langen Schreckenszeit wieder aufzuatmen beginnt, da sind fast alle, die von den Reichsgrenzen umschlossen sind, Römer geworden.

Aber der alte Name umfasst ein neues Geschlecht, an dem nicht nur die ungeheure Blutmischung, sondern mehr noch die reinigende Kraft des grossen Völkermordes ihre grausigen Wunder geübt hat. Es sind die Tapfersten und Klügsten, die körperlich und geistig Gesundesten, welche sich aus dem furchtbaren Blutbade gerettet haben, und ihr Geschlecht zeigt kaum noch eine Ähnlichkeit mit den verkommenen Römern der früheren Kaiserzeit. Jene nervöse Überreiztheit der jungen und doch schon abgelebten Roués, welche die erstorbene Sinnlichkeit durch unnatürliche Lüste wieder aufzukitzeln suchte, ist verschwunden. Die Verderbnis der Grossstädte hört selbstverständlich nicht ganz auf, aber sie ist kaum viel schlimmer, als auch heutzutage. Unter den Kaisern und ihren Werkzeugen gibt es noch Tyrannen und Mörder genug, aber keine so widrigen Lüstlinge mehr, wie sie bis auf Elagabalus an der Tagesordnung waren; selbst die Ausschweifungen eines Maximinus Daja machen im Vergleich mit dem, was früher geschehen war, den Eindruck des gesund Natürlichen. Die Grausamkeit ist unstreitig gewachsen; das Foltern spielt im Prozess eine viel grössere Rolle, und das Lebendigverbrennen, das dem römischen Strafgesetz ehedem fremd gewesen war, wird eine ganz gewöhnliche Form der Hinrichtung. Doch hierin zeigt sich nur die Wildheit der Barbaren, wie man sie auch bei Indianern und Negern beobachten kann; jene Lust an menschlichen Qualen, in der ein Caligula für seine ermatteten Nerven

frische Reizmittel fand, ist der neuen Zeit fremd geworden. Vor allem aber regt sich wieder die geistige Originalität und der sittliche Mut, Neues selbsttätig zu 402
ersinnen und kühn ins Werk zu setzen. Mögen die Reformen Diocletians und seiner Nachfolger noch so verfehlt gewesen sein, immerhin sticht selbst der hastige Tatendrang, mit dem sie fast alle übereilt wurden, vorteilhaft ab gegen das müde Gehenlassen, die untätige Verzweiflung, welche vorher auch die besten Kaiser den Schäden ihrer Zeit entgegengebracht hatten. Und selbst der schärfste Tadler wird nicht verkennen, dass alle jene Neuerungen glänzende Proben feinsten Scharfsinns waren, der sich zwar oft in seinen Mitteln vergriff, aber immer die gegebene Aufgabe klar und eigentümlich erfasste.

Nur auf den Gebieten der Kunst und des abstrakten Denkens versagte die neuerwachte Schaffenskraft. Mit der Ausbildung des Neuplatonismus, die schon im dritten Jahrhundert wesentlich abgeschlossen war, ist die antike Philosophie zu Ende, und selbst die tief gesunkene Zeit des Marcus hat noch in Lucian, Apuleius und Tertullian Schriftsteller hervorgebracht, mit denen keiner der späteren sich messen konnte. Das höchste, was man im vierten Jahrhundert erstrebte, aber nie erreichte, war, nicht schlechter zu schreiben als Cicero, Plinius oder Vergil; ein Ziel, das über die Nachahmung der Alten hinausging, hat keiner sich zu stecken gewagt.

Nicht besser war es in der bildenden Kunst. Bis auf die Zeiten des Gallienus herab sind die Münzbildnisse noch frisch und individuell; später kann man auf den Geldstücken die Kaiserköpfe nur noch nach den Inschriften unterscheiden; jede Porträtähnlichkeit ist verloren gegangen. Die Zeit, welche politisch und

militärisch den neuen Aufschwung brachte, ist nicht durch ein langsames Sinken, wie es schon seit Jahr-
403 hunderten begonnen hatte, sondern durch einen jähen Sturz der Kunst bezeichnet. Als Kaiser Constantius Rom im Jahre 357 zum erstenmal betrat, da überkam ihn beim Anblick aller der Wunderbauten, welche die ewige Stadt erfüllten, ein dumpfes Staunen. Auf dem Forum Trajans, das ihm den tiefsten Eindruck machte, sprach er den schüchternen Wunsch aus, wenigstens die Reiterstatue des alten Herrschers seinerseits nachahmen zu lassen; doch ein persischer Prinz, der sich in seiner Umgebung befand, sagte ihm kopfschüttelnd: „Nimmer wirst du ein solches Pferd zustande bringen, wenn du ihm nicht auch einen solchen Stall bauen kannst.“ Man fühlte seine Inferiorität und hatte Grund dazu. Die Barbarensöhne, die jetzt das Reich erfüllten, konnten wohl Schlachten gewinnen und kluge Gesetze erdenken, aber das feine Gefühl für die Form ist ein Vorrecht der höchsten Bildung, das nur von Generation zu Generation fortgepflanzt und gesteigert, seine Vollendung erlangen kann; und dasselbe gilt von dem weltabgewandten Denken des Philosophen. Der echte Grieche und Römer hatte es noch gekonnt selbst in dem tiefsten Verfall seiner Art; die neuen Völker, die jetzt auf den Schauplatz getreten waren, bedurften einer Erziehung von elf Jahrhunderten, ehe sie die Natur wieder plastisch anschaun und in die Tiefen ihrer eigenen Seele hinabsteigen lernten.

Doch wer mochte in jenen harten Zeiten darum klagen, dass der Schmuck des Daseins etwas minder glänzend war; galt es doch vor allem das Dasein selbst gegen die Feinde zu verteidigen, die es von allen Seiten bedrohten. Und die Hoffnung war besser begründet als seit Jahrhunderten, dass das Reich sich

zu einer neuen Blüte erheben werde. Die lange, trostlose Abzehrung, an der das römische Volk gekrankt hatte, war vorüber; junges Germanenblut rollte jetzt in seinen Adern. Und doch war seine Kraft durch 404
Diocletian wieder straff zusammengefasst, um den zerstreuten Angriffen der einzelnen Barbarenstämme geschlossen zu widerstehn. Und diese ganze ungeheure Masse war eben erst aus der Vernichtung neugeboren; sie bildete ein buntes und doch einheitliches Gemisch, ohne festen nationalen Kern, ohne tief gewurzelte Überlieferungen: weiches Wachs in der Hand eines zielbewussten Gesetzgebers. Jeden Bruch des bestehenden Rechtes, das noch keinem ganz in Fleisch und Blut übergegangen war, liess man sich ohne Widerrede gefallen; alles verlangte nach Reformen und war bereit, jeden staatsmännischen Gedanken aufzunehmen und zu bewundern. Die Bedingungen für eine Neuschöpfung grössten Stiles waren so günstig, wie sie im ganzen Verlauf der Geschichte vielleicht kein zweites Mal gelegen haben. Wie Diocletian und seine Nachfolger diese Verhältnisse auszunutzen wussten, soll uns der nächste Abschnitt lehren.

Gedruckt bei Julius Abel in Greifswald.

Date Due

Library Bureau Cat. no. 1137

DG311 .S5 1897 vol.1

Seeck, Otto.
Geschichte des Untergangs der antiken Welt

39967003328767

33214